

kürbiskern



kürbiskern

*1965

R. I. P.

†1987

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von
Friedrich Hitler, Klaus Konjetzky,
Oskar Neumann, Hannes Stütz

Damnitz Verlag im Verlag Plambeck & Co

In eigener Sache

Friedrich Hitler: Bruder Hermenegild und der Garten der Tausend Vergißmeinnicht / Eine letzte Anmerkung zur Einstellung des kürbiskerns	3
Hannes Stütz: Zum Geleit	13
Zum Abschied	16
Alf Tondern, Erasmus Schöfer (16), Werner Dürrson (18), Erika Wittlinger-Strutynski, Uwe Gardein (19), Wolfgang Borsich (21), Tilmann Michalski (22), Otto Böni, Jürgen-Peter Stössel (23), Lutz Peters (25), Bernt Engelmann, Irmela Brender (26), Jürgen Pelzer, Karl Taefler (27), Rainer Eckert (28), Joseph von Westphalen (30), Günter Herburger (35), Martin Walser (39)	
Gedichte	
Jens Hagen (40), Horst Feiler (44), Eckart Spoo, Erhard Schümmelfeder (45), Harald Höpf, Rolf Haarmann (46), Joachim Fuhrmann (47), Thomas Gruber (49), Oliver Behnssen, Fritz Deppert (50), Thomas Krüger (51), Kurt Neuburger (52), Christina Kiewitz, Hans-Jörg Modlmayr, Ute Meinhardt, Karl Taefler (54), Gisela Gorenflo, Barbara Erdmann, Rotraud Sarker, Manfred Wieninger (55), Lisa Kahn, Gabriele di Ciriaco, Susanne Späh (56), Karlhans Frank, Hans van Ooyen (57)	
Uta Rappenstein: Rahel in der Küche	58
Katja Wolff: Ein gewitzter Bauer	61
August Kühn: Ostermarsch	62
Peter Pollak: Freunde kommen zu Besuch	66
Eberhard Kirchhoff: Alles im Fluß	68
Bernhard Speh: Die Coca-Cola-Story	69
Georg Diederichs: Feuerzunge	74
Orlando Mardones: Kindheit in Chile	75
Jochen Grünwaldt: Ein Intellektueller	82
Peter M. Stephan: Literatenleben	83
Sven Hanuschek: „Winterspelt“ als „polyphon gefasstes Weiss“	93
Uwe Gardein: Erste Anfänge. Zu Alfred Anderschs „Erinnerte Gestalten“	109
Oliver Rehlinger: Im Kettenhemd der Phantasie	114
Gisela Elsner: Die Dressurleistungen schreibender Leisetreter	124
David Chotjewitz: Gedanken über das Schreiben	130
Renate Marschner: Gespräche mit Frankenstein	135
Robert Steigerwald / Erasmus Schöfer: Zu dem Roman „Tod in Athen“. Ein Briefwechsel	149
ANMERKUNGEN	159
Umschlaggestaltung unter Verwendung eines „Kulturteufelchens“ von Klaus Konjetzky	

*In eigener Sache***Friedrich Hitler**

Bruder Hermenegild und der Garten der Tausend Vergißmeinnicht. Eine Erzählung

Benediktbeuren, 1. Mai 1987.

Werter Genosse Koordinator,

Verzeihen Sie, wenn ich keinen Namen verwende, da ich nicht weiß, wer Sie wirklich sind: Wo Sie transparent sein müßten, halten Sie sich mehr und mehr verdeckt. Klar ist nur, aus Ihrem Umfeld erreichte mich vor meinem Aufbruch nach Moskau eine wahrhaft traurige Nachricht. Die mir das mitteilten, will ich nicht erwähnen. Diese haben, was Ihnen zu vollstrecken aufgetragen wurde, recht flüchtig und flau erledigt, das zieht sich schon einige Zeit hin: Auf ein halbes Dutzend Briefe und Konzeptionspapiere der letzten vier Jahre haben Sie und Ihre Beauftragten nicht reagiert, auch nicht auf den Brief vom Freitag, 13. Februar 1987, worin es hieß: „Nach langem Drängen und Warten auf eine Entscheidung über die Zukunft der Zeitschrift *kürbiskern* haben Sie am 9. Februar 1987 mitteilen lassen, daß die Zeitschrift Ende 1987 eingestellt wird und statt dessen ab 1988 eine neue Zeitschrift erscheinen soll. Die Grundlage dieser Entscheidung ist mir unbekannt. An dem Beschuß wurde ich als Verantwortlicher nicht beteiligt, ich wiederhole, was ich Ihrem Boten bereits mündlich erklärte: Das Verfahren verletzt demokratische Grundsätze, es verstößt gegen mein Verständnis von sozialistischer Praxis, die Methode beschämmt die Verursacher und mißachtet die Persönlichkeitsrechte der Betroffenen.“

Deshalb schreibe ich Ihnen, werter Genosse Koordinator, auch keinen normalen Brief mehr, allerdings schließe ich nicht aus, daß Sie die Veröffentlichung dieser Erzählung im *kürbiskern*, wofür sie bestimmt ist, für unerwünscht halten.

Was ich von der Liquidierung der Zeitschrift halte, ist Ihnen bekannt: Ich war dagegen und werde mich dagegen wehren, denn ich habe mit anderen ein Werk zu verteidigen, das zu zwei Dritteln nicht nur meines Arbeitslebens gehört.

Verzeihen Sie, wenn ich Sie jetzt zwar ohne Namen und dennoch wie eine Person der Zeitgeschichte, ja sogar in der Mehrzahl anrede. Wir sind uns erstmals 1964 begegnet. Diese Begegnung stellte für mich persönlich und meine Arbeit in all den folgenden Jahren eine Bereicherung, ja, eine Befreiung dar, hatte ich doch endlich Deutsche gefunden, auf deren Beispiel ich gleichsam gewartet hatte. Sie hatten ihr Leben gewagt und mit ihrem eigenen, das heißt auch in deutschem Namen mitgeholfen, die Ehre unseres Volkes zu retten, als im Namen der deutschen Nation die schlimmsten Verbrechen begangen wurden. Internationalisten. Mit ihrer Liebe zur Heimat, die auch der Haß nicht töten konnte, verbanden sie den Glauben an den Sozialismus und eine

Gesellschaft, die gerecht, frei und gleichberechtigt unter den Völkern sein soll. Sie glaubten, bei allen Zweifeln, im Prinzip sei das in der Sowjetunion, dem „Vaterland der Werkätigen“, deren Völker sich selbst und auch uns vor der Barbarei eines Hitlerschen Weltreiches rettete, schon erreicht. Sie standen für Frieden und kämpften, unter Einsatz des Lebens, gegen den Nazismus, als andere, verblendet von demagogischen Reden, aus Angst und Leichtsinn in den bisher furchtbarsten Krieg zogen. Sie blieben aufrecht, als viele, aus Furcht vor der Roten Gefahr, meinten, die Atombombe könnte sie schützen. Sie wehrten sich gegen die Ambitionen der Revanche, als erneut aufgerüstet wurde, sich die verlorenen Gebiete des Deutschen Reiches in den Grenzen von 1937 in *freedom and democracy* einzuverleiben.

Deutsche Kommunisten. Das durfte es nicht geben. Doch, sie gab es auch dann, als ihre Partei in der Bundesrepublik Deutschland 1956 erneut verboten wurde. Ja, der Begegnung und dem Bündnis mit Menschen aus deren Reihen verdanke ich unvergessliche, unauslöschbare Impulse, sie verhalfen mir, allein durch ihr Dasein, veraltetes Denken zu überwinden. Und eben daraus erwuchs unter anderem die Zeitschrift *kürbiskern*, die in ihrer Arbeit mit zu den ältesten Editionen unserer Republik, unserer Nationalliteratur gehört.

Welchen Wert das verkörpert, sollen andere beurteilen. Mir genügt hier ein Wort des Dankes an Sie, Genosse Koordinator, daß Sie zu einer so ungewöhnlichen Koalition bereit waren und damit ein Forum für ein Stück der Kulturgeschichte gestaltet werden konnte, das – gleichberechtigt neben anderen – zur humanistischen Tradition unseres Volkes gehört. Das war und bleibt der tiefste Grund für meine Entscheidung, mich gerade mit denen in ein Verhältnis des Vertrauens zu begeben, die erstrebenswerte Ideale nicht nur durch schöne Worte, sondern auch durch zähes Handeln verwirklichen, die Literatur und Kunst als einen selbständigen, lebensnotwendigen Teil dieses Kampfes würdigen wollen. Nicht gering werte ich dabei auch meine Gefühle des Widerstands gegenüber einem Staat und dessen Apparaten, Macht gegen Recht von Minderheiten einzusetzen. Und Sie leiten doch eine Minderheit in unsrem Land an. Literatur der Aufklärung war immer begleitet vom Argwohn der Mächtigen, und ich sah es als eine wesentliche Entdeckung für mich an, das Erbe, für mich neue, bis dahin verborgene Aufgaben der revolutionären Arbeiterbewegung zu verbinden mit all denen, die, bei anderen Ansichten, die Wirklichkeit dank literarischer Aneignung besser begreifen lassen und die Zahl der Menschen, die zu Würde und Ansehen des eigenen Landes beitragen, mehren helfen. Das bleibt die Geschichte des *kürbiskern* in den über zwanzig Jahren seines Wirkens.

Was an unserer Leistung gut und was daran schlecht war, was wir leisteten und versäumten, hat niemand anderer zu verantworten, als das im Impressum ausgewiesene Kollegium der Herausgeber und Redakteure. Dabei möchte ich einschränken, daß 1969 der Bruch in der ersten Mannschaft, als Folge der gesellschaftlichen Krise in der Tschechoslowakei und der militärischen Aktion des Warschauer Paktes (als letzter Notbremse zur Bewältigung der Krise) weitaus tiefer ging als ich das damals begriff, die ganze Krise hätte lange zuvor anders, nämlich durch Glasnost, gelöst werden müssen, doch da-

mals war dies nicht gefragt. All das hat mit dem Aufarbeiten von Versäumnissen und Verfehlungen von Kommunisten und deren Verbündeten zu tun. Diese Verfehlungen können für Gegenwart und Zukunft nützliche Einsichten gewähren – wenn wir uns ihnen stellen. Wir haben uns etlichen Fehlern und Ungerechtigkeiten nicht gestellt, oder nur als Rechtfertigung unpopulärer Handlungen einer Macht für Frieden und sozialen Fortschritt angesehen; doch dies beantwortet meistens nur zur Hälfte, warum es so weit hatte kommen müssen, die politischen und sozialen Gründe solcher Katastrophen haben wir, aus Scheu und Unkenntnis, nicht bewältigt. Und wer sich damit auseinandersetzte, wurde dann fast zwangsläufig in die Ecke des Dissidententums gedrängt.

Sie haben sich nun dafür entschieden, die Plattform *kürbiskern*, die Grundlage unserer Koalition, zu beenden. Ich wiederhole, ich weiß nicht, wer Sie tatsächlich sind. Sie berufen sich auf ein Kollektiv, für mich bestehen aber alle Gremien aus Menschen, Menschen haben Namen, wo diese fehlen, beginnen Verdächtigungen und setzt ein Prozeß der Demoralisierung ein. Sie demonstrieren, Genosse Koordinator, Macht, nichts anderes als Macht, denn Sie haben sich auf keine gemeinsame Entscheidung eingelassen. Das hat Konsequenzen, um so mehr, als es um so weitreichende Entscheidungen geht wie die Liquidierung einer eingeführten Zeitschrift, die im geistigen und literarischen Leben unserer Republik verankert ist. Wer Macht so ausübt, trägt auch die Folgen.

Entscheidungen über einen Bereich meiner Verantwortung, an denen ich nicht beteiligt werde, vertrete ich nicht. Es ist nicht einzusehen, warum ich den Kampf um Mitbestimmung und eine gerechte Gesellschaftsordnung gegenüber anderen führen soll, die im eigenen Bereich mißachtet werden. Solche Methoden haben keine Zukunft, sie hatten eigentlich nie Zukunft: wenn sie in falsch verstandener Disziplin, auch von mir, hingenommen wurden, heißt das nicht, sie weiterhin stillschweigend zu akzeptieren.

Sie berufen sich auf Sachzwänge, die ich nur von Ihren Worten her kenne, aber solche Worte sind wie der Schall des Echos von der Benediktenwand. Ich wende mich an Sie, auf dem Weg zum Gipfel meines Hausberges, aus dem Kloster Benediktbeuren. Es ist Ihnen, als einem Nutznießer der Literatur, ja sicher bekannt, daß in diesem Kloster die ersten deutschsprachigen Texte gegen verknöchertes Kirchenlatein, gegen den Dogmatismus einer alten Denkweise gesammelt wurden – die Vagantenlieder, auch *Carmina burana* genannt. Und wer würde bestreiten, daß in all den Jahrhunderten der schlimmste Widersacher der Literatur in Gestalt von Dogmen gegenübertritt? Es war Ihr Kollege Pater Koordinator gewesen, der mich erneut daran erinnerte, es gäbe da keine Wahl in der Welt: Du mußt dem Dogma gehorchen oder an ihm zerbrechen, ließ er seine sanfte Stimme vernehmen. Ich habe dem Pater Koordinator bei unserem Gespräch im Garten der Tausend Vergißmeinnicht widersprochen, worauf er lächelnd erwiderte, der Genosse Koordinator würde mich eines Besseren belehren. Er würde mir die Prinzipienfestigkeit der politischen Macht manifestieren, die letztlich auf dem Dogma beruht, Gremien der politischen Macht könnten so komplizierte Gebilde wie

Schreibschulen, Zeitschriften und Literatur verschwinden oder entstehen lassen, Redaktionen auflösen oder einsetzen.

Nein, so geht das nicht weiter, erwiderte ich dem Pater Koordinator. Deshalb appelliere ich an Sie: Mehr Licht, Genosse Koordinator, wir brauchen mehr Licht, wo doch in unserem Land nicht wenige nach Glasnost geradezu dürsten. Und das funktioniert nur, wenn wir dafür selbst ein Beispiel setzen, wo das jetzt mehr denn je möglich wäre. Erlauben Sie mir ein Beispiel zu benennen: Das Drama „Der Brester Frieden“, das ich erst jetzt lesen konnte, war im Jahr 1969 fertiggestellt, es betrifft eine dramatische Wende in den Beziehungen Deutschlands und Sowjetrußlands. Alexander Twardowskij wollte das Stück seiterzeit in *Nowyj Mir* veröffentlichen, ein Deutscher, Dramaturg in der DDR, wollte es in Berlin inszenieren. Beides wurde verboten, Twardowskij verlor, nicht nur deshalb, seinen Posten als Chefredakteur. Überlegen Sie sich nun einmal, wenn ich Ihnen damals empfohlen hätte, man möge sich auf die Prinzipien des „proletarischen Internationalismus“ berufen und die Moskauer Genossen dringend darum bitten, dieses Stück unverzüglich freizugeben, in unserem beiderseitigen Interesse, das vor allem der Aufklärung über die ganze historische Wahrheit zu dienen hat? Was wäre geschehen? Vielleicht hätten wir uns augenzwinkernd verständigt, na hör mal, das geht doch nicht ... Warum eigentlich nicht? Nicht nur die anderen haben eine Schere im Kopf.

Zu unserer beiderseitigen Entschuldigung könnte ich zwar sagen, wir haben davon nicht gewußt. Gewiß, bei der Politik des Verdrängens unangenehmer Tatsachen in eigener Sache haben wir vieles nie erfahren, jedenfalls immer zu spät, wir haben uns dann allmählich eine Psychologie angewöhnt, nicht hinzuhören und hinzusehen, wo der Gegner oder Abtrünnige die Dinge, dann meist schon vom Haß entstellt, bei Namen nannten. Doch was wir wußten oder ahnten, haben wir nach dem gleichen Schema behandelt: Augen und Ohren geschlossen, Fehlerdiskussionen sind verderblich. All dies verlangt doch gerade jetzt danach, gründlich in sich zu gehen und die Fehler nicht nur bei anderen zu suchen.

Was sich gegenwärtig in der Sowjetunion tut, ist nichts anderes als ein Beispiel dafür, die doppelte Buchführung jener Psychologie zu beenden, die Schere aus Köpfen zu entfernen und aufzuhören mit der Verbreitung halber Wahrheiten, denn es bleibt die halbe Wahrheit, wenn man nur auf ein Tor, auf das Tor des Gegners spielt. Vergessen Sie auch nicht all jene, für die jetzt eine Welt zusammenbricht, weil Sie zu Ihnen, Genosse Koordinator, jegliches Vertrauen verlieren. Oder ist es ein Irrtum, wenn ich feststelle, daß nun in der Sowjetunion Sachverhalte entlarvt werden, die Sie noch vor kurzem für Errungenschaften des „realen Sozialismus“ hielten, weil Sie eben meist naiv glauben ließen und das, was wir bezweifelten, nicht einmal erwähnten? (Das soll doch ruhig der bürgerlichen Presse überlassen bleiben, lese ich noch jetzt in treuherzigen linken Leserbriefen: Unterdessen verließen und verlassen Sie immer mehr Leute, die Ihnen einst vertraut und nunmehr Ihren Methoden nicht mehr trauen.) Bei dieser exemplarischen Suche nach neuen Wegen, die immer mit neuen Denkanstößen beginnt, sollte man die

reale Lage nüchtern beschreiben und mit den Methoden des Verdrängens Schluß machen.

Mein Bündnis mit Ihnen, werter Genosse Koordinator, begriff ich als eine Tätigkeit des Zusammenführens, des Dienens an der Sache der Literatur, was weitaus mehr ist als Literatur im Geschirr der Politik. Anstelle des Verbindens von Menschen und Ideen, ist während der letzten Jahre das Zerbrechen von Bindungen und Verbindungen getreten. Glauben Sie wirklich daran, Sie könnten mit solchen Beschlüssen, die Sie uns gegenüber durchsetzen, Vertrauen auf Ihren Anspruch stiftten, die Bergsteiger zum Gipfel zu führen? Mit der von Ihnen veranlaßten Liquidierung der Zeitschrift *kürbiskern* kündigen Sie unsere Koalition auf. Ich werde auf meine Weise der Literatur und all dem, was ich damit verknüpfe, weiterhin dienen, keineswegs jedoch auf dem Richtplatz eines Umfeldes, das allein Sie bestellen. So wie viele Wege nach Rom führten, gibt es mehrere Pfade auf den Gipfel eines Berges.

Es ist traurig, daß Sie gerade angesichts des Aufbruchs in der Sowjetunion, wo sich erneut kritische Intelligenz, Kreativität und Eigeninitiative zum Mitgestalten herausgefordert sehen, noch immer mit Methoden vorgehen, die seit eh und je überholt waren, denen man sich natürlich gerne unterwirft, wenn daran geglaubt wird, die Annahme einsamer Gipfelbeschlüsse seien der Ausdruck von Disziplin. Das bietet jedoch nur ein Bild von Ausweglosigkeit, das sich oben in dumpfe Machtgesten verhüllt und unten in dröhnender Ohnmacht entblößt. Wundern Sie sich darüber, daß nur noch ein Wortschwall im Nebel verhallt?

Damit wurde schon jedes Königreich verloren, auch das Königreich hoher Ideale, was niemals Königen oder Parteivorständen schadete, sondern dem Volk.

Im übrigen soll ich Ihnen von Ihrem einstmals sentimental ergebenen Gabriel Jeremias Hopfengärtner herzliche Grüße bestellen – er vergießt jede Nacht Tränen des Mitleids mit Ihnen auf dem Beet der Tausend Vergißmeinnicht.

NACHTRAG ZUM 1. ADVENT 1987.

Exerzitien der Benediktiner trösten über die Unbill des Zeitgeistes hinweg, da gilt eben nicht der Spruch: In der Welt ist der Teufel, im Kloster sitzt er auf der Mauer. Ein Benediktiner hat zu wissen, der Teufel befindet sich inmitten der klösterlichen und der weltlichen Kommune.

1250 Jahre sind es her, daß unter dem breiten Rücken der steinigen Benediktenwand eine beachtliche Schreibschule entstanden ist, die den leiblichen und geistigen Bedürfnissen der Menschen diente. Und als hier – einige Jahrhunderte später – Don Boscos Salesianer ihren sozialen und kulturellen Dienst aufnahmen, da war es nicht mehr lange hin, bis die Stätte der Begegnung mit ehemaligen Zöglingen aus Ihrer Zucht, Genosse Koordinator, eingerichtet wurde.

Die Ehemaligen, die ich seit geraumer Zeit, bei gelegentlichen Wanderungen, neugierig beobachte, in deren Zustand ich mich keineswegs versetzen lassen will (gerade deshalb die Neugier!), pflegen den Garten der Tausend Vergißmeinnicht. Zum Beten werden die Ehemaligen nicht angehalten, geschweige

denn gezwungen. Die Benediktiner lassen ihnen das Gemurmel bei windgefächeltem Nicken der blauäugigen Blumen im Beet des Bruders Hermenegild. Hermenegild hat wie alle Ihre Ehemaligen, Genosse Koordinator, eine unglückselige Geschichte hinter sich. Er hatte zunächst bei den Dominikanern Zuflucht gesucht, ein Radikaler, wie Hermenegild nun mal ist, muß beständig und radikal konvertieren. Und als Sie, Genosse Koordinator, den armen Hermenegild wegen seiner Verbindungen zur *Düsseldorfer Debatte* verstoßen hatten, blieb ihm zunächst keine andere Zufluchtstätte übrig als das Dominikanerkloster, der Hort Ihrer uralten radikalen Gegenspieler, die Ordenssoldaten der Heiligen Unantastbaren Führung in der Obersten Kurie. Hermenegild schweigt die meiste Zeit, nachdem Sie ihn exkommuniziert hatten. Es war wohl schieres Glück und reiner Segen, daß ihm Pater Umberto, ein überaus feinsinniger Jesuit, die Salesianer in Benediktbeuren empfohlen hatte, die ihm dann verständnisvoll die Pflege des Gartens der Tausend Vergißmeinnicht anvertrautten.

Diesem Bruder Hermenegild widmete ich die größte Aufmerksamkeit. Wie sinnfällig, fiel mir ein, daß ich gerade jetzt, fest entschlossen, das Kloster dann und wann als Wanderer aufzusuchen, bei Hermenegild das Geheimnis entschlüsseln durfte, das Ihrer Entscheidung zugrundelag, den *kürbiskern* zu beerdigen und demnächst die neue Gazette ins Leben zu rufen. Es war an einem der wenigen heißen Tage im Juli, anno domini 1987, nachdem mir Ihre Boten bedeuteten, meine Ergüsse an Sie, den sonst unantastbaren Genossen Koordinator, würden von Gott und der Welt gänzlich mißverstanden, ja man würde darunter nichts anderes verstehen als die „Partei“. Nur Sie allein, werter Genosse Koordinator, können aber verstehen, warum ich dieser Frage in klösterlicher Abgeschiedenheit nachgehen mußte.

Gedankenverloren schritt ich also an jenem Sommernorgen zum Beet der Tausend blauäugigen Vergißmeinnicht. Bienen summten und sammelten fleißig den köstlichen Nektar für den noch köstlicheren Honig aus den leicht verstrahlten Wiesen des Pfaffenwinkels. Schmetterlinge flatterten unruhig hin und her. Da und dort trällerten Singvögel, deren herrliche Stimmen Bruder Hermenegild zum Verwechseln ähnlich nachahmen kann, doch vorerst bleibt es leider beim Gemurmel des Bruders. Hermenegild bewegt nur dann und wann die zerkaute Lippen in seinem zerfurchten Antlitz. Und niemand versteht eigentlich, was er murmelt.

An diesem Morgen konnte ich jedoch erstmals ein paar Worte recht deutlich vernehmen. Sie genügten mir, um Ihrem Geheimnis näher zu kommen, Genosse Koordinator. Bruder Hermenegild hatte mich gar nicht bemerkt, wie ich mich den blauäugigen Tausend Vergißmeinnicht, seiner neuen Domäne, näherte. (Früher hatte er ja bekanntlich Ihre Hundert Singenden Blumen der Pressefeste zu begießen.) Wie ich da also dem Garten der Tausend Vergißmeinnicht näher kam, vernahm ich ganz klar: „Mussidenn, Mussidenn, Mussidenn, Mussidenn, Mussidenn, Mussidenn . . .“ Sofort hatte ich den Doppelsinn des unsteten, monotonen „Mussidenn“ begriffen. Ging es doch um den Anfang des schwäbischen Volksliedes „Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus . . .“

Bruder Hermenegild befleißigte sich unzweifelhaft der seltenen Exerzitien

des Mussismus. Unter Ihrer Obhut, Genosse Koordinator, war ja Hermenegild (sein weltlicher Name ist nicht so wichtig) ein besonders ergebener Anhänger des Marxismus gewesen. Als man ihm aber durch Ihre Beauftragten befaßt, in rund zwei Dutzend Punkten aufzulisten, warum der *kürbiskern* zu beerdigen und die neue Gazette zu gebären sei, da flippte Hermenegild, der in jungen Jahren auch vögeln der Vögel Stimmen nachahmte, einfach aus. Immer wieder las er in der Beschlusvorlage: „Sie muß, sie muß, sie muß, sie muß, sie muß, sie muß . . .“ Er wollte das halbe Dutzend „Siemuß“ auswendig lernen, suchte nach Fußnoten, um die Muß-Stichhaltigkeit der neuen, ganz und gar wirtschaftlichen Gazette zu beweisen. Angeblich soll Hermenegild erst laut geschrien haben – „Ecco! Die Rose muß!“ Danach sei Hermenegild aber völlig verstummt, am Ende habe es ihm auf Wochen die Sprache verschlagen – so teilte mir das der tolerante Jesuit, Pater Umberto, vertraulich mit. Wir waren uns fast sicher, bei Bruder Hermenegild war der Marxismus in den Mussismus umgeschlagen.

Und eben da kam mir der Gedanke, wen und was Sie darstellen, Genosse Koordinator. Andere Mussisten haben mir eindringlich nahegelegt, die klösterlichen Ergüsse an Sie, den Genossen Koordinator, zurückzuziehen, jeder denke doch, der Koordinator sei die ganze DKP, während ich an etwas ganz anderes dachte. Was für ein Unsinn! Ein Koordinator kann nie eine ganze Partei zusammenhalten, nicht einmal die DKP. (Da irrt Gabriel Jeremias, der sich meine Klostergedanken ohne Rose überhaupt nicht vorstellen kann und darüber nur lacht.) Aber was sich da in den wenigen Augenblicken an den Beeten des Gartens der Tausend Vergißmeinnicht abspielte, dieses monoton eindringliche Murmeln des Mussisten und Bruders Hermenegild, hat mir den letzten Zweifel daran genommen, wer Sie wirklich sind, werter Genosse Koordinator.

Genosse Koordinator! Sie sind in vielen Personen und Parteien untergekrochen, das ist so wahr, wie ich, ein Ketzer, klösterliche Kommunen bestaune. Sie stellen dennoch keine Person oder Partei dar, Sie sind kein Gremium und keine Instanz, nicht einmal einen Bürokraten läßt Sie das Schicksal sein. Sie sind schlicht und einfach – ein Gefüge, mit oder ohne Mörtel im Mauerwerk. Manche nennen das Struktur. Sie verkörpern in zahllosen Erscheinungen den sogenannten demokratischen Zentralismus, genauer gesagt – den Mißbrauch der vom 32jährigen Ulianow, der sich noch nicht Lenin nannte, erstmals umrissenen Parteilehre. Sie, werter Genosse Koordinator, personifizieren noch immer das anspruchsvollste und gefährlichste Prinzip der modernen Parteilehren, zu dem sich außer Ihnen – und dies seit langem – nur noch die Katholiken so verdammt offen und unverblümt metaphysisch bekennen. (Verstehen Sie, warum ich nur im Kloster hinter Ihr Geheimnis kam?)

Genosse Koordinator! Ihnen entspringen Armeen von Janusköpfen. Mal plädieren Sie für den Kasernenzosialismus, dann ringen Sie sich durch zur Demokratie. Und erstaunlicherweise beschränken Sie sich nicht einmal auf sich selbst. Fast alle Massenorganisationen im 20. Jahrhundert stießen und stoßen immer wieder an die Schwelle, wo sie es nicht ließen und lassen, Demokratie zu mißachten und dem Zentralismus zu frönen. Am eindrucksvollsten praktizieren das die Aufsichtsräte von Großbanken, das sind freilich keine Massen-

organisationen, wenngleich sie es mit unglaublichen Massenwerten zu tun haben. Nur macht es wenig aus, wenn Aufsichtsräte zentralistisch herrschen. Bei Ihnen, Genosse Koordinator, ist das etwas anderes. Sie haben nicht die Mittel.

Hermenegild murmelte also sein monoton „Mussidenn“. Unverkennbar war, woran er verzweifelte. Der blauäugige Bruder hatte einst darauf gesetzt. Sie würden Ihre Lehre transparent gestalten, daß jeder demokratische Mensch – anders als das bei Aufsichtsräten kapitalistischer Großbanken vor kommt (das ist ja das Leidige, daß der Sozialismus immer mit Demokratie anfängt!) – wissen will, wie die Führung namentlich entscheidet, daß Sie sich nicht hinter dem Kollektiv verstecken, sondern ganz persönlich und für alle erkennbar namentlich verantwortlich zeichnen. Bruder Hermenegild hatte so fest daran geglaubt, behauptet wenigstens Pater Umberto, daß er bis jetzt noch nicht fassen kann, daß Sie, wo die Transparenz fehlt, schlecht regieren, konzeptionsgierig ziellos schalten und walten, um dann nur noch aufzuzählen, was den Geboten des Mussismus entspricht. Wo Sie, Genosse Koordinator, sagen – Siemuß, Siemuß, Siemuß – bringt es Bruder Hermenegild, Ihr ehemaliger gehorsamer Zögling, nur noch zum – Mussidenn, Mussidenn, Mussidenn ...

Verstehen Sie nun, was ich meine, wenn ich in meiner Erzählung keine Namen nenne? Und warum ich zu diesen Gedanken, auf dem Weg zum Berges gipfel, nur im Kloster kommen konnte? Wo alle Spuren vom Gestern ins Heute, insbesonders zum Garten der Tausend Vergißmeinnicht und zum leib haftigen Dogmatismus vergeblichen Handelns (natürlich niemals des Denkens, denn der Theorie nach sind alle Ihre Zöglinge Antidogmatiker) – hin führen? Zum reinen Mussismus.

Die Offenbarung war wie ein absurder Traum. Ich träumte in der Nacht nach der Begegnung mit dem murmelnden Bruder Hermenegild, Sie, werter Ge nosse Koordinator, seien zum Umarmen nah, da begriff ich, worum es geht. Ich wollte Sie umarmen und griff ins Leere. Statt dessen berührte ich mich selbst. Sonst war nichts zu fassen. Was kann das nur sein? Ich verabschiede mich von einem Stück in mir. Sonst müßte ich doch wohl den Weg des Bruders Hermenegild gehen. Und plötzlich schreien – „Ecco! Die Rose muß!“ Und dann, in Gesellschaft der Tausend blauäugigen Vergißmeinnicht nur noch murmeln zu können – Mussidenn, Mussidenn, Mussidenn ...

Niemals käme es mir in den Sinn, zu den Dominikanern zu flüchten, um mir dann von Pater Umberto ein Plätzchen am Garten der Tausend Vergißmeinnicht einzuheimsen. Aber dann und wann bei den Benediktinern einzukehren, stimmt frohgemut. Wollen Sie nicht wenigstens einmal Bruder Hermene gild und seinen Garten der Tausend Vergißmeinnicht (Ihre Ex-Zöglinge!) be staunen? Oder fürchten Sie dann, ein Bruder Hermenegild werden zu wollen?

Eine letzte Anmerkung zur Einstellung des *kürbiskerns*

Das vorletzte Heft des *kürbiskerns* (3/87), das Anfang Juni 1987 erscheinen sollte, wurde mit dreimonatiger Verspätung ausgeliefert. Die Redaktion hat dies im Heft selbst angekündigt und sich dafür entschuldigt. Die Gründe für diese außergewöhnliche Verzögerung sind dieses Mal offenkundig politischer Natur und haben nichts mit der verspäteten Auslieferung zu tun, an die sich Redaktion und Leser gewöhnen mußten, nachdem Plambeck & Co die Zeitschrift übernommen hatte: Die Auseinandersetzungen um die redaktionellen Stellungnahmen zur Einstellung der Zeitschrift haben sich über Wochen hingezogen; am Ende blieben Klaus Konjetzkys „Langer Abschied“ und Oskar Neumanns „Auf Wiedersehen“ stehen. Auf den Abdruck einer meiner beiden, nacheinander verfaßten Äußerungen für Heft 3/87 habe ich verzichtet, weil ich auf eine im letzten Moment in Aussicht gestellte offene Diskussion unserer Konflikte setzte. Ein Text des vierten Herausgebers – Hannes Stütz –, mit mir der letzte der ursprünglich fünf Begründer des *kürbiskerns* (Christian Geißler, Yaak Karsunke, Friedrich Hitler, Hannes Stütz und Manfred Vosz) lag nicht vor. Einem gemeinsamen Text der Herausgeber ist seit längerem die Grundlage entzogen gewesen: zu unterschiedlich, ja gegensätzlich sind die Wertungen der Vorgänge, die der Beendigung des *kürbiskerns* vorausgingen.

Mit dem Belegexemplar des Heftes 3/87 erhielt ich erstmals Kenntnis der von „Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH“ gezeichneten Mitteilung an die „Lieben Leserinnen und Leser“ (Seite 160). Dieser Verlagserklärung kann ich nicht zustimmen; hier nur einige Punkte aus meiner Sicht:

1. Ein wirtschaftlich florierendes Unternehmen war der *kürbiskern* nie. Um ihn abzustützen, wurde das Programm des Damnitz-Verlags GmbH entwickelt. Im Zuge einer ökonomischen und politischen Konzentration wurde als erstes das Buchprogramm des Damnitz-Verlages liquidiert. (Für die Beendigung einer eingeführten Zeitschrift den Mangel an Rentabilität anzugeben, kann nur den beeindrucken, der von Verlagskalkulation und den Kosten bei der Einführung einer neuen Zeitschrift keine Ahnung hat.)
2. Der verhältnismäßig unerhebliche Rückgang der Verkaufsausflage ist von den Folgen der Wendepolitik und eines geänderten Leseverhaltens nicht zu trennen. Dies hat aber auch mit dem fortdauernden Vertrauensverlust linker Schriftstellerinnen und Schriftsteller gegenüber der DKP zu tun. Der *kürbiskern* ist daran mittelbar beteiligt. Die Redaktion war in bestimmten Fragen zu „brav“ und hat, als sich die hausgemachten Probleme der Linken, insbesondere die der Kommunisten, zusätzlichen und eine kontroverse Diskussion erfordert hätten, affirmativ reagiert und damit nicht wenige Linke enttäuscht: Man wird etwa in den Heften der 70er Jahre fast alle brisanten Konflikte und Beispiele des Unrechts in den Ländern des Imperialismus finden. Die Widersprüche und das Unrecht in den Ländern des real existierenden Sozialismus haben wir relativiert oder apologetisch behandelt. Dazu gehören insbesondere die Beispiele, wo die ideologische und politische Auseinandersetzung mit

mißliebigen und ketzerischen Ideen durch Ausbürgerung von Angehörigen einer meist oppositionellen Minderheit ersetzt wurde.

3. Nach der Übernahme des *kürbiskerns* durch Plambeck & Co wurde die Fertigstellung der Hefte wiederholt verzögert, Rechnungen an Abonnenten wurden verspätet zugestellt, als Werbeexemplare leider auch Hefte der zuletzt ausgelieferten Nummer benutzt, Bestellungen von Buchhandlungen nicht oder verspätet ausgeführt, ein spezifisches Engagement für den Vertrieb – die Schwäche des *kürbiskerns* von Anfang an – gab es nie.

4. Die wachsende Entfremdung der Verlagsleitung gegenüber Literatur und literarischer Arbeit war unverkennbar. Zur Frankfurter Buchmesse 1986 wurde die Redaktion ungefragt ausgesperrt. Anfragen von Autoren des Damnitz-Verlags hinsichtlich ihrer Titel wurden zum Teil bis heute nicht befriedigend beantwortet.

5. Politische Konflikte bestehen seit Jahren. Wenn sie nicht nach außen thematisiert worden sind, liegt es unter anderem an meiner Illusion, mit internen Papieren, Briefen und dergleichen ließe sich etwas zum Positiven ändern. Dies betrifft ausdrücklich auch die Mängel in der Arbeit der Herausgeber und Redakteure. Was jetzt vollzogen wird, ist ökonomisch und politisch bedingt. Die ökonomische Bereinigung ist zugleich Ausdruck einer politischen Perestrojka alten Stils: „Alle geistigen Kräfte an einem Punkt zu konzentrieren“ (Herbert Mies) bedeutet auch Zentralisierung im Zugriffsbereich der Zentraladministration, altes Personal wird rigoros abgebaut und durch neues ersetzt, eine literarische Zeitschrift wie der *kürbiskern*, dessen Unterzeile „Klassenkampf“ vor diesem Hintergrund lächerlich wirkt, wird diesem Vorgang, vollstreckt von nicht veränderten, unkontrollierbaren Machtzentren, geopfert.

Der alte *kürbiskern* ist nicht mehr zu retten. Ob es einen neuen *kürbiskern* geben kann, will ich noch nicht endgültig ausschließen. Klar ist nur eines: die bisherige Konstellation dürfte es nie mehr geben, wenn es zu einem neuen *kürbiskern* kommen sollte.

Deshalb möchte ich mich zunächst bei allen Mitherausgebern und Redaktionsmitgliedern für die jahrelange Zusammenarbeit bedanken. Dieser Dank gilt ausdrücklich allen – von der Gründung des *kürbiskerns* bis zu seiner Liquidierung. Vor allem möchte ich den Leserinnen und Lesern, insbesondere den Abonnenten danken, die dem *kürbiskern* seit 1965 die Treue hielten. Stellvertretend für alle, die der redaktionellen Tätigkeit in geduldiger Kleinarbeit eine freundliche und kollegiale Basis schufen, will ich unsrer Redaktionssekretärin Liesl Neumann und dem bis vor drei Jahren für uns und mit uns tätigen Verlagsleiter Otto Schmidl Dank sagen. Im übrigen gehört das Ende des *kürbiskerns* zur „Geschichte der Unbelehrbarkeit“, wie Stephan Hermlin die Einstellung dieser Zeitschrift kennzeichnet.

Wolfenbüttel, 2. Oktober 1987

Friedrich Hitzer

Hannes Stütz

Zum Geleit

Nun komme ich also doch noch zu einer allerletzten Anmerkung, die ich mir nicht gewünscht habe, für die letzte Nummer des *kürbiskerns*. Andererseits – ich habe 1963 zusammen mit Manfred Vosz die ersten Überlegungen zu Papier gebracht, wie eine neue Literaturzeitschrift aussehen könnte, die wir beide uns in den Kopf gesetzt hatten. Wir beide, sage ich, und keine Vorder-, Hinter-, Ober-, Unter- oder Nebenmänner. Wir kreuzten damals durch die Bundesrepublik, sprachen mit Schriftstellern, Buchhändlern, Journalisten, Kritikern, Lesern, stießen auf viel milde Skepsis, übersahen aber auch nicht das Aufleuchten in manchen Augen, und war es noch so kurz, wenn wir unser Konzept erläuterten, in der Kalten-Kriegs-Zeit mit einer Literaturzeitschrift mitten hineinlangen zu wollen in den Kampf der Klassen und Systeme, wo es den ersten doch angeblich gar nicht gab und der zweite sich westlicherseits auf die Vorbereitung des nächsten Weltkrieges beschränkte.

Also – warum eigentlich nicht eine letzte Anmerkung von meiner Seite, herausgefordert auch durch Friedrich Hitzer? Ich habe sie nicht gewünscht, weil es mir bis vor wenigen Monaten undenkbar schien, nach so vielen Jahren der Zusammenarbeit nicht zu einer gemeinsamen Erklärung der Herausgeber zu kommen. Nach wie vor gehöre ich zu jenen Leuten, die in der Bundesrepublik des Jahres 87/88 nicht jede persönliche Sicht, nicht jedes subjektive Erleben, nicht jede Deutung und Wertung, auch soweit sie von mir ausgehen, schon durch ihr bloßes öffentliches Dasein für eine gute Tat halten. Ich spreche damit nicht gegen auch kontroverse Auseinandersetzung.

Der Bruch in der Redaktion des Jahres 1968 über den Einmarsch der Staaten des Warschauer Paktes in die ČSSR ist jedem der damaligen Mannschaft an die Nieren gegangen. Aber schließlich stand da auch etwas zur Entscheidung, ein unausweichliches Pro oder Contra, ob man die Maßnahmen der Paktstaaten für dienlich oder schädlich, für angemessen oder vermasselt hielt, den Propheten des Roll-back hierzulande ihren Anhang zu schmälern, den Unterschied zwischen einem Brückenschlag und einem Brückenkopf zu definieren, ein weiteres Zeichen zu setzen, daß nur Koexistenz und Kooperation, nur die Anerkennung der seit 1917 und 1945 geschaffenen Tatsachen im Leben der Völker weiterführen können. Ein Zwischending zwischen Pro und Contra war hier nicht möglich und aus meiner Sicht in der damaligen Situation auch keine produktive Zusammenarbeit der gegensätzlichen Positionen innerhalb einer Redaktion.

Aber worum geht es heute? Was ist hier Pro? Was Contra? Pro: Weitermachen? Contra: Zumachen? Oder umgekehrt? Wer kann hier entscheiden? Aufgrund welcher Voraussetzungen? Was ist Wunsch und was wirklich? Wo ist hier die Freiheit der Position? Wie groß der Spielraum für Entscheidung? Gab es Alternativen? Gibt es sie noch? Warum kommen sie nicht vor? Darf es sie, soll es sie nicht geben? Mehr oder weniger habe ich den Eindruck, als ob zum Schluß ein Schwarzer Peter untergebracht werden muß. Ich gebe zu,

es gefällt mir vom Prinzip her nicht, und es gefällt mir speziell nicht, daß dabei alle Wege zur DKP zu führen scheinen.

Ja, es soll hier noch einmal gesagt sein, was sowieso jeder weiß: Die Kommunisten der Bundesrepublik haben dieser Zeitschrift auf vielerlei Weise geholfen, für die letzten Jahre bis an den Punkt, daß sie ihren ganzen Einfluß geltend machten, um ihr Weitererscheinen überhaupt zu ermöglichen. Der Umkehrschluß, deshalb seien sie auch die Schuldigen am jetzigen Ende, ist eine flinke Angelegenheit und öffentlichen Ahas sicher.

Was diese Zeitschrift gebracht hat und was nicht, geschah samt und sonders in der Verantwortung der Personen, die im Impressum ausgewiesen waren und sind. Ich bin froh, daß ansatzweise Überlegungen zu unseren eigenen Versäumnissen nicht gänzlich unter den Tisch gekehrt werden, und bin bereit, meinen Teil daran zu übernehmen. Allerdings fällt es mir dabei schwer, in den Jahrgängen eine Tendenz zu entdecken, die mir ein Motiv liefern würde für das von meinem Kollegen Hitzer beschworene Liquidatorentum der Finsterlinge.

Die kommunistische Weltbewegung steht vor enormen neuen und neuartigen Aufgaben und Problemen, die neben vielen anderen Fragen auch an den Punkt führen, daraufhin die Ordnung in den eigenen Reihen und der eigenen Reihen zu überprüfen. Es muß und wird um diesen Punkt viele Auseinandersetzungen geben. Aber, fast tut es mir leid, das sagen zu müssen: Die Geschichte vom Ende des *kürbiskerns* ist in diesem Terrain ein reines Schmuggelpaket.

Daß es mit unserer Arbeit nicht einfach so weitergehen konnte, wissen wir nach überstandenen Schrecken zurückliegender Jahre spätestens seit Frühjahr 1985. Wie ich bis zuletzt für eine gemeinsame Abschiedserklärung der Herausgeber plädiert habe, habe ich damals die Rettung nur im Zusammengehen mit anderen, vergleichbaren oder thematisch angrenzenden Publikationen gesehen, sicherlich kein einfacher Weg, da es in der Konsequenz um etwas Neues hätte gehen müssen. Zunächst bin ich mit diesem Vorschlag, für den es konkrete Ansatzpunkte wohl gab, auf eine gewisse Aufmerksamkeit, dann auf eine gewisse Passivität und schließlich überwiegend auf entschiedene Ablehnung gestoßen. Ich bin auch jetzt noch davon überzeugt, daß dieser Weg, mit Energie und gutem Willen verfolgt, heute schon zu dem Ergebnis geführt haben könnte, daß wir hier statt unserer Befindlichkeit neue Konzepte zur Diskussion gestellt hätten.

Es ist nun leider ganz anders gekommen. Über die Gründe will ich nicht spekulieren. Es hilft nichts, als die schlechten Karten auf den Tisch zu legen. Die Tür für die Liquidationslegende ist weit offen, und ich bilde mir nicht ein, mit diesen Anmerkungen einen Riegel vorschieben zu können – aber ich biete ihn an. Zum andern fehlt nun eine Publikation vom Konzept – vom möglichst verbesserten Konzept – des *kürbiskerns*. Das trifft insbesondere jüngere oder noch nicht so bekannte Schriftsteller, auch Kolleginnen und Kollegen, die unbequeme Themen bearbeiten, also den Teil unserer Zeitschrift, der Literatur vorgestellt hat, einschließlich der von Klaus Konjetzky edierten „Zeitgedichte“, womit ich die kritischen, wissenschaftlichen, dokumentarischen

und eingegrenzt politischen Themenbereiche nicht sekundieren will, sondern glaube, daß dafür ein breiteres Publikationsspektrum existiert.

Wie das nun aufgefangen werden soll und kann, weiß ich in der jetzigen Situation auch nicht. Es ist auch nicht vorrangig meine Aufgabe, weil ich nicht Herausgeber von Berufs wegen bin. Aber wenn sich jemand vernünftig und kalkuliert daran macht, könnten wir ja immer noch, so meine ich, mit Rat und Tat helfen, anstatt ungeborenen Kindern Nachrufe vorauszuschicken. Bücher haben ihre Schicksale, Zeitschriften und ihre Herausgeber auch. Ich bin sicher, nach allem Für und Wider, nach Sternstunden und Phasen des Dahindämpelns, erbitterten Krächen und Brüder in eins nun die Hände, und auch diesem Nachspiel: Zeitgenossen und später Wägende werden dieser Zeitschrift attestieren, daß sie beim zähen Vorwärtshebeln der Bundesrepublik in Richtung eines Gemeinwesens in den 22 Jahren ihres Bestehens immer mit an den Pflöcken gehangen hat.

Ich will zum Schluß an Arnulf Erich Stegmann erinnern, den bedeutenden Mund- und Fußmaler, den Kommunisten, ohne den wir das Ding nicht auf die Beine gebracht hätten, und der uns bis zu seinem Tod immer wieder aus der Klemme geholfen hat. Ob er auch diesmal, harmlos an seinem Strohhalm zapfend, plötzlich mit dem Oberkörper nach vorne gestoßen wäre, alle Vorreden beendend: Also, um wieviel geht's heute? Und dann, nach quälender Pause, die Augen noch blauer und listiger als sonst, gesagt hätte: Da könnte es einen Weg geben? Ich kann es mir kaum vorstellen.

Friedrich Hitzer hat Dankesworte geschrieben, sie kommen von uns allen, und noch mancher Name wäre zu nennen. Fehlt der Dank an ihn, der seit der ersten Nummer des *kürbiskerns* sein Mitherausgeber und seit 1969 sein Chefredakteur war. Auch wenn wir uns oft gestritten haben, auch wenn er mir meine beiden Herzenswünsche selten erfüllt hat – er möge kürzer schreiben und in der Kunst der Selbstdarstellung hin und wieder Schwächen zeigen –, auch wenn ich mich in seinem Abschiedsszenario nicht mehr zurechtfinde: lieber Friedrich Hitzer, sei bedankt für Deine Arbeit, Deine Leidenschaft, Deine Parteilichkeit über so viele Jahre.

Soll's das denn nun gewesen sein? – Wer denkt denn sowas? Wer sagt denn sowas? Wer will denn sowas? – Ich nicht. Salut an alle.

Zum Abschied

Alf Tondern nachwort

der abschied von euch
tut mir weh
denn ihr habt mich
angehört
in einer tauben zeit

der abschied von euch
macht mich zornig
denn wir haben uns
gefunden
in manchem gedanken

der abschied von euch
spornt mich an
denn ich habe euch
noch so viel
mitzuteilen.

Erasmus Schöfer

Lieber zorniger Freund und Kollege Klaus Konjetzky,
der Riß, den Du jetzt zwischen Dir und diesem Menschenverein DKP siehst,
hat viele Verzweigungen, viele Namen. Er zeigt sich auch zwischen den in
dieser Partei Zusammengekommenen, Du kannst ihn finden innerhalb der
Individuen, die ihren Humanismus in ihr verwirklichen wollen. Er ist unser
zweitgrößtes Thema.

So zum Beispiel sieht er aus: Vor fünf Jahren etwa erhielt das Präsidium der DKP die begründete Anregung, Peter Weiss zu würdigen, seine Gedanken aufzunehmen in die Partei. Im letzten Jahr lag dem Parteitag ein Antrag des gleichen Inhalts vor, von der Basis hochgetragen und nun vom Plenum beschlossen. Vor wenigen Wochen veranstaltete das Präsidium, was gefordert worden war: das öffentliche Symposion „Die Herausforderung Peter Weiss“. Oder: Bei diesem Symposion sprach ein Genosse darüber, daß die Herausforderung Peter Weiss an die Kommunisten die zur Wahrhaftigkeit und Unbestechlichkeit sei. Starker Beifall der versammelten Sozialisten. Ihm antwortete ein alter, wegen seiner Kenntnisse und Erfahrungen zu Recht hochangesehener Funktionär, immer wieder gäbe es für die Partei Situationen, in denen die Wahrheit unklar oder ihre Veröffentlichung politisch gefährlich sei. Für ihn rührte sich nicht eine Hand.

Oder: Vor vier Jahren verfaßte ich für die DKP-Zeitung „Unsere Zeit“ eine Geburtstagswürdigung Bert Brechts. So die Bestellung. Ich schrieb über sein Gedicht „Lob des Zweifels“ – die Aufforderung, nichts ungefragt, ungeprüft zu übernehmen von Autoritäten. Statt dessen wurde das Brecht-Gedicht „Wer aber ist die Partei“ gedruckt. Dem Altkommunisten Oskar Neumann schickte ich meine Interpretation, und Ihr habt sie im *Kürbiskern* gedruckt. Das Weiss-Zitat „Ich sah in der Partei vor allem einen Entwurf, an dessen Entwicklung es unablässig zu arbeiten galt“ (Ä.d.W. III,95), heute auf dem Symposion vorgebracht, wurde von dem anwesenden Präsidiumsmitglied ausdrücklich aufgenommen, als dialektisches Gegenüber zu den Werten der Erfahrung und Organisiertheit.

Schließlich: Vor anderthalb Jahren veröffentlichte ich den Roman „Tod in Athen“, der die Wahrheiten der Kommunisten mit meinen Erfahrungen unserer Wirklichkeit in ein widerspruchsreiches Verhältnis bringt. Da kritisierte derselbe Oskar Neumann die kommunistische Hauptfigur des Romans, Viktor Bliss, mit dem rotzigen Satz in der „UZ“: „Warum nur hat E.S. diesen Bliss mit allem und jedem befrachtet, was an Kopf- und Bauchschmerzen, echten wie eingebildeten, auf dem Markt ist?“ – So wie ich Dich kenne, Klaus, bist Du ein Verwandter des Bliss. Der Briefwechsel diesen Roman betreffend zwischen Robert Steigerwald, einem Funktionär der DKP, und mir kann das erläutern. Er wurde vor einem Jahr geschrieben.

Dennoch sage ich: Als ich Dein zornig-ungerechtes Editorial im letzten *kürbiskern* las, schickte mir ein sehr entlegenes Chip meines Hirns das Brecht-Gedicht vom toten Pferd Falladah ins Bewußtsein, den letzten Vers nämlich: „Da fragte ich mich: Was für eine Kälte / muß über die Leute gekommen sein! / Wer schlägt da so auf sie ein / Daß sie jetzt so durch und durch erkaltet? / So helft ihnen doch! und tut es in Bälde! / Sonst passiert euch etwas, was ihr nicht für möglich haltet!“ *Es grüßt Dich Dein Erasmus Schöfer*

ZUR FRAGE DER VERSÖHNUNG

Das Beil hat es gut
auch der Hackklotz
die bringt erst der
Zwiespalt zusammen
aber wie geb ich
dem Vater die Hand
die er mir abschlug

Lieber Klaus Konjetzky, nicht Euch Herausgebern und uns Mitarbeitern braucht jetzt das Beileid zu gelten. Unfaßlicherweise hinken da Funktionäre eines „linken“ Verlags (die DKP und ihr Umfeld kenne ich zu wenig, schon gar nicht ihre hiesige Wirksamkeit) einem einäugigen Kapitalismus hinten nach und sehen nicht, wollen oder können nicht sehen, daß sie den *kürbiskern* in dem Augenblick liquidieren, wo sich, im Licht von Perestroika und Glasnost, seine geistige Unverzichtbarkeit in aller Evidenz zeigt. Ein hellsichtiger deutscher Verleger – sich nach ihm die Finger lecken, nein, ihn den Liquidatoren im letzten Moment aus den Händen reißen und hochleben lassen müßte er. Stellt schon Champagner bereit und Kaviar. Wir kommen.

BEI LEBZEITEN

Zieht ihm den Hut doch
tiefer dann hört er
noch heller

kratzt ihm die Augen
doch aus dann wird er
noch sehender

näht ihm den Mund doch
zu dann spricht er
noch wahrer

bindet ihm doch die
Hände dann schafft er
noch freier

schlägt ihn doch
tot dann
lebt er

Der *kürbiskern* wird eingestellt. Das ist auch für mich bedauerlich. Ich hatte ihn zwar nicht abonniert, aber fast regelmäßig gekauft und in Auszügen auch gelesen. Allerdings nur in Auszügen, denn der *kürbiskern* hatte auch seine Schwächen, ein paar davon aus meiner Sicht:

Die Hauptthemen waren in ihrer Aussage teils inhaltsleer bzw. vom Inhalt der Hefte her nicht eingelöste Versprechen. Es erschienen seit Jahren kaum mehr Rezensionen – für mich als „Literaturkonsumentin“ ein gewichtiges Manko einer Literaturzeitschrift. Daß das Layout nicht sonderlich ansprechend war, ist den Herausgebern gewiß schon mehr als einmal gesagt worden. Trotz dieser – und aus anderer Sicht sicher anderer Mängel – bedeutet die Einstellung des *kürbiskerns* für die an Literatur Interessierten einen Verlust.

Ob die Einstellung ökonomisch wirklich unvermeidbar war, kann ich nicht beurteilen, da ich die Plambeck-Bilanzen, die möglichen Alternativen nicht kenne. Worüber ich mir allerdings ein Urteil zutraue: Klaus Konjetzkys wilde Attacke auf die DKP als die dafür – angeblich oder tatsächlich – Verantwortliche zielt unter die Gürtellinie. Die Replik Oskar Neumanns – deren Gelassenheit ich bewundere – schien mir zunächst Antwort genug zu sein. Aber schließlich waren mir Konjetzkys Schläge doch zu heftig.

Warum muß er fast das gesamte Arsenal antikommunistischer Klischees bemühen? Die DKP – der Wurmfortsatz der SED; die DKP betreibt Etiketten-Swindel; die DKP mißt Literatur mit der Parteielle; die DKP erledigt politische Differenzen „bekanntlich“ (ein Wort, das bei allen diesen Sätzen stehen könnte; es erspart Beweise!) administrativ und diskussionslos...

Im Ernst, lieber Klaus Konjetzky: bei allem verständlichen, vielleicht berechtigten Ärger über den Einstellungsbeschuß: Freunde (auch schwierige) und Feinde so zu verwechseln, wie Du es in diesem Beitrag tust, das sollte eigentlich nicht passieren.

Uwe Gardein

Seltsam, ich dachte immer, Marxisten müssen bessere Argumente haben als die Bürgerlichen. (Zur Erinnerung: Argument, lat. arguere-argumentari = beweisen! erhellen! veranschaulichen!)

Im Falle *kürbiskern* ist das den Freunden von Plambeck nachlesbar (kk 3/87) mißlungen.

Dazu von mir einige ungeordnete Gedanken. Literatur, mit Verlaub, gehört nicht in die Hände von pfennigzählenden Buchhaltern. Die deutsche Literatur ist nämlich nicht mit, sondern trotz der herrschenden Bedingungen entstanden. Also, entweder will man Literatur als Lebensmittel, oder man soll den Laden schließen.

Da muß ich lesen, man habe sich von der Verlegerseite nicht denken können, daß die Verkaufsauflage dermaßen absinkt und die öffentlichen Institutionen die Abos kündigen. Also, ich muß schon sagen! Wo habt ihr denn die letzten zehn Jahre gelebt, ihr Plambecker? Herr Kohl ist Bundeskanzler, Zimmermann Innenminister und der *kürbiskern* steht im Verfassungsschutzbericht!

Ich habe meinen ersten *kürbiskern* mit der Nr. 3/68 erworben, und damals hießen die Themen z. B. Yannis Ritsos (Günter Kunert), Ostern 68 (Ulf Miehe), Zum KPD-Programm-Entwurf (Erich Fried). Texte, also Literatur, verändern Menschen, machen das Leben bewußter, lassen Meinungen wachsen. „Ohne davon zu reden, daß die Kunst rasch verfliegt, wo die Freiheit erstickt“, zitiere ich Kunert. Es geht auch um die Freiheit, sich äußern zu dürfen. Nicht nur für die marxistischen Schriftstellerinnen/Schriftsteller wiegt der Verlust des *kürbiskerns* schwer, weil uns immer mehr das Wort entzogen wird. (Zensur findet täglich statt!)

Die bekannten Auseinandersetzungen und Anfeindungen haben wir ertragen und es u. a. der Taktik/Unfreiheit der hiesigen Presse angerechnet, uns gegen Verleumdungen nicht argumentativ wehren zu dürfen. Wir hatten den *kürbiskern*!

Man wird mich trotzdem nicht dazu zwingen, eine katholische Laienbewegung als Gewerkschaft zu bezeichnen, um möglicherweise etwas drucken zu dürfen. Aber wo werde ich das in Zukunft schreiben können? Angreifer, z. B. Hannes „Lama“ Schwenger, haben doch nicht unsere Meinungsfreiheit im Sinn, wenn sie den „kommunistischen“ *kürbiskern* und den „kommunistischen“ Verlag hernehmen, um Kollegen und Freunden das Wort abzuschneiden. Die Freiheit der Andersdenkenden? Für uns gilt das nicht.

Pardon, noch einen Moment, weil ich das in Zukunft vielleicht nirgends mehr publizieren kann. Ich kann diese Leute nicht ernst nehmen, die sich für die Macht der katholischen Kirche verwenden (oder sie benutzen auch die nur als Vehikel?).

Zitat: Erst 1822 gestattete die Indexkongregation offiziell den Druck von Büchern, welche die Bewegung der Erde lehren – oh, die Wissenschaften sind von den Herren schon arg gefördert worden! Und wer das Namensverzeichnis des katholischen „Index librorum prohibitorum“ einmal durchblättert, glaubt sich sogleich in eine geistige Ruhmeshalle versetzt (Arno Schmidt). Um Mißverständnissen vorzubeugen. Ich lehne Zensur ab, Zensur sollte eines Marxisten unwürdig sein. Ich unterschreibe Alfred Anderschs Satz, man habe den Autor zu unterscheiden nach seinen politischen Äußerungen und seinen literarischen Arbeiten.

Die literarische Arbeit darf nicht unterdrückt werden, wenn das politische Mundwerk nicht gefällt! Und das muß auch für uns gelten. Marxist halts Maul, wenn die westberliner Freiheitsglocke bimmelt – so gehts nicht.

Zurück zu Pahl-Rugenstein, pardon, ich meine natürlich Plambeck. Wenn es stimmt, daß kaufmännische Rechnungen alles andere dominieren, dann, bitte, müssen die Stahlkocher und Bergleute im Ruhrgebiet in die Arbeitslosigkeit entlassen werden, denn auch dort „geht die Schere immer mehr auseinander“ zwischen Kosten und Erträgen (und wie gleichen sich die benutzten

Worte!). Ein Verlag hat sowohl Vorsorge- als auch Fürsorgepflichten gegenüber seinen Produkten und Autoren.

Seit wann wird das Pferd erschossen, wenn der Reiter schlecht ist?

Erstens: Leserservice! Seit der *kürbiskern* unter dem neuen Dach ist, leistete man sich unverschämte Erscheinungstermine.

Zweitens: Betreuung! Hat denn niemand bemerkt, daß der kk aus immer mehr Buchhandlungen verschwand? Ich habe Buchhändler gefragt. Niemand hat sich darum gekümmert.

Drittens: Neue Verlagskonzeption! Auch unter dem neuen Dach liegen die Bücher nicht in bürgerlichen Buchhandlungen. Was nicht ausliegt, kann nicht gekauft werden! Auskunft Hugendubel, München: Kommunistische Verlage führen wir nicht! Was unternimmt der Verlag gegen die Zensur?

Binsenwahrheiten: In dieser verschärften Situation, die alle Verlage spüren, hat es anspruchsvolle Literatur schwer. Na schön, aber WERBUNG gehört in diesem Wirtschaftssystem zu den unverzichtbaren Einrichtungen, will man ein Produkt verkaufen.

Wenn politische und wirtschaftliche Realität es in diesem Lande gebieten, dann wird das Pferd geschlachtet, damit der Reiter zu essen hat? Verlagslogik. Wir (ich sage wir aus Kenntnis) Autorinnen/Autoren, die die Gegenkultur, die Aufklärung, die Veränderung der Verhältnisse zu ihren Themen gemacht haben, tun das aus Überzeugung, bis zur persönlichen ökonomischen Erschöpfung. Schon allein diese bekannte Tatsache hätte Plambeck verlassen müssen, in sich zu gehen und die eigenen Fehler zu korrigieren. Wer wie ein kapitalistischer Verleger argumentiert, sollte seinen Büchern das Wort LEBENSMITTEL entziehen. Nicht nur der Verlag, auch Autoren wollen leben, und dazu müssen sie gedruckt und bezahlt werden!!! Genau das Gegen teil erfolgt durch diese schnöde Tat. Die Notwendigkeit der Zeitschrift *kürbiskern* in unserer Zeit ist unbestritten, und Lebensmittel werden in sozialistischen Ländern subventioniert. Nur der Kapitalismus läßt die Armen am Hunger verrecken (geistige Nahrung!).

Die gefällte Entscheidung macht es mir schwer, den kulturpolitischen, aufklärerischen Auftrag des Verlages noch für bare Münze zu nehmen.

Der Vorhang senkt sich. Wieder einmal enttäuscht, sage ich, servus *kürbiskern*.

Wolfgang Borsich

Ob Klaus Konjetzky im „langen Abschied“ (*kürbiskern* 3/87) weiß oder mutmaßt, darüber kann ich als Außenstehender nur mutmaßen. Sicher ist, der Abschied schmerzt.

Die Einstellung („Liquidation“?) des *kürbiskern* bedeutet einen Verlust, sie trägt zur weiteren Verarmung der deutschen Medienlandschaft bei. Nicht daß einige „fortschrittliche Autoren“ eine Publikationsmöglichkeit verlören – das wäre zu verkraften. Daß aber in Zeiten der Rechtsrückerei ein qualifizier-

tes linkes Literaturmagazin aufgegeben wird, besagt: Widerstand schwindet, weniger Anstöße werden gegeben.

Die Einstellung des *kürbiskern*, also sein Schweigen, kann der herrschenden Klasse nur recht sein.

Es gilt zu fragen, ob das im Sinne der DKP (und ihres Umfeldes) sein kann – und ob die DKP mit dieser „Liquidation“ eine Bankrotterklärung abgibt, sprich, sich eine unbequeme Literaturzeitschrift (weil nicht idealtypisch auf Parteilinie) nicht mehr leisten will.

Das Erfrischende am *kürbiskern* war ja gerade seine Offenheit für „die Linke“ (und nicht nur für Parteinahe), waren die widersprüchlichen Beiträge und Kontroversen.

Hat sich der *kürbiskern* ideologisch nicht mehr rentiert? In die Bilanzen der Plambecks (& Co) kann ich nicht blicken. Die wirtschaftlichen Argumente bewerte ich als vorgeschoben. Den Begriff der Rentabilität brachten die Verleger ins Gespräch. Ich denke, der *kürbiskern* war noch nie ein Geschäft. Kultur muß sich nicht rentieren.

Auch wenn Literatur nur über längere Zeiträume etwas auszurichten vermag, der *kürbiskern* hat sich gelohnt. Das reicht. Der *kürbiskern* war politisch wichtig. Ich habe kein Verständnis, wenn eine politisch wichtige Zeitschrift wie ein Profitprodukt behandelt wird. Ich unterstelle, er wäre weiterhin finanzierbar. Die Einstellung des *kürbiskern* schmeckt doch nach politischer Entscheidung – entschuldigt mit Phrasen: „Wir bitten um Verständnis . . .“

Tilman Michalski

Da gibt es nichts zu verniedlichen: Die Entscheidung, den *kürbiskern* einzustellen, ist ein Schock!

Mich haben die Zeilen ihres Herausgebers Klaus Konjetzky zutiefst nachdenklich gestimmt und deprimiert. Wie ist es möglich, daß ein linksorientierter Verlag alle seine Ideale über Bord wirft? Plötzlich steigt der Verleger in den gediegenen Nadelstreif und erklärt kaufmännisch: „Das Ding rechnet sich nicht mehr – wir liquidieren!“

Auf den späten und langen Abschied Klaus Konjetzkys von „einer Illusion“ geht Oskar Neumann zu oberflächlich ein, als daß ich seine frohgemute Hoffnung auf ein Wiedersehen teilen könnte.

Otto Böni

Etwas konsterniert und traurig habe ich vom Eingehen Ihrer Zeitschrift gelesen. Seit der ersten Nummer, erschienen im Herbst 1965, bedeuteten die *kürbiskern*-Hefte für mich eine vierteljährliche kulturpolitische Bereicherung. Mit Arbeiten von Autoren, die bei uns verfeind waren, wie Konrad Farner, oder nahezu unbekannt wie Jiri Hajek und Leo Kofler, konnte man hier zum ersten Mal Bekanntschaft machen. Viele dieser auch leserfreundlich gestalteten Hefte habe ich im Laufe der Zeit in Schweizer Zeitungen und Zeitschriften besprochen. Es war mir dabei nie ein Muß, sondern ein Bedürfnis, mich dazu zu äußern.

kürbiskern existiert ab nächstem Jahr nicht mehr. Eine ähnliche Zeitschrift gibt es für mich in der BRD nicht, und im gesamtdeutschen Raum ist es nur „Sinn und Form“, die dem literarisch Interessierten etwas Gleichwertiges bieten kann. Ohne Kenntnis der im letzten *kürbiskern*-Heft angedeuteten Interna und der finanziellen Probleme frage ich mich: Mußte dieser Einstellungsbeschuß sein? Wie viele Jahre braucht es, bis wieder etwas Neues geschaffen werden kann? Hoffentlich dauert es nicht so lange wie von „Geist und Tat“ bis zum *kürbiskern*.

Herzliche Grüße von einem etwas traurigen Leser

Jürgen Peter Stössel Zwischenrufe – ein Nachruf

„Wir brauchen . . . aber auch keine Gebrauchsanweisungen für Guerillakriege, keine Fahrpläne für Revolutionen, keine Lochkarten, keine Ampeln zur allgemeinen Regelung des menschlichen Verkehrs. Sondern offene Augen, weit aufgerissen vom Entsetzen und vom Staunen über das Gras oder was weiß ich für welche wunderbaren Banalitäten sonst noch zwischen Himmel und Erde.“

Was ich vor 20 Jahren als poetisches Programm formulierte, erschien im *kürbiskern* 2/69. Seit damals war ich nicht nur Leser, sondern auch Autor dieser Zeitschrift, die erst zwei Jahre später ihr Aufgabenspektrum, bis dahin im Untertitel mit „Literatur und Kritik“ annonciert, offen um den „Klassenkampf“ erweiterte. Meinen Beitrag hatte ich „Zwischenrufe“ überschrieben. Weil ich mich zwar erheben wollte vom bequemen Lager in der Dachstubenidylle des Überbaus, wo sich die Dichter, blind für die Schufterei an der materiellen Basis, zum Narren halten ließen und von den profitierenden Schuften lediglich verlangten: „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!“ Solche Machenschaften mit Hilfe der denkenden Klassiker durchschauend, konnte ich indes auch nicht bloß auf die Straße rennen und die alten, eilig neu verpackten Parolen mit fliegenden Fahnen unters Volk bringen, dabei jeden Zweifel an de-

ren Richtigkeit zum Schweigen verurteilend, um mir das Arbeitslager, jene Zuchtstätte abweichender Gedanken, zu ersparen.

Mit diesem Anspruch platzte ich seinerzeit in die Versammlung der *kürbiskern*-Schreiber, und weil sie nicht hinter verschlossenen Türen tagte, befand ich mich dort in guter Gesellschaft, auch wenn ich mich nach einigen Versuchen mit „operativen“ Texten, die allzu unbedenklich in das politische Geschehen eingreifen wollten, wieder besann auf das, was Klaus Konjetzky das „Sonnenuntergangsgedicht“ nennt. Denn in der Tat wurde Literatur, ob sie es wollte oder nicht, im Kontext des *kürbiskerns* gesellschaftlich engagiert. Das hat ihr, meine ich, durchaus nicht geschadet, ohne daß sie deswegen schon ihre Nützlichkeit bewiesen hätte. Wie immer man ihre Funktion beurteilt – wenn Oskar Neumann nun das unwiderrufliche Ende der einen mit dem früher oder später notwendigen und möglichen Anfang einer anderen Zeitschrift in einen dialektischen Zusammenhang bringt und ihn begründet durch die Hoffnung auf die „Schubkraft des neuen Denkens und Handelns in der Sowjetunion“, dann frage ich mich natürlich schon, warum diese „mit ein wenig revolutionärer Geduld“ nicht auch dem *kürbiskern* hätte zugute kommen können. Jedoch: „Das Vergangene ist nicht tot; es ist nicht einmal vergangen.“ So beginnt Christa Wolf, eine Einsicht William Faulkners aufgreifend, ihren Roman „Kindheitsmuster“. Dessen eingedenk, blicke ich zurück auf die 22jährige Geschichte, und plötzlich lese ich den Nachruf auf einen Musiker, der ohne konkreten Anlaß im März 1987 geschrieben wurde, als ein Stück vorweggenommener „Trauerarbeit“, passend in die letzte Nummer eines publizistischen Forums, von dem ich mich nicht einfach mit einem leichthin gesagten „Auf Wiedersehen“ verabschieden mag.

SCHUBERT

Am schönsten aber klingt
der Frühling auf Friedhöfen

Gib zu Franz du hast
immer gewußt daß dein Klavier
ein offener Sarg ist

Von Natur heiter
und gesellig kannst du
auch unter der Erde noch
die Vögel begleiten

Lutz Peters

Im letzten Jahr las ich im *kürbiskern* 1/86 von Tschingis Aitmatow „Die Träume der Wölfin“. Seitdem liebe ich Aitmatow und habe ihn für mich „entdeckt“. Ein kleiner Abschnitt hat mich unglaublich erschüttert und tut es noch: „Und erst recht nicht konnten die vierbeinigen und sonstigen Geschöpfe der Savanne Mojun-Kum jenen Lauf der Dinge ahnen, jene Feinheiten, die den Menschen bis aufs äußerste zusetzen, wenn sie, seit den Zeiten, da sie denkende Wesen geworden waren, versuchten, sich selbst zu erkennen und dabei mitnichten das Wesen jenes uralten Rätsels begriffen: Weshalb übertreffen die Chancen des Bösen fast immer die Chancen des Guten . . .“ In einer Gesprächsrunde, die sich aus einer Friedensinitiative gebildet hat, zitierte ich diesen Satz auch mit dem Hinweis, ihn im *kürbiskern* gefunden zu haben. Erstaunt war ich, als ich von einigen Mitgliedern dieser Gruppe hörte, daß der *kürbiskern* eine kommunistische Literaturzeitschrift sei. Vielleicht bin ich da zu blauäugig, doch ich habe das beim Lesen dieser Zeitschrift so nicht gefunden. Natürlich wußte ich seit meiner ersten Nummer (*kürbiskern* 1/84), daß eine Literaturzeitschrift mit dem Untertitel „Literatur, Kritik, Klassenkampf“ nicht ein Kampfblatt der CDU ist. Doch schon der Titel von eben dieser Nummer „Aufstehen Fürs Leben“ (übrigens, einer der letzten evangelischen Kirchentage hatte das Motto „Umkehr zum Leben“) hat doch einen größeren, weiteren Anspruch als nur den Klassenkampf.

Auch in den folgenden Nummern hatte ich immer den Eindruck, daß viele verschiedene Stimmen da waren, die dem „Aufstehen Fürs Leben“ verpflichtet waren. Ich freute mich auf jedes Heft, denn der *kürbiskern* war für mich immer ein Forum, auf dem die Dinge von sehr vielen verschiedenen Seiten beleuchtet wurden, aber offener, differenzierter als in unserer sonstigen Presse. Das war mir wichtig!

So kann ich den Satz von Oskar Neumann im Heft 3/87: „. . . daß früher oder später eine Zeitschrift erscheint und Verbreitung findet, in der sich unsere demokratische Literaturströmung einschließlich ihrer sozialistischen Komponente widerspiegelt, die weltoffen ist und engagiert für den Fortgang der Menschheitsgeschichte, die aktiv teilnimmt an der Diskussion der kulturellen und kulturpolitischen Probleme innerhalb des gesamten linken Spektrums . . .“ nicht verstehen, denn diesen Anspruch hat der *kürbiskern*, seit ich ihn lese, weitgehend erfüllt. Warum dann also eine neue Zeitschrift machen? Als Außenstehender muß ich befürchten, daß Klaus Konjetzky recht hat, wenn er in seinem offenen Brief „Der lange Abschied“ (*kürbiskern* 3/87) schreibt: „In der ideologischen Kosten-Nutzen-Rechnung des frustrierten Funktionärs beginnt sich die langsame Literatur langsam nicht mehr zu rentieren.“

P.S.: Im Frühsommer war ich zu Besuch bei Verwandten in der DDR. In einer großen Buchhandlung in Magdeburg fragte ich nach Büchern von T. Aitmatow. Antwort: „Seit Jahren vergriffen. Neuauflage ungewiß.“ Ich frage mich warum?

Bernt Engelmann

Lieber *kürbiskern* – nun hat man Dich also ausgespuckt. So, als gäbe es nichts mehr an Dir zu kauen. Und mit Nachschub, heißt es, sei nicht mehr zu rechnen. Wie schade!

So viele Jahre lang haben wir uns *kürbiskern* um *kürbiskern* genüßlich und nachdenklich zu Gemüte geführt, uns damit so manches von den Feuilletons unbefriedigte Verlangen gestillt und noch die ausgekauten Schalen nutzbringend dazu verwendet, unsere Meinung von diesem oder jenen kundzutun. Das soll nun vorbei sein? Ist vielleicht jemandem Dein neues Glasnost-Flavour in die falsche Kehle geraten? Oder geht es nur um die Reinhaltung der Bürgersteige? Ich gebe mich der Hoffnung hin, des *kürbiskerns* auch fürderhin nicht entraten zu müssen. Kürbisse gedeihen ja, wie man weiß, selbst in kleinsten Töpfchen und wachsen dann zimmer- und sälefüllend.

Irmela Brender

Als Leserin und gelegentliche Mitarbeiterin des *kürbiskerns* reagiere ich auf die Nachricht vom Ende dieser Literaturzeitschrift mit Trauer, aber auch mit Empörung.

Gerade jetzt? Gerade jetzt!

Nie seit Kriegsende war die Auseinandersetzung mit Sozialismus und Marxismus aufregender als heute, nie wurde ein linkes Diskussionsforum für Literatur, Kritik, Klassenkampf nötiger gebraucht. Und da stellt eine Zeitschrift ihr Erscheinen ein, die sich wacker behauptet hat in den Jahren eines vehementen Antikommunismus, in den Zeiten auch, in denen andere linke Publikationen nichts zu verbreiten wußten als Nestwärme für Insider. Gerade für Leser und Autoren wie mich, die der DKP nicht angehören, aber die Herausforderung des Kommunismus für eine politische Notwendigkeit halten, war der *kürbiskern* immer eine interessante Plattform. Jetzt, wo er aus dieser Tradition heraus ganz neue Entwicklungen streitbar vermitteln könnte, hört er auf.

Klaus Konjetzkys Abschiedsworte scheinen mir da eher den Nerv zu treffen als Oskar Neumanns sonniges „Auf Wiedersehen“. Wozu eine neue Zeitschrift, wenn gerade die bewährte die Entwicklungsfähigkeit einer politischen Linie beweisen könnte? Das wirtschaftliche Argument trifft ja doch nicht – solange linke Verlage nicht über die Finanzdecke und die Werbemöglichkeiten ihrer bürgerlichen Konkurrenz verfügen, werden ihre Projekte, ob alt oder neu, nie finanziell erfolgreich sein.

Das ist ein glanzloser Abschied, eine Beerdigung am Friedhofsrand. Arme Totengräber!

Jürgen Pelzer

Lassen Sie mich kurz sagen, daß ich es aufrichtig bedauere, daß der *kürbiskern* eingestellt wird; gerade in diesen Jahren, die gekennzeichnet sind vom weiteren Verfall politischer Kultur, aber auch von wichtigen Ansätzen auf dem Gebiet der Friedenspolitik (s. die wiederum gute Dokumentation im letzten Heft), wäre ein weiteres Erscheinen des *kürbiskerns* wichtig gewesen. Mich würde interessieren, ob der Rückgang der Abonnentenzahlen wirklich so gravierend war, daß er die Einstellung rechtfertigte. Hier in den USA hat, nach meinem Eindruck, nahezu jede bessere Bibliothek den *kürbiskern* abonniert. Vielleicht hätte man etwas konsequenter mit anderen Präsentationsformen (Layout etc.) experimentieren sollen. Doch gibt es andererseits wohl tiefer reichende Gründe, wie aus den beiden Vorworten zum letzten Heft ersichtlich. Dabei erscheinen mir die Argumente von Klaus Konjetzky reichlich überzogen und höchst problematisch, doch möglicherweise ist hier nur ungeschickt ausgedrückt, was tatsächlich eine sachliche und produktive Auseinandersetzung verlohrte.

Nochmals: Schade, daß der *kürbiskern* aufgegeben wurde. Und: Dank für die viele Jahre geleistete Arbeit!

Karl Taefler

Auf dem Pressefest ist mir bedeutet worden, der *kürbiskern* habe finanziell keine Chance mehr, und im stillen sagte ich mir, wenn alle *kürbiskern*-Leser solche Typen sind wie ich (4 – in Worten: vier! – arbeitslose Kinder, darum partizipiere ich an Richard Limperts Abo), dann kann die Zeitschrift sich nicht halten.

Aber so ist es doch nicht! Oder? Gibt es in diesem Land, in dem die Schreischulen wie Pilze aus dem Boden schießen, so wenige Abos, daß der *kürbiskern* eingehen muß? Oder ist die Armut unter den potentiellen *kürbiskern*-Beziehern tatsächlich so weit fortgeschritten? Ich weiß es nicht, darum steht mir kein Urteil zu. Auf dem Boden meiner Vor-Urteile tobten sich meine Gefühle um so heftiger aus.

Was nutzen große Kultur-Debatten in „Unserer Zeit“, auf Tagungen wie in Bochum etwa, wenn die aussagekräftigste, die beste Literatur-Zeitschrift der BRD sterben muß!

Es war schon immer ein heimlicher Wunsch von mir, im *kürbiskern* zu schreiben. Nun mag es so kommen, daß ich möglicherweise noch einmal, zumindest als Leserbriefschreiber, in der Zeitschrift zur Veröffentlichung komme. Und selbst die Wahrnehmung der voraussichtlich letzten Möglichkeit überhaupt – denn weitere Ausgaben des *kürbiskerns* soll, wird es ja vermutlich nicht mehr geben –, verdanke ich nicht meinem literarischen Ehrgeiz und der eventuellen Geneigtheit der bisherigen Redaktion, sondern dem Beitrag von Klaus Konjetzky in der vorausgegangenen Nummer.

Der Beitrag ist in meinen Augen ein interessantes politisches, nein: nicht literarisches Werk; so interessant, daß er zum Widerspruch reizt. Und das mögen Schriftsteller ja wohl gerne, nicht wahr?

Also, hiermit widerspreche ich. Ich schicke vorweg, daß ich die Einstellung des *kürbiskerns* bedauere, mit Enttäuschung und Wut zur Kenntnis nehme. Ich bin enttäuscht, weil das Nicht-mehr-Erscheinen dieser Zeitschrift ein kleiner Triumph für die Rechten in diesem Lande ist, für die anderen, die linken und demokratischen Kräfte demzufolge eine kleine Niederlage. Ich bin wütend, weil wir diese Bastion gegen die Rechten nicht halten konnten, wir hätten den *kürbiskern* – nach Möglichkeit in höchster Qualität und mit extrem gesteigerter Auflage – noch lange gebraucht.

So sehe ich das Grundsätzliche an diesem Vorgang. Schon damit unterscheidet sich mich offensichtlich von Konjetzky; er scheint es vor allem als eine Niederlage gegen die DKP anzusehen, gegen deren frustrierte, weil erfolglose Funktionäre, für die sich – so immer noch Konjetzky – der *kürbiskern* angeblich schon lange nicht mehr rentierte.

Nun gut, lieber Klaus Konjetzky, im Klassenkampf, und zwar auch im ideologischen, ist es so wie beim Zuknöpfen eines Hemdes. Wenn der unterste Knopf das falsche Knopfloch erwischte, dann kannst Du Dir beim Kragenknoten so viele Mühe geben wie Du willst, er wird auf keinen Fall mehr richtig schließen. In diesem Sinne: Wer die Einstellung des *kürbiskerns* nicht als Niederlage gegen die Rechten, wer die Einstellung deshalb nicht als Erfolg der Rechten verstehen kann, der kann des weiteren eigentlich nicht mehr richtig geknöpft sein.

Ich spreche aus eigener Erfahrung, die Konjetzky offensichtlich abgeht. Denn ich gehöre einer Spezies an, die es seinen Ausfällen nach eigentlich gar nicht gibt. Ich bin a) DKP-Funktionär; b) für Kulturpolitik eines ganzen DKP-Bezirks mitverantwortlich; halte c) meine Partei und d) mich selbst nicht für erfolglos; bin deshalb e) auch nicht frustriert und hatte f) niemals auch nur die Frage im Kopf, ob der *kürbiskern* unter Rentabilitätsgesichtspunkten zu sehen sei. Das alles, lieber Klaus Konjetzky, darf es Deiner Meinung nach nicht geben, der Du offensichtlich nur, ausschließlich, solche DKP-Funktionäre kennst, deren höchste geistigen Höhenflüge Deiner Meinung nach wohl nichts anderes denn buchhalterische sein können.

Ich bin, wie angedeutet, anders. Ich bin sogar ganz anders: Ich habe den *kürbiskern* abonniert; ich habe ihm einige jüngere Autorinnen und Autoren ver-

mitteln können; ich habe um Abonnenten gekämpft! Hoffe, Du verstehst das, lieber Klaus Konjetzky: Ich habe nicht daran mitgewirkt, den *kürbiskern* zu li-qui-die-ren (welchem „linken“ Intellektuellen springt bei diesem von Konjetzky in die Diskussion eingeführten Begriff nicht der antistalinistische Schauer ins Gesicht?), also ich habe nicht daran mitgewirkt, den *kürbiskern* zu liquidieren, sondern ich habe mir in den vergangenen Jahren enorm viel Mühe gegeben, für die Zeitschrift zu werben, ihr zu helfen, sie besser und erfolgreicher zu machen.

Aber: Meine Anstrengungen und die vieler anderer DKP-Mitglieder und Funktionäre, mit denen ich diesbezüglich zusammengearbeitet habe (ich dachte bisher auch, Schriftsteller zeichneten sich durch besondere Differenzierungsfähigkeit aus; mich jedenfalls und eine ganze Reihe weiterer Kommunistinnen und Kommunisten hast Du jedenfalls schlichtweg verletzt, beleidigt mit Deinen Pauschalaussagen, lieber Klaus Konjetzky), also meine und die Anstrengungen vieler anderer haben offensichtlich nicht ausgereicht, dem *kürbiskern* über den Berg zu helfen.

Wenn ich nachträglich überlege, woran das lag, dann stoße ich – außer meinen eigenen Unzulänglichkeiten beim Werben für die Zeitschrift – vor allem auf Gesichtspunkte wie jene: Literaturzeitschriften, und zwar ganz allgemein, haben offensichtlich schon seit geraumer Zeit keine Konjunktur; viele hielten die Qualität des *kürbiskerns* nicht für hinreichend; manche, vor allem junge Intellektuelle und Studenten, konnten ihn schlichtweg nicht bezahlen; und einige wollten sich nicht in einer Zeitschrift als Autoren präsentieren, die bekanntermaßen auch Kommunisten zur Veröffentlichung freistand, was ja nach wie vor in diesem Lande eine Seltenheit ist.

Und jetzt, Klaus Konjetzky? Sie haben sie halt nicht gekauft, nicht abonniert und nicht durch eigene Beiträge verbessert. Was sonst hätte ich, hätten viele andere tun können?

Die allgemeine Problemlage jeglicher Literaturzeitschriften kennst Du wahrscheinlich besser als ich, warum also schweigst Du dazu? Die Qualität des *kürbiskerns* kennst Du noch besser als ich und vor allem hattest Du Möglichkeiten, als Herausgeber darauf einzuwirken, warum also schweigst Du dazu? Die ökonomische Lage potentieller Käufer kenne ich offensichtlich besser als Du, sonst hattest Du wohl nicht die Bösartigkeiten des „Buchhalterums“ als Argument eingeführt.

Und was meine letztgenannte Erfahrung betrifft, die man kurz und zutreffend durchaus als Antikommunismus bezeichnen darf, hast Du ja nun die besten Belege nachgeliefert. Wie hätte ich junge Autoren für etwas gewinnen können, was Du selbst nachträglich zum Mißverständnis, zur Illusion erklärt? Also, bitte, das ist Deine Entscheidung, wie Du Dich jetzt von Deinem *kürbiskern*-Publikum verabschiedest, zu dem auch ich gehört habe. Ich bedauere es, ich wünschte, ich könnte weiterhin Deine Arbeiten in linken und demokratischen Publikationen lesen. Doch wenn Du es vorziehst, Dich in Abgrenzung zur DKP weiter zu entwickeln, dann solltest Du das getrost tun, ich jedenfalls kann Dich daran nicht hindern. Nur: Vielleicht waren die jungen Intellektuellen, die ich als Abonnenten und als Autoren gewinnen wollte, viel klüger als Du und haben es schon viel früher gewußt, daß man

sich heute besser von der DKP distanziert. Wie kannst Du es dann jetzt wagen, das als nachträglichen Vorwurf herauszuschleudern?

Abschließend will ich zum Ausgangspunkt zurückkehren. Lieber Klaus Konjetzky, ich weiß weder alle Gründe einzuschätzen, die zur Einstellung des *kürbiskerns* führten, die kenne ich nicht. Ich weiß auch nicht, wie ein mögliches Nachfolgeprojekt aussieht, auch das kenne ich nicht. Ich weiß nur, daß unter den heutigen Bedingungen der BRD mitunter ökonomische Gründe dazu zwingen, eine Zeitschrift einzustellen. Und ich hoffe, daß ein mögliches Nachfolgeprojekt – am besten mit Deiner aktiven Mitwirkung, lieber Klaus Konjetzky – eine solche Qualität erreicht, die offensichtlich der *kürbiskern* nicht (mehr) hatte, daß sie auch ökonomisch gehalten werden kann. So sehe ich das, auch wenn ich weiß, daß die Einstellung einer Zeitschrift, in die einer selbst wohl viel an Arbeit und Ideen investiert hat, sehr schmerhaft ist. Beim Schmerz muß man allerdings dennoch wachsam sein. Die Einstellung des *kürbiskerns* ist ein Verlust für die Linke und ein Gewinn für die Rechte. Nicht zuletzt erkennt man das an den Krokodilstränen, die in diesen Tagen die *Frankfurter Rundschau* und die *Frankfurter Allgemeine* über die Einstellung des *kürbiskerns* vergießen. Ich finde, man muß sehr vorsichtig sein, daß man nicht von den Krokodilstränen plötzlich an eine Stelle gespült wird, an der man sich nicht finden wollte.

Aber das weißt Du sicher ganz genauso gut wie ich, lieber Klaus Konjetzky. Und daß die schiere Abgrenzung zur DKP auf mittlere Sicht nicht ausreicht als literarisches Programm, weißt Du auch. Nehme ich mal an.

In der Hoffnung, Dich als Autor wiederfinden zu können, in einer Zeitschrift links von FR und FAZ, verbleibe ich mit freundlichen Grüßen

Rainer Eckert

Joseph von Westphalen Der Untergang des Hauses Westermann

Seitdem wir wissen, daß es ans Scheiden geht, nehmen wir den *kürbiskern* geführt zur Hand, der auf einmal der „gute alte“ ist. Ich bin leider nicht besser. Es wäre verlockend, die jahrelang ziemlich verborgenen Qualitäten zusammenzutragen und ein Klagelied anzustimmen, noch schöner, beweisen zu können, es immer schon gewußt zu haben. Ich kann nur ein anderes Finale beschreiben, das Klaus Konjetzky im letzten *kürbiskern* (3/87) in seinem Abschiedsbrief selbst anspricht: „Daß Verlage Zeitschriften einstellen oder abstoßen, ist nichts Ungewöhnliches. Das haben wir erst vor kurzem wieder am Beispiel ‚Westermann’s‘ erfahren, wo ein großer Zeitschriftenkonzern sich einer unprofitablen Zeitschrift entledigte.“

*

TABELLARISCHES STERBEPROTOKOLL

Sommer 1981

Umzug der Redaktion vom Verlagsort Braunschweig nach München, damit es in der Kulturstadt mit dem Kulturheft aufwärts gehe – eine rührende Schnapsidee. Das Heft wird weder vom Publikum noch von potentiellen Autoren wahrgenommen. Es bleibt auch mit Redaktionssitz München die Zeitschrift, die man vor Jahren mal bei irgendeinem Zahnarzt liegen sah.

Herbst 1981

„Deutschlands ältestes Kulturmagazin“ feiert mit der Novembernummer seinen 125. Geburtstag. Das Titelbild des Jubiläumsheftes kippte der Braunschweiger Verleger in letzter Minute noch persönlich. Die Redaktion ist machtlos, weil sie dem Verlag auf der Tasche sitzt. Man spricht von 1 Mio Verlust, die das Heft jährlich einfährt. Bei einer Auflage von 80 000. Das kann eigentlich nicht stimmen. Es stellt sich heraus, daß zwar 80 000 Hefte nicht nur gedruckt, sondern auch verbreitet werden, aber durchaus nicht zum vollen Preis. Wie alle anderen Zeitschriften auch möchten „Westermanns Monatshefte“ eine möglichst hohe verteilte Auflage vorweisen können, um hohe Anzeigenpreise verlangen zu können. Man spricht von nur 50 000 wirklich verkauften Heften, Skeptiker sagen sogar etwas von 40 000. Aber das ist kein Thema für Jubiläumsfeiern. Auf dieser gibt es dürftiges Essen, was allerdings auch irgendwie auf Geldknappheit zu deuten scheint. In den dürftigen Festansprachen ist ständig von „Solidität und Kontinuität“ die Rede. Solidität, die derart beschworen wird, muß ganz weit weg sein.

Der Braunschweiger Verleger sagt bei einem Besuch in der Münchner Redaktion, daß an ein Einstellen des Heftes nicht gedacht sei, und beweist damit, wie sehr man daran denkt. Der Braunschweiger Geschäftsführer äußert von fern seine Unzufriedenheit über die in München entstandenen Hefte: sie seien noch belangloser als die bisherigen. Sein Plan war es gewesen, die Monatshefte als heimliche Readers Digest weiterzuführen. Er hätte die gesamte Redaktion aufgelöst und nur eine Stelle gelassen. Dort hätte jemand halbtags „Das Beste“ aus fremden Kulturzeitschriften herausgepickt und als „Westermanns Monatshefte“ neu arrangiert. Billiger kann man kein Heft machen. Und schlechter, als es war, könne es auch nicht werden, fand der Geschäftsführer. Und der Verlag behalte sein Flaggenschiff, das ihn nun fast nichts mehr koste.

1982

Der Braunschweiger Verleger hat sich einen Unternehmensberater kommen lassen. Nicht nur die Monatshefte sind in der Krise, der Verlag schlingert. Der Berater strukturiert um. Steuerrechtliche Vorteile. Es fliegen auch Leute raus. Unruhe im Betriebsrat. Nach München wird er später kommen, heißt es.

Er kommt mit einem Jaguar. Er behauptet Anfang 40 zu sein, obwohl er aussieht wie Anfang 50, und das nicht nur wegen seines Manageranzugs. Er ist sehr aufgeräumt. Er hält etwas von Meditation. Er unterhält sich locker mit einem. Später stellt sich heraus, daß sich Vorteile bei ihm erwirbt, wer ihm nicht kritiklos und loyal von den tollen „Westermanns Monatsheften“ vor schwärmt, sondern wer das Heft kritikwürdig findet. Denn dieser Ansicht ist ja er auch. Ihn interessiert allerdings nicht der Inhalt. Das Ding macht Miese, igitt. Und da es kein Abschreibungsobjekt ist, darf es keine Miese machen. Er hält es mit zwei Fingern und läßt es angeekelt fallen: Das Objekt ist krank, sagt er.

Im November lädt er nach Braunschweig zur sogenannten „Ist-Analyse“. Nun hat er den steifsten seiner Anzüge an. Oder trägt er Kugelwesten? Großer Sitzungssaal. Er hat heute nicht seinen Aktenkoffer dabei. Heute hat er alles im Kopf. Heute hat er nur ein geheimnisvolles schwarzes Futteral dabei, von etwa Buchgröße. Kein Mensch weiß, was da drin ist. Eine kleine Pistole? Dann räumt er auf. Das sei alles ein Saustall hier. Die Monatshefte müssen sofort aus München zurückgeholt werden. Der Chef fliegt. Alle möglichen Leute fliegen. Ein Übergangsprojektleiter wird bestimmt, der soll ein neues Projektkonzept erfinden. In drei Monaten habe das Heft ein anderes Gesicht zu haben. In drei Monaten, das ist unmöglich, heißt es. Wieso, sagt der Berater, dann schlafen Sie eben nicht in der Zeit, das ist Ihre Chance, Mann! Schon Sekunden nach dem Köpfen sind die Toten vergessen. Das Leben geht weiter. Der Verleger sagt zum Trost: Wir können doch froh sein, daß das Heft weiterlebt. Das will irgendwie die Geköpften nicht recht trösten.

Nach Beendigung der Ist-Analyse öffnet der Berater sein geheimnisvolles Futteral und entnimmt ihm eine übergroße Zigarette, die er nun, genüßlich zurückgelehnt, zu schmauchen beginnt.

Danach kauft sich der Berater einen Rolls Royce und fährt in seiner nun langsam zu Ende gehenden Beratertätigkeit mit diesem (statt des Jaguars) vor. Den von ihm eingesetzten Projektleiter, der nun drei Monate nicht mehr schlafen darf, berät er auch, quasi gratis. Er empfiehlt, doch einmal das Thema Rolls Royce ins Heft zu bringen. Der habe doch nun wirklich was mit Kultur zu tun. Er habe es überprüft: man höre beim Fahren tatsächlich die Uhr ticken, so leise sei der Motor.

Oktober 1982

Das erste Heft neuer Machart erscheint. Das zweite, dritte, vierte. Es will nicht bergauf gehen. Es geht so dahin. Zwei Chefredakteure sind gekommen und gefeuert worden, zwei Geschäftsführer desgleichen. Man will in den Kiosk, aber es geht nicht. Man druckt eine Zeitlang 100 000 Hefte, aber es will sie keiner kaufen.

Abonnenten kündigen und sterben. Der Vertriebsleiter sagt, die Zahl der wirklich verkauften Hefte sei erschütternd. Er sagt sie nicht. Man vermutet 30 000.

Januar 1985

Jetzt wird es ernst. Die kreditgebende Norddeutsche Landesbank hat einen Generalbevollmächtigten in den Westermann-Verlag geschickt. Nun hilft es nichts mehr, daß man sich als Verlag herausputzt, der den Dierke-Atlas macht und Deutschlands ältestes Kulturmagazin. Das alles interessiert den General nicht. Der Dierke geht ja auch nicht mehr so gut, wegen des Pillenknicks, den in diesem verschlafenen Verein niemand hat kommen sehen, obwohl er sich deutlich genug angekündigt hatte. Der General räumt auf. Die Leute fliegen dutzendweise. Abteilungen werden geschlossen oder verkauft. Klar ist: die Monatshefte müssen verkauft werden. So etwas kann sich nur ein solventer Verlag als Abschreibungsobjekt leisten.

Das ganze Jahr über kommen solvante Verlage und beschnuppern den Braten. Die Redaktion der Zeitschrift schaut aus dem Fenster. Immer wenn diese großen Autos auf dem Werksparkplatz parken, findet wieder ein Verkaufsgespräch mit einem Konzern statt. Vielfache Gerüchte. Unter dieser Anspannung wird fast ein Jahr lang das Heft gemacht. Es kann sein, daß es morgen schon heißt: Danke, Sie können gehen.

Herbst 1985

Die Verkündung: die Rheinpfalzgruppe hat zugeschlagen, keiner kennt sie. Bisher hat sie an Zeitschriften nur die „Madame“ vorzuweisen. Das klingt nicht gut. Sie wollen angeblich ihr Image mit einem Kulturheft aufpolieren. Die Sache wird mit Geld ausgestattet. Die Redaktion bleibt erhalten. Allerdings ist ein Umzug nach München nötig. Der neue Verlag verspricht großzügige Unterstützung und hilft bei der Wohnungssuche. Nur der Chef muß gehen, man bittet um Verständnis. Man will sich einen neuen holen. Aber auch da hat die Redaktion Mitspracherecht. Man bekommt keinen konservativen Schleifer vor die Nase gesetzt, sondern einen sympathischen alten Hasen, mit dem man es nun tatsächlich gerne anpackt.

Wieder Konzeptänderung. Endlose Diskussion: Was ist Kultur??? Wenig Schlaf.

Mai 1986

Das erste Heft im neuen, abermals neuen Gewand. Lob vom Verleger. Nörgelei bei der Presse. Und nun geht es weiter. Kioskbesitzer, die an den Verlag ein Polaroidfoto schicken, auf dem das Heft, das jetzt „westermann's“ heißt, zu sehen ist, bekommen eine Flasche Schnaps plus sechs dazugehörige Gläser. Aber das Heft kommt trotzdem nicht in den Kiosk hinein. Die Redaktion arbeitet so wild, daß sie gar keine Zeit hat, zu merken: es geht nicht recht voran. Man zahlt jetzt bessere Honorare als früher, man kriegt gute Autoren – aber gelesen wird das Heft von niemandem freiwillig. Aber das wird sich schon noch ändern. Der Chefredakteur hat einen Zweijahresvertrag, man hat Zeit, aus dem Ding etwas zu machen.

Herbst 1986

Der Verleger, der sich noch niemals hat blicken lassen, ist auf einen Immobilienbetrüger hereingefallen, wie die Schweizer Zeitungen berichten. 17 Millionen vorversteuerte Mark soll er dabei in den Sand gesetzt haben. Nun hat er früher bestimmt genügend Millionen angehäuft, um jetzt, Anfang 40, das mühelos wegzustecken. Denkt man. Aber es macht ihm doch was aus. Das Spielgeld für finanziell so unsinnige Projekte wie Westermanns Hefte ist verpulvert. Es heißt nun, daß das Auge des Verlegers nicht mehr wohlgefällig auf dem kulturellen Aushängeschild ruht.

Weihnachten 1986

Allen, fast allen Redaktionsteilnehmern wird gekündigt. Das kam aus heiterem Himmel. Auch der Chefredakteur wußte es nicht. Am 22. 12. war die Konzernspitze zusammengetreten und hatte beschlossen, das vor einem Jahr erworbene Heft einzustellen. Der Geschäftsführer, der vor einem Jahr fast kniend die Redakteure gebeten hatte, von Braunschweig nach München zu ziehen, um bei der neuen Sache mitzuwirken, ist zweifellos etwas verlegen. „Das Ding lag wie Blei“, sagt er. Hunderttausend hat man in die Werbung gesteckt, nichts hatte sich bewegt. Immerhin sind in der Todesstunde noch interessante Details zu hören. Die Zahl der vollbezahlten Abos lag am Schluß bei 7000. Bei einer Auflage von nach wie vor 80 000. Bei dieser Zahl allerdings sahen sich die Mitarbeiter an diesem Heft betreten in die Augen. Ein einziger Betrug.

Der Geschäftsführer tröstet, er sei auch betrogen worden. Wie das? Ihm hätte man beim Verkauf die wahren Zahlen auch verborgen. So etwas kann man verbergen. Ja, das geht. Der Generalbevollmächtigte hatte das geschafft. Und was das beste ist: Der Generalbevollmächtigte ist zu der Zeit längst Chef des Geschäftsführers des Westermann-Heftes. Er hatte nämlich wenig später den gesamten Westermann-Verlag, der nun, nachdem er die kranken Monatshefte los war, wieder ganz gesund war, demselben Mann verkauft, und zwar gleich mit sich selbst als Leiter. Und der Westermann-Geschäftsführer hat nun schon seit Monaten einen Boß, der ihn geleimt hat. Fast kann er einem leid tun. Aber sein Schicksal ist vermutlich schon zu diesem Zeitpunkt besiegelt. Im Sommer 1987 fliegt auch er. In einer Woche ist der Schreibtisch zu räumen. Damit ist der letzte Mann, der mit Westermann geschäftlich zu tun hatte, von der Bildfläche verschwunden.

*

Soweit die Geschichte vom langsamen Versinken der „Westermanns Monatshefte“.

Hat dieser Untergang einer konservativen Zeitschrift etwas mit dem des linken *kürbiskerns* zu tun?

So weit mit Sicherheit, als es am Schluß immer die Buchhalter sind, die vorgeschickt werden. Sie deuten auf die kleinen häßlichen Zahlen, winden sich ein bißchen und sagen: Da, schauen Sie selbst, es geht nicht mehr!

Günter Herburger

Das Ende des *kürbiskerns* reißt mir keine Wunden, denn 22 Jahre Gedeihen sind im dialektischen Flugbetrieb eine lange Zeit. Jetzt zieht die Zeitschrift ihren Kopf ein, verabschiedet sich in den Untergrund, wo sie ein wenig auschlafen wird.

Von denen, die anfangs dabei waren, sind nur noch wenige übrig. Viele verabschiedeten sich aus Mutlosigkeit, andere aus jähem oder verspätetem Opportunismus. Zuletzt mangelte es dem *kürbiskern* an Boden, der mehr Dünger gebraucht hätte, auch sauren Regen. Der staubig gewordene Humus war davon geflogen, zurückgeblieben waren Steine.

Die Besitzer des Pflanzengeschäfts, in dessen Vorgarten der *kürbiskern* gesprossen war, zogen sich in ihr kleines Gewächshaus zurück, wo sie hinter zugemalten Scheiben sich sicherer fühlen. Dagegen schnürten die Verehrer des Wildwuchses und der queren Beete ihre Turnschuhe und wanderten hinaus ins Gelände.

Beiseite im Land häuft sich ersprießlicher Abfall, der zu Kompost wird, unter dem neue Wurzeln sich verzweigen. Aus ihnen werden wieder Gurken, Kürbisse, gar Feuerbohnen ans Licht dringen, Mauern durchstoßend oder umschlingend.

Da wir von Literatur reden, bleiben wir Liebhaber der Verkrautung, ihrer Schwärze. Ohne Subversivität verlören wir die Möglichkeiten des Spiels. Platz dafür gibt es überall, auf Bahndämmen ohne Schienen wie in Kiesgruben, aber auch in Hochhäusern, deren Dächer allmählich einsinken. In ihrem Teer setzt sich Anflug fest, Herzgespann und Tripmadam, Kräuter gegen Blutarmut, früher gegen die Pest.

IM REICH DER LEBENDEN UND DER TOTEN

Ein durch die Luft fliegender Schrank
gesellig mit Nachbarn, anderen Möbeln,
deren Beine ohne Gebrechen auch unterwegs sind
schräg über Dächer, als habe malerisch ein Wind
hineingeblasen in der Gräber Puder,
so die Luft der Lungen sich noch bewegte fern,
fern das sachte Aufsetzen der Pfoten,
ein Platz für Träntümpel der Heroinnen und Helden.

Dazu Harmonikamusik,
der Schränke Stelzen, ihre Riegel durch die Nacht,
flatternd gleich Möven, deren Gefieder unablässig
an einem Gebirge zu zerschellen scheint.
Es war die Sonne, einen Finger breit.

Möbel und Schränke im Licht zur Stelle,
aufseufzend die ganze Spedition,

das große Haus auf dieser Insel
war nur von innen angemalt;
es flüsterten die Farben.

Kinder enttäuscht, Erwachsene kühne Schwimmer
in den Becken ihrer Institute,
vermengt mit Zahlenleibern, Fesseln erblüht.

Im längsten Tal der Welt fängt jeden Morgen
über einem Sodasee kalkweiß Musik zu singen an.
Es heben sich die Störche auf ihrer Flucht nach Süden,
um über eine Wärmebrücke in der Wüste,
vorbei an Jericho, davonzusegeln

zum schwarzen Kloster Abessinien,
wo das Tal der Welt weit auseinanderstrebt
und, als verneigte sich das Licht, Flamingos
mit gesenkten Schnäbeln den Schlamm umpfügen.

Ein unentdeckter Fisch schwimmt rücklings,
stemmt auf dem Bauch ein grünes Blatt
zur Oberfläche entgegen der Strömung
vom Grund des Tals vor Katarakten, die
wie zum ersten Mal die Macht des Wassers
hochschleudern in den Himmel Afrikas.

Ein Tiger gähnt, frißt Aas.
Ein Hund, der fliegen kann, hängt sich
zum Tagesschlaf an einen Ast kopfunter
mit seinem Pelzkind an der Brust.

Die Photographin, die dabei war,
stirbt plötzlich gelegentlicher Schrecken,
als habe sie vernommen das Knirschen der Gebirge.

Die ganze Landschaft, zitternd ein Feuerwerk.
Die alten Männer sagen: Ach, der Tod.
Die alten Frauen: Ein goldener Tannenzapfen
schlüpft in den Schoß, Maria küßt ihren Juwelier.
Dröhnen, Elefanten.

Die kleinen Saurier, schieferleicht.
Die Sterne, ihrer Bilder Seelen unverrückt
umflossen von Tierblut, früheren Dämonen
samt deren Boten unterwegs zur Küste barfuß
mit grünen Bündeln auf dem Rücken, Qat.
Kein Krieg, ein sanftes Gift, Unrat auf Pfaden,
verklärt gleich Dauerwellen,
die sich gönnen werden die Enkelinnen
mit schwarz erglühten Haaren, Scheren.

Ein Nashornpaar, das besser der Düfte Felder

einzuteilen kennt als Brieftauben auf ihrem Heimwärtsflug,
wendet sich um und mäht entlang der Schlucht
haushohe Schachtelhalme, hinter sich ein Kind,
das vor den Kopf stülpt Kot, Futter, Wellblechreste,
der Älteren Verzweiflung, Tonnen auf der Flucht.

Briefstelle: Guten Tag, Merhaba.

Dichtung: Abnehmender Mond.
Tod: Auseinandergerissen von vier Pferden
oder gekettet an Autoräder,
gleichsam dann sechzehnmal geteilt.

Der Kastanien Blüten, Dome aufrecht.

Verschwiegen an den Füßen der Kuriere, neue Schuhe,
begutachtet aus nächster Ecke von Kindern,
ob das Gewölk des Wetters näherrückt
oder ob Schränke, Möbel am Himmel,
leichter geworden, sich entfernen
aus dem Spalt der Welt, in dem die Häuser
sich verneigen, als hätten sie Kniebeugen vollführt,
den öffentlichen Schauder.

King Kong, abgestürzt vom Turm.

Sein Herz, es pochte noch, die Angst
aus wehem, heißem Schlund, Gestank zum Trocknen.

Ein Reiher sieht seinem Schnabel nach,
der abzubrechen droht im flachen Meer,
worin Einzeller sich überschlagen
rechteckig gleich Briefmarken, bekannte Post.

Land ohne Land im Graben, Respekt
des eines Orchesters vor dem anderen Krokodil,
das unter Wasser zieht und wartet,
bis aus der Gazelle Aas wird,
Teer aus dem Gefieder eines großen Vogels
mit Augen, die noch im dunklen Licht
die steilen Ufer überwänden zu den Bambuswäldern,
die sich wiegen, als griffen Affenarme und der Wind in eins.
Es war, als hätte dieser Tag,
der erst begann, Besonnenheit gehabt.

Hitze der Glöckchen am Ohr;
Flocken um der Läufer Stirnen;
Schuhe wir Korallen, Absätze geschmiedet,
viele Federchen, Chöre, enges Tor.

Physiken: Eine Flasche, die unablässig kleiner wird
und ihre Splitter kennengelernt, sortiert.

Kinder: In Turnschuhen gleich Englischlehrern,

die früh starben, noch rauchend.

Erdbeerfelder: Als Sammler hinausfuhren,
froh durcheinander, sich wieder zu bücken.
Juden: Unterschätz't, kein Schlüsselreich.

Und andere Kinder mit Wasserköpfen auf der Bank,
mit Gliedern, die zitterten, mit Hoden, versteckt im Bauch,
mit ersten Fläumchen an den Schlitzchen,
mit Medizin, mit Angst, mit Spritzen;
ach Arzt, der Schlauch, der Gang, der Keller Asche!

Die Vögel, abnehmender Fette auf der langen Strecke,
zogen weiter in die Höhe, die Flügelspitzen aufgeladen
im Wechselspiel mit Strömen aus der Tiefe.

Die ganze Erde war bekannt, und wer sich niederließ,
verschlang sein Futter, notwendigerweise.

Gesagt: Die Tiere wußten alles.

Der Tod schloß auch die Kinder in seine Trauer ein.
Sie dankten und sie klagten nicht, versanken
Bläschen um Bläschen in dem großen Ball,
die sich auf seiner Asche nickend weiterdrehte.

Später das Schwert der Ohnmächtigen, selbstfahrende Lafetten
entlang der Kreidestriche und der Planken.

Kein Entrinnen, falls der Blick
den Horizont absuchte. Sie zerstörten sich selber,
zurückgeschleudert, wenn die Verteilung
panisch erneut begann.

Psychosen; theologische Geschriffe.

In sonntäglicher Würde, Familien,
als hätten sie, verbannt, Australien besiedelt.
Frösche, Würmer, Bakterien; Geziefer.
Doch je nach Meridian schlüpften die Nächte
durch die Sommer, als verlören die Kraniche, Schwäne,
die Rotkehlchen, versprengten Zierfinken
über den Datumsgrenzen ihr Gefieder,
ein Gestöber wie strichweise Regen, Winter
oder umgekehrt.

Am Ende des Tals klaffte im Fels
zwischen Trockenheit und Schiefer
ein paralleles Licht, Erinnerung
an Wiegen, Pendeluhrn, weit hergebracht,
als sie noch keine Schnitzerei gewesen waren,
industrielle Medizin.

Das Licht, es tanzte,
als gäben die Vögel in der Höhe

mit ihren Flügeln der Luft Musik,
derweil Gebirge und Wüsten
sich nicht mehr auseinanderschoben
und Igel oder Fledermäuse
erst älter geworden waren.

Tote bekamen Speisen, Waffen
und kleine Kinder mit auf den Weg.
Burgen und Minen entstanden,
Zipfelmützen bedeuteten Wissensdurst.
Es gab schon 23 Silben, die,
nachdem Schilfboote über die Meere
gewandert waren, verstanden wurden.

Bauchweh war tödlich,
Zahnweh war es auch.
Wundersames Aas, das Löwen verschmähten,
verdoppelte sich, wurde erste Post.
Augenkrankheiten, verinnerlicht,
geröstete Ameisen klopften nachts an Türen,
und Sternenschnuppen spalteten den Kopf.

Im Tal der Welt herrschte nie Gleichgewicht;
wir sahen Handtücher aus Fenstern hängen,
die Seelen erhoben sich darüber,
flüchtiger Morast in Hitze federleicht,
als von der langen Bank
die wasserköpfig hellgesichtigen Kinder
ihre Omnibusse bestiegen, die sie brächten,
wo das Gas begönne, die Enge, Geschichte nun,
der Wald der Haare dann kahlgeschoren,
doch bis zuletzt behielten die Kinder
ihre Hemden an.

Martin Walser

R. I. P.

Jens Hagen
Schmähschrift

Den Teufel auch, bin *doch* schon über vierzig Jahr,
hab in der Wolle manches graue Haar
und wundere mich, daß man noch lebt
in dieser Zeit, wo bis zu Sternenkriegen
so mancher ungehemmt nach Höherem strebt.
Auch diese Spezies wird pfff-verfliegen,
so oder so. Man weiß ja nie, wann's wieder brennt.
So schreib ich denn ein Testament
und gönne denen, die sich stets auf Kosten anderer pflegen,
'ne Prise Pfeffer in den Arsch und einen Segen
aus Aktiendreck und zartem Dioxin
(wir kriegen ihn ja ohnehin)
und daß Villon, der längst als Fuchs auf Beute geht,
als Knollenblätterpilz an Eichen steht,
euch fröhlich seine Meinung bleut.
Ihm sei der erste Part geweiht.

In diesem geht es um Katring,
weil es ihm oft um diese ging.
Man findet sie im Töpferkurs,
mit ungebremstem Wissensdurst
auf hartem Stuhl und weichem Pfuhle
und oftmals in der Volkshochschule.
Man findet sie in Varianten
im Reitverein und in bekannten

derzeit aktuellen Pinten,
wo wie gewässerte Korinthen
Softesel an den Theken kleben,
tranäugig ihre Biere heben,
bis Feenhände sie berühren
und sie den alten Jammer spüren.
Schnell, noch ein Bier! – Der Wirt stellt's hin.
Laß mich in Ruh, Katrin.

Man sieht sie kurz darauf in Scharen
in Selbstbefreiungsseminaren,
auf Festivals und Vernissagen,
vor bunten Batik-Assemblagen,
in einem Jahr in Sack und Asche,
im nächsten Jahr mit neuer Masche,
für Dritte-Welt-Basare stricken,
Altmöbel-Händler reich beglücken,

mit Selbsterkenntnishähnen hampeln,
im Weiberrat beim Freierstrampeln,
den einen Tag den Mann verjagend,
am andern Tag darüber klagend,
daß es so wenig Männer gebe,
mit denen nicht schon eine lebe.
Wir wünschen ihr, so man noch kann,
den nächsten besten Ehemann.

Dem wiederum gönn ich ein Weibchen,
das abends ihm die Filzpantoffeln reicht
und unterm seidig sündigen Leibchen
ein hübsches Zwillingspaar enthüllt, geeicht
– nach rauher one-night-stand-Erfahrung –
auf ehemännlich treuen Blick,
auf voll durchplantes Mutterglück
und schadstoffarme Babynahrung.

Die möcht ich manchem Fußballfan verschreiben,
als Dauerkost von warmer Mutterbrust,
dazu, um's an der Gegenwart zu reiben,
ein Quentchen Zukunft, gegen Frust
'nen Arbeitsplatz, doch keinen, wo es heißt:
Hier kannst du dich als Büttel, Spitzel, Waffennarr entfalten.
Den Herrschaften die Ordnung zu erhalten:
ein Glückwunsch dem, der darauf scheißt.

Das Fanclub-Thema sei damit beendet.
Ein Liter Essig allen, die nach Nietzsche greinen,
den alten Machos auch, die jetzt auf sanft gewendet,
den Seelen-Astronautlingen, die meinen,
ihr bißchen Mystik-Müsli sei das, was die Welt
in ihrem Innersten zusammenhält,
Abstauber mit dem Schafsgesicht.
Ich mag die ganze Clique nicht.

Die „neuen Männer“ auch, die frischverchromten Pfauen gleich
auf ausgelatschten Wegen schreiten
mit Hitlerjungen-Schopf und alten Hosenweiten
und mit Pennälerhänden hartnäckig weich
in alten Kleiderschränken kramen.
Ich grins mir eins, pfeif auf die Wut,
vermach den Herrchen einen alten Hut
und einen Grönemeyer-Song zum Abgang. Amen.

Gut Schmalz. Laßt euch das Hirn verblasen,
fahrt auf gestylte Worte ab,

laßt Jukebox-Industrien auf euern Träumen grasen.
Sie sahnen dabei kräftig ab.
Beim Hitparaden-Schubidu,
bei power-play und Wohnungen voll Wanzen
gestehn sie uns in ihrer Güte zu,
(natürlich kostenpflichtig)
den danse macabre brav zu tanzen.

So tanzt denn, Leute, zahlt und tanzt,
kauft, kauft den Schmalz von Pusher Pop,
und wenn ihr merkt: das Zeug ist längst verranzt,
dann denkt um Gotteswillen nicht mit eigenem Kopp.
Ihr kämt sonst noch auf die Idee,
man könnte auch mal eigene Gedanken denken.
Seid brav, legt euch aufs Kanapee
mit Häppi Herzschmerz. Laßt euch lenken.

Schreib an: Drei Flaschen Essig für den Song.
Und weiter dann: Dem Herrn im Straßenkreuzer da,
dem Nadelstreifen-Herrn im Fond,
wünsch ich ein schwarzes Afrika
und Streifen auch, in denen er dann nicht mehr lacht,
und einen Ruhesitz, ganz unter seinesgleichen,
mit kapitalem Moderduft und sauren Eichen,
damit sei gnädig er bedacht.

Bedacht sei seine ganze Brut,
die lebenslang mit mächtigem Fleiß
kaum jemals etwas anderes tut
als anderer Leute Arbeitspreis
an sich zu nehmen, rauben, stehlen.
Man stopfe ihre gierigen Kehlen
mit Scheinen, Gold- und Silberstücken,
daß sie am Ende dran ersticken.

Ihr Regiment der Bonner Huren,
an die so manches Bündel Scheine ging,
obskure Hinterbank-Figuren,
Minister, Kanzler und Partei-Auguren,
so mancher Volksvertreter-Kümmerling:
Strichjungen, die gern mächtig wären,
gekauft von Flick und anderen Herren.
Laßt sie in ihrer Deutschmark-Dollar-Jauche gären.

Dazu dann ihre Unterschranzen,
die Spießer, Spitzel, Spießgesellen,
die mit Computerspeichern, Akten, Wanzen

drauf aus sind, uns das Leben zu vergällen,
Faschisten, die von ihren Zeiten träumen,
die uniformen deutschen Helden,
die grün verummt zum Dienst sich melden
und auf Befehl die Straßen, Plätze, Wälder räumen.

Die Wasserwerfer-Crews, die Jagd auf Menschen machen,
daß vielen giftigkalt das Blut gerinnt,
die Stammtischrunden, die schon wieder über Witze lachen,
in denen Türken, Juden, Rote Opfer sind,
furchtbare Richter, die so manchen Armen
zurück in seine Heimat zwangsverfügen
zu Folter, Knast und Tod. Sie alle kriegen
auch mal die Quittung präsentiert. Und dann? Erbarmen?

So mancher Pfaff, der gottseidank
beim Deibel in der Hölle wohnt,
wird dort an Schwefeldämpfen krank.
Ich schlage vor, entlaßt, verschont
trotz alledem die Pfäfflein von der Pein,
an ihrer Statt schließt Kraftwerks-Herren ein
undblast in ihren Lungen, ins Gemüt
Feinstaub und Schwefeldioxyd.

Den sauberen Chemieherrn wünsch ich allen
'ne Badekur mit Schwermetallen,
und wenn sie nach dem Ober winken,
serviere man an ihrem Tisch
Hormonmast-Hähnchen und verseuchten Fisch
vom letzten Nordsee-Fang
und lasse sie zu jedem Gang
Rheinwasser pur in Mengen trinken.

Hier sei denn schließlich meine Sympathie
den Krähen ausgesprochen,
den Menschen, Walen, Teufelsrochen,
den Bären und sogar dem Herdenvieh,
dem freien Ren, den Kühen auf den Weiden,
den Enten, Gänzen auf dem Weiher,
den Waldohreulen auch. Nur Menschengeier,
die kann ich auf den Tod nicht leiden.

Den Spatzen hinterm Bayenturm
wünsch ich 'nen langen, fetten Wurm,
dem Wurm zuvor noch gute Erden
und daß aus einem viele werden.
Dem Falken wünsch ich eine Maus,

der Maus zuvor ein unverseuchtes Leben,
und denen, die es ihr und anderen nicht geben,
wünsch ich: man werf sie raus.

Die Blumen, Gräser, die am Wegrand blühen,
falls es noch solche Ränder gibt,
Ameisen, die um jeden Krümel sich bemühen,
der Hase, der die zarten Hälmchen liebt,
Hortensienbüschle an vergilbten Häuserwänden
und Möwen, die in blaue graue Himmel schrein,
Seespinnen, die in Mayonnaise enden,
ich möchte täglich bei euch sein.

Alltäglich auch am alten Rhein
und seiner schönen Schwester Rhône,
ach, oftmals träumte mir, ich wohne
am Meer und am Orangenhain.
Altaya, Arles und Vinci, ohne Frage,
und überall, wo es beliebt,
wünsch ich euch tausend sanfte Tage
und daß es immer solche Tage gibt.

Horst Feiler abbruch

ein wort
sagt man oft
könnnte brücken bauen
doch ohne die
pfeiler der klugheit
stürzten sie ein

ein gespräch
meintest du
würde wände einreißen
und jetzt da
alles gesagt ist
trennt uns der schutt

Eckart Spoo Die deutsche Frage

Die deutsche Frage, höre ich, sei offen.
Offen wofür? Für alles, was da komme?
An wen ist sie gerichtet? Und: Wer stellt sie?

Nein, höre ich, die deutsche Frage brauche
Niemanden, der sie stelle, denn sie stehe
Im Raume. Doch wo steht die deutsche Antwort?

Die deutsche Frage müsse, hör' ich, offen
Gehalten werden. Darf sie keiner schließen?
Die arme Frage, denke ich bedauernd.

Indem ich so darüber sinne, merk' ich,
Wie wenig ich darüber weiß. Rein gar nichts.
Wie lautet eigentlich die deutsche Frage?

Erhard Schümmelfeder

Bei der Friedenssicherung
haben sich
SOLDATEN
als das erwiesen,
was sie
zu allen Zeiten waren:
BLUTIGE LAIEN.

Merksatz:
Nur
ein
SCHLECHTER
Soldat
könnte
ein
GUTER
Soldat
sein.

Harald Höpf
Mahlzeit

Gift dosiert
in Nahrung

Als Beigeschmack
regulierten Wohlstandes

Ohne Grenzwerte
für dauernden Genuss

Angereichert im Körper

Bereit für die
Endlagerung

Friedenszeit

Einer soff sich
den Kragen ab

Einer ertränkte sich
im Bach

Einer vergaste sich
in der Garage

Einer schnitt sich
die Pulsadern auf

Einer legte sich
unter den Zug

Einer hing sich
auf

Einer wählte
die Atomwaffen

Rolf Haarmann
meinungsforschung

die
die zu wissen glauben
was wir meinen
sollen nicht denken
wir wüßten nicht
was sie wollen

underschlagung

sie haben dir
den teil des ganzen unterschlagen
den die großen verheimlicher
begierig in ihre taschen ziehen
– anrechtlos

sie haben dir
die tatsache unterschlagen
daß dein teil
der kleinste des ganzen ist
– ungerechtfertigt

sie versuchen
immer wieder
dir die möglichkeit zu unterschlagen
dies zu verändern
– aussichtslos

Joachim Fuhrmann
Das große Gedicht

Das große Gedicht
fängt meistens
mit einem trunkenen Kopf
an mit Hinweisen in 6. oder 7. Zeile
der Rezessenten auf die Seelen
Beschaffenheit des Dichters
des großen Gedichts
Torkelig geht er ihnen
durch Bücher und Bilder
durch die Welt gerade
mit krummen Wegen
vertraut wie mit sich
selbst Leute kriegen da Lust
Spuren auf dem Papier
nachzukringeln „Wohin fährst du“
„Wir können uns auch hier
verabschieden“ „Bis bald“
„Es geht dir doch gut“

Mögest du gut gehen
Es soll dir gutgehen
Was aber Jana
können wir tun

Mehr oder weniger
groß sind wir
in unseren Reden
und unsere Gedichte
die haben doch nur
die Höhe des Papiers
in Köpfen
sollte man denken
ginge es weiter
wir lebten auf Höhen

Dein Lachen Jana
vertöchtert mich
und ich sehe in dir
die ganze Welt
voller Schönigkeiten
und Glück
mit den vielen
Beeinträchtigungen

Zwietracht
und Haß
und Furcht
und Elend

Dein Lachen aber
gibt nicht nur
mir Kraft

Blibest du klein
wir wären größer

Dein Mut
zum Wachsen beschämmt

Wir schauen aus dem Fenster
und sehen den Regen
„Es hört auch wieder auf“
sagst du
„Es muß doch regnen
damit die Blumen wachsen“

Ach liebe Tochter
das große Gedicht ist
für dich weißt du
wer alles schon
über die ersten Verse
gesprochen hat der Mund
mal spitzig mal rund
oder ganz einfach
sprachlos mit der Bemerkung
dich geschickt zu haben
diese paar Verse oder
das große Gedicht
zu machen

Ach liebe Jana
das große Gedicht ist
für dich und für mich
und für werweißen

Wir werden weitergehen
und lesen und schreiben
über uns und über alles

Und das große Gedicht
liegt nebenan auf Zetteln
oder auch in Büchern fest
gesetzt Gedanken zu lösen

Denn was sind das für Zeiten
da ein großes Gedicht
zitiert wird
mit Scham und Schmerz und Achtung
und doch nur die Verse
über Lippen gehen

Werden wir uns vergnügen
beim Lesen großer Gedichte

Bikini ist schon vergessen
Günter Eich
auch Tschernobyl was
regt uns denn
Hiroshima und Nagasaki
im Feld von Krümmel und Brokdorf
und all den vielen Orten
mit ihren lieblichen Namen

Dabei wissen wir doch
jeder der „NO FUTURE“
an die Wände sprüht will
seine Zukunft haben
wir alle

Und so sagt man mir also
Über Schlechtwetter nicht klagen
sondern sich über jeden Sonnenstrahl freuen
Über versteinerte Gesichter nicht lamentieren
sondern sich über jedes Lächeln bedanken
Über Dummheit und Trotz nicht sterben
sondern sich über jedes Lernen erstaunen
Über Gleichgültigkeit nicht trauern
sondern sich in Geduld üben

Und lustig wirds
über das große Gedicht
tatsächlich zu torkeln
zu schwimmen in Bassins
die keiner kannte

Und lustig wirds
lassen wir die Neben
Sächlichkeiten auf diesem Weg
geht es doch immer
um Frau und Mann
Madame wie hätten
Sie es gern von hinten von
oben von unten Herr
aber wir wollen hier doch
keinen blasen wir haben
alles bereit Herrschaften
Damen und Herren
die Liebe muß lieben
über alles na das wärs ja
schon im nächsten Vers
wieder Schluß zu machen
Punkt

Ein Höhepunkt nach dem anderen
Das große Gedicht fängt an
wo die Absage aufhört
es fängt an
mehr gibst du und du und du

Aber im großen Gedicht
werden wir noch
ein bißchen schäkern
wir werden noch
wenig für die paar Verse
die Augen öffnen

und staunend
ohne Gehöriges
die Stirn runzeln

Also gehen wir
in die nächste Abteilung
der Seelenläden und
vergleichbarer Umtriebsgeschäfte

Aber wen kümmern
denn schon Gedichte
die halben Verse von
dreiviertel Gedicht von
in Erinnerung was
machts schon
nein Leute
die Verse sind keine Jetons
selbst wenn sie gelegt werden
gesetzt gar oder
doch einer guckt
sieht vorbei der nächste
und es stimmt
Menschen Menschen
Mensch
Wie werden wir Brüder

O.K.
Pause
Ode an die Freude

Thomas Gruber Einst zorniger Mann

Einst zorniger Mann, was sagen Sie jetzt
zu den Steinen und Analysen von gestern?
Wohl etwas gestreßt, von der Arbeit gehetzt;
kein Wunder, bei so vielen Brüdern und Schwestern.

Bei so vielen Büchern, und wie schön gedruckt!
Da ist er, der steinigen Jahre Lohn:
Statt gelesen, wird einem aufs Deckblatt gespuckt.
Von der Gegenkultur. Na Sie wissen schon.

Oliver Behnssen
Sinn und Form

Damit die Wahrheit,
nicht als solche,
sondern als Genauigkeit,
ihre visuelle Qualität behält,

lohnt es,
sich auf sie zuzuarbeiten,
nicht nur im Geiste,
sondern auch mit unseren Händen,

und sei es nur
mit einer Schreibmaschine
etwas zu formen, das genauer ist,
als die es formende Hand:

Die Wahrheit,
von der schon Lorca
träumte, als er sie
mit einer Rose verglich.

Fritz Deppert
Die Fahne Hoffnung

Laßt uns die Fahne Hoffnung hissen.
Ihr Rot ist blaß, ihr Tuch zerschlissen,
jedoch die beste ist sie, die ich find',
ist nicht Gewaltenhabern Hurenkind,
ist auch auf keinem Auge blind.
Weil wir nicht kleingläubiger als Winterschläfer sind,
holen wir sie frei heraus
und flaggen sie top über unser Haus.
Dort flattert sie bei Flauten und im Wind.
Wir stehn im Schatten und wollen sie nicht missen.

Ins Ungereimte

Ich krieche
zurück ins Gedicht,
in den Ort,

wo unsere Leiden,
noch nicht
an Reime verraten,

aushalten
das Ungeheuerliche,
die Spannung,

die uns am Tod
in der Sprache,
am Schrecklichsten,

vorbeiführt.

Thomas Krüger
Armageddon, die Erste

Als ich erwachte,
mit 13 Bildern pro Sekunde,
war der Fluß übers Ufer getreten
und auf den Straßen sang man das Lied
von den sieben Gefährten im Krieg.

Preßluft mit Windstärke 12
jagte den Raum aus den Gassen der Stadt,
durchs Gestein zogen Trommler,
die trieben die Mauern
in dröhnen Tanz.

Im schäumenden Marktplatz
rotierte mit klapperndem Schritt
ein schwarzer Gedanke,
durchs Fleisch zogen Trommler,
die trieben die Blicke ins tanzende Licht.

Schweißüberladen
steckten die Rufe der Gaukler im Stau
und mit sensendem Lachen
verfolgte ein Clown
sein verschlammtes Geschrei.

Altern
war nur noch Betrunkenen möglich,
versteckt um die Knochen,
vom Regen mit Füßen getreten
lagen sie ledern
am Ausfluß des Steins.

Alles war Alles,
der Himmel ein blaßgraues Gurgeln,
grausam, ein Kußmund, ein Sog,
ein lautloses Ende, ein Gang,
das Wachsen des irdischen Lehms.

Der Boden ging fremd
und die Luft war ein williges Lächeln,
ein faltiges Kleid,
ein beleuchteter Schrei
von den Füßen zum schweigenden All.

Kurt Neuburger
Krätzekumpel

Feuer? Moment. hab' ich gehabt.
gehörst du zur Koppel da? nein?
nun schmeiß schon das Ding weg. hier. was mein
ist, ist dein
grins nicht.
und Feuer. Junge, sag nur nicht danke
ich piß inzwischen da an den Zaun
junge freche hübsche Fratzen
wie deine danken nicht.
wenn ich das Wasser abgeschlagen hab', soll ich abkratzen –
he du, soll ich dann abhau'n?
nicht –?
dann laß mich nicht so nach rückwärts schrein
komm an den Zaun
stell dich daneben.
so. so ist das Leben.
ich spiel mich nicht auf, Junge.
um dich hat sich wohl auch keiner gekümmert.
die Jacke, die Hose, das Hemd!
die singen ein Lied, das ich kenne.
bist genug allein gelaufen
und gleichfalls hier fremd.
na siehst du, du kennst auch das Lied.
du, der Zaunknöppel ist eine Pracht.
wenn wir uns für eine Weile, nachher
zusammenschmeißen
wär's nett von dir
mich nicht gleich in der ersten Nacht zu bescheißen
wart' damit bis zum Hahnenschrei
oder bis Mittag
wenn wir noch mal schlafsatt aufgewacht
Mensch Junge, besser noch, du hältst drei Tage
durch, ohne mir eins übern Schädel zu ziehn
oder mir im Schlaf die Kehle durchzuschneiden
ich kann nämlich keine
Spaßverderber leiden.
hier –. du hast keine Hand frei?
Mensch, nu kratz dich da auch schon
mit Quatschen sind keine Zecken vom Sack zu vertreiben.
keine Zecken? im nächsten Dingsda
werd' ich morgen Krätzosalbe kaufen
gleich für uns zwei beide –, grins nicht so, doch, grinse
was, deine Birne kann ja noch glühn!

Mensch, Junge Junge, wird die Heide
nächstes Jahr hier blühn.
komm jetzt von der Koppel.
da werden bald welche zum Melken kommen.
ich kann Krossopen nicht leiden. so nenn' ich die Leute
weißt du, es gibt fast nur Leute.
heute Nacht
war Vollmond, bist du auch die ganze Nacht getippelt
auch kein Anhalter?
selten in deinem Alter.
wie wir zwei zusammenpassen!
schade, daß es keine graue Salbe für Krossopen gibt!
aber für die bin ich ja
der Aussätzige, hab ich ja die Krätze.
scheiß drauf, nach drei Tagen
wird uns nichts mehr jück- und jucken
nichts mehr kann uns kratzen, keine Macht
der Welt
(hab' noch etwas Geld)
nicht wahr, das war ein Mond die Nacht!
ja, hier diese Kuhle wär' schon recht
feiner Sonnensand, wie ich sehe.
du, das Wetter wird so bleiben.
Fähnrich, kommen Sie jetzt in den Unterstand.
nach drei Tagen
können Sie mich dann zum Teufel jagen
oder können heimlich desertieren.
oder sagen: Scheißkerl, ohne Datum abgemacht.

und dann machen wir uns auf
und der Mond scheint nur für uns
und der Regen wäscht für uns
und die Sonne lacht
für uns!
müde? Hunger? hier. nein?
leg dich dicht an mich, mein Junge.
gute Nacht.

Christina Kiewitz
Lady

Wrinkled, dein Mund
und bitterly curved
geschminkt in Rosé
deine Farbe Blaustich

Im engen schwarzen Rock
der Schlitz
zeigt sich dezent
als tiefe Falte

braungefleckt
das Pergament
unter breitem
Gold

Zwischen Gesichtern wie
Wurzelgemüse, blankge-
schrubbt, ehe die Erde
sie wiederhat

formt dein Walnußschalen-
mund den Protest der Kultur
stumm aber mandelbitter.

Hans-Jörg Modlmayr
Kindheit

unter den Akazien begegne ich mir
wie ich am Anger die Gänse hüte

als mir der Funke ins Haar
flog, ertrank ich im Löschteich

Ute Meinhardt

Ob ich mir weiter
Gelebtes Leben
zum Vorwurf mache
Kontaktverluste
übelnehme
Herzverrat immer nur
mir anlaste
oder
mich lieber wiederfinde
in Katzenpfotensamtheit
verpacke
und mit mir auf und
davon gehe
in ein Paradiesgärtlein
wo Limonen
gelbäugig in den Bäumen
schaukeln
und ein Prinz mir flötet
süße Pimpinella
ich habe auf Dich gewartet

Karl Taefler
abend

ein alter tag der abend
ich schlendere
durch verzweigungen seiner runzeln

regentropfengleich
prasseln
grünfrische träume
aufs dach der erinnerungen

die augen der vergessenen
verfolgen mich
durch den apfelbaumgarten

aus den hinterhöfen
der großstadt
zwinkern mir lichter zu
in der gläsernen stille

Gisela Gorenflo

WENN DU
ausgeschaltet
wirst
geht dir ein
licht
auf
aber geblendet
siehst du
keinen
grund

Rotraut Sarker
abends

Margeritenblüten
im negativ

fingerspitzen-
zerblättert

vertauscht sich
die graslust der felder
mit den schwarzspielenden
klaviertasten in den augen von
taubstummen

Barbara Erdmann
Bumerang

In den verklebten Haaren
der Vergangenheit
träume ich nur alp
in die Feuerballaugen
der Zukunft
kann ich nicht blicken
ohne zu erblinden
und doch bin ich
ununterbrochen
damit beschäftigt
mich aus den
streichelnden Fangarmen
der Gegenwart
zu befreien

Manfred Wieninger
kleine nichtmusang

schlundwafeln gangeln
auf hohenden dachfrusten
oder jandeln unter marschen
brackenpfeifeln
in einer mindhallen lauchen nache
hummen flinkige singeln
flappen den trakt
mit ihren gangen
und aus den frinsten
liebeln ihnen
die frünsigen flindchen zu
und dunken:
die spannsten!

Lisa Kahn

Diana

(Paul Klee, 1931)

Mondgöttin grüne
der Erde der Jagd
fliehst du? Wohin?
verfolgst du? Wen?
spielst du? Mit wem?

den kindlichen Fuß
auf Rad oder Ball
geschwindler zu eilen
Wind Wind himmlisches Kind
läßt Rockzipfel fliegen
und Ärmel weitaufgebauscht

über dir schwebend der
tödliche Pfeil
richtungsweisend
den Feind zu treffen den
Freund Frevler Wilderer
Waldfänger Einsamen
Verirrten Furchtsamen

deine Augen starren
– wer will wissen worauf? –
ergänzt durch den winzigen
Neumond: ein Superauge
unter der Unzahl dunkler
Punkte deren jeder ein Leben
ein Zufall ein Steinchen
im Puzzle

Karlhans Frank
Mein Märchen-Mädchen

Mädchen, die mit zarten, weißen
Händen Elefanten schmeißen
und mit kleinen Knabberzähnen
ausgewachsne Tiger beißen,
die mit sattem Räkelgähnen
starker Löwen Herzen reißen,

Mädchen, die mit sanften Blicken
Bären halten wie an Stricken
und mit einem lieben Lachen
knorrigdicke Bäume knicken,
Denker leicht zu Affen machen,
Teufel in den Himmel schicken,

solche Mädchen gibt es vier
zwischen Spanien und China;
eine davon kam zu mir,
nämlich
meine Katharina.

Gabriele di Ciriaco
Crepuscolo
Dämmerung

Er stand reglos
und wartete,
daß sein Schatten
zurückkehrte zum Körper.

A. d. Italienischen von Gerhard Kofler

Susanne Späh

Ein Stamm
aus Botschaft

jedes Blatt
ein anderes Land

Schneeblüten
über Jagdgründen

duldet Fragen
des Fremden.

Hans van Ooyen

Auch die Worte sind erotische Wesen
die fliehen wenn du nicht achtgst
da knistert ein unbekannter Stoff
da schlägt einer die Augen nieder
da greift eine Hand ins Leere
auch in den Worten schmeckst du den Atem
hörst du die Geräusche der Körper
da gibt jemand ein neues Zeichen
da befeuchtet die Zunge Lippen
da dreht ein Kopf sich zur Seite
auch die Worte verfärben sich wenn sie
einander berühren wie die Liebespaare
da suchen sich unsere Fingerspitzen
da netzt mein Speichel deine Haut
da greifen wir Menschen ineinander

Uta Rappenstein Rahel in der Küche,

sie steht am Herd, backt Pfannkuchen, dazu gibt es Erbsenbrei, das mögen die Männer, die helfen, eine Werkstatt in eine Wohnung umzubauen. Ein zur Seite befestigter Bambusvorhang neben der geöffneten Küchentür, ein schmaler Steg führt auf eine steile Treppe, die oben auf einem Platz des wilden Hanges endet.

Niedrige Fliederhecken und Pflaumenbäume nehmen dem Haus die Helligkeit, so brennt über dem Küchentisch fast immer eine Lampe, und die Gegenstände aus hellem Holz, die farbigen Keramikkannen, die Regale mit Gewürzen und bunten Teedosen sorgen für Behaglichkeit.

Mittags kommen die Männer, die helfen, wieder eine Wohnung herzurichten, um sie an Amerikaner vermieten zu können.

Schwer sind die Schritte ihres Mannes, laut und kurz seine Worte, befehlsmäßig, keinen Widerspruch duldet. Hastig sein Essen, während er nachdenkt, wieviel Millionen benötigt würden, um Land aufzukaufen, Motels zu bauen, um sie an Amerikaner zu vermieten, aber da macht der Naturschutz nicht mit, schade.

„Das ist der weiße Reiter“, sagt er lächelnd, und ein kleiner Mann reicht mir seine Hand. „Auch bei uns gibt es Sonderlinge“, fügt er hinzu, „der liest jeden Regenwurm und Käfer von der Straße auf und bringt sie in Sicherheit.“

Der Mann lächelt nachsichtig, hat seine weiße Mütze abgenommen, auf ein Tuch gelegt, alles an ihm ist sehr sauber und bedacht sam.

„Früher wanderte ich durch alle großen Städte Deutschlands und nahm dabei jede Arbeit an“, sagt er und röhrt in seiner Suppe. Jetztwohnt er gleich hinter dem Ort in einer Buchenschlucht, hier lebte er nach seinen Wanderungen ein Jahr in einer Erdhöhle, das Dach aus Reisig, die Leute des Dorfes wußten, der weiße Reiter lebt in einer Höhle, und die Gemeinde erbarmte sich, baute ihm eine Holzhütte mit einem Fenster, aber er läßt niemanden hineinsehen.

„Bin immer da allein“, sagt er lächelnd, „manchmal gehe ich in das Dorf, trinke ein Bier, dann werde ich fröhlich, was ich genau weiß, wir bekommen keinen Atomkrieg, wir gehen alle so drauf, weil unsere Wälder und Flüsse sterben.“

Meine Freundin schöpft Suppe auf die Teller, die Männer schwatzen. Sie sieht müde aus, ständig muß sie Taxe fahren, Amerikaner von Kaserne zu Kaserne bringen und Dorfbewohner in die Stadt befördern. Ein „Grüner“ schrieb einen Brief an Mr. Präsident nach Amerika, er beschwerte sich über die Abfälle, die Verschmutzung der Amerikaner, ihre Rücksichtslosigkeit gegenüber der Natur.

„Vor kurzem fuhr ich zwischen grauen Kolossen, die mit kleinen Raketen bestückt waren“, sagt sie, „meine gute Eifel, ich glaube, irgendwann ergreife auch ich die Flucht und wandere aus, ich sehe nur keine Alternative, die Gro-

ßen dieser Welt werden nirgends Ruhe geben, weißt du, was Einstein sagte, „nichts ist so unermeßlich wie das All und die Dummheit der Menschen.“

Der jüngste Helfer am Tisch ist kaum über zwanzig und schweigsam. Nachmittags besuchen wir seine Eltern, abseits des Dorfes in einer gewesenen Mühle. Wärmende Oktobersonne, Apfelbäume dem Fluß entlang, geöffnete Türen in dem alten Haus. Der Hausherr begrüßt uns, zeigt mir stolz ein Siebgefäß mit eingepferchten Aalen, die in einem Wasserfaß ohne jede Bewegungsmöglichkeit hocken. Er lacht, als ich ihn darauf aufmerksam mache, er meint, daß ich sicher zu den Grünen gehöre, dann nimmt er sein Tschechisches Wörterbuch, liest, denkt nach, geht auf und ab, wischt den Staub von seinen Schuhen, bringt seinen Schlips in Ordnung. Seine Frau zeigt auf die oberen geschlossenen Fenster: „Die Amerikaner öffnen nie“, sagt sie, „es ist als fühlten sie sich nur hinter geschlossenen Scheiben wohl, im Neonlicht.“ Wir sitzen an einem Tisch auf der Veranda und trinken Apfelsaft, wie in einer unberührten Landschaft, ein Fluß und Wiesen mit Apfelbäumen, aber jeder weiß, daß die Erde hier ein Waffenlager ist.

Abends sitzen wir vor der Tür in dieser Landschaft von Schluchten und Hängen, junge amerikanische Soldaten an ihren Autos mit Bier- und Weinflaschen in der Hand. „Wer noch kein Säufer ist, lernt es hier schnell“, sagt die alte Mutter, die auf der Bank sitzt, ihrem Lieblingsplatz, wie sie sagt, hier kann sie alles überblicken, alles hören, jeder Vorbeigehende bleibt stehen, spricht ein paar Worte, und da unten ist auch der Friedhof mit dem weißen Engel aus Marmor auf dem Grab ihrer kleinen Tochter und nicht weit entfernt das des Mannes.

Hinter dem Haus steigt der Berg auf mit seinen wilden Kräutern, einem winzigen, von Ringelblumen eingefaßten Kartoffelacker, seinen Töpfen mit blühenden Blumen. Auf der Höhe ein Holzhaus, von hier der Blick über das Tal, den Fluß, manchmal stehen Kühe darin, wie Wasserbüffel sehen sie von hier oben aus.

Der Glockenschlag der Kirche dringt herauf und die Stimmen der Menschen, aber viel intensiver das unermüdliche Gezirp der Grillen aus unmittelbarer Nähe.

„Im Frühling ist dieser Berg voll Vogelgesang“, sagt meine Freundin, „nun fangen sie in Italien wieder die Vögel, 200 Millionen, verstehst du, daß dort weder ein Priester noch der Papst einschreitet? – Vor kurzem wurde hier eine Frau als Mörderin bezeichnet, weil sie nach achtzehn Jahren eine Abtreibung gebeichtet hatte, sie wollte endlich von ihrem schlechten Gewissen erlöst werden, aber der Pfarrer sagte: „Gehen Sie, Sie sind eine Mörderin.“

„Wie selten kann ich hier sitzen, nichts tun, wie gern hätte ich wieder Ziegen oder einen Esel oder Schafe, unten im Haus alle Fenster und Türen schließen, niemand sehen und hören, mit meinen Tieren hier im Berg leben, nun hat die Gemeinde den ganzen Berg oberhalb als Bauland erklärt, dann ist es vorbei mit dem Frieden hier.“

Letzte Sonnentage und noch immer Schmetterlinge im Hochzeitstanz.

„Manchmal denke ich an Maximilian Kolbe“, sagt sie, „der in den Hungerblock ging für einen Familievater im KZ Auschwitz, und an einen deutschen Pfarrer Franz Stock, er war Geistlicher in einem berüchtigten Gefängnis in Paris in den vierziger Jahren und half Juden, Deutschen und Franzosen in ihrer letzten Stunde, er verausgabte sich dabei und starb kurz nach dem Krieg, nun will man ihn heiligsprechen lassen. – Selbst die schönste Landschaft kann einem oft nicht vor Depressionen schützen, dann halte ich mich aufrecht mit Knoblauch, Schwedentrunk, heile alle Wunden mit Ringelblumenaloe, ständig das Läuten des Telefons, was für ein Leben, eine Taxifahrerin zu sein, Amerikaner von Kaserne zu Kaserne befördern, krebskranke Menschen in die Klinik bringen oder Betrunkene in eine Gastwirtschaft.“

Eine Frau steigt den Hang hoch, trägt einen Korb mit Kohl, setzt sich an den Tisch, nimmt ein Messer, holt eine Schüssel aus dem Korb, fängt an, den Kohl zu schneiden, um ihn, wenn er gekocht ist, einzufrieren. Sie lacht, schwatzt, erzählt Neuigkeiten vom Dorf, von jenem Mann, dessen Frau die Kinder nahm und davonging, weil er das Haus und die Felder in Alkohol umsetzte.

Das Los vieler Frauen hier mit ewig betrunkenen Männern, oft ihre Gewalttätigkeiten gegenüber ihren Frauen oder Zerstörung der Wohnung, manchmal muß die Polizei eingreifen, dann, ernüchtert, stürzen sich die Männer wieder in ihre Arbeit, aber das nächst Besäufnis kommt bestimmt.

„Im Juni verunglückten hier zwei junge Amerikaner“, sagt Rahel, „sie fuhren mit ihrem Auto gegen einen Bau, einer Mutter schickte ich das Notizbuch und eine kleine Glas-Friedenstaube ihres Sohnes, nun schrieb sie, daß sie mit mir in Verbindung bleiben will, sie kann ihren Jüngsten nicht vergessen, seine Geschwister sind alle viel älter, er wäre ihr Benjamin gewesen, durch den Unfall war ich tagelang depremiert, die zwei gehörten noch zu den Sanften, waren noch nicht von der allgemeinen Verderbnis angesteckt.“

Die Frau holt aus ihrem Korb eine Flasche Holunderwein. „Wer steigt hinunter und holt Gläser?“ fragt sie lachend.

Rahel wehrt: „In diesem Jahr keinen Holunder, keine Pilze, keine Himbeeren oder Brombeeren, wir leben im Gift-Zeitalter.“

„Nein“, fallen wir ihr in das Wort, „wehr dich dagegen, unsere Kinder sind die Betroffenen, wir hatten unser Leben, in unserem Alter sind unsere Körper immun.“

„Hau keinen Holunderstrauch ab, sonst kommt Unglück und Krankheit über dein Haus. Weißt du, daß in Irland die Hexen Stäbe aus Holunder als Zauberpferde nahmen? – und außerdem bedeutet das Verbrennen von Holunderscheiten ‚den Teufel in das Haus holen‘.“

Die zwei Frauen lachen: „Eine alte magische Kraft hat er, steckt man eine Dolde mit dem Kopf nach unten in die Erde, treibt sie Wurzeln und wächst an.“ – „Holunderwein stärkt das Herz“, sagt die Frau, steht auf, um hinabzusteigen und Gläser zu holen.

Plötzlich steigt Rauch auf, legt sich über alles, Bauern brennen ihre Felder ab, an drei Stellen zündeln Flammen.

„Niemand ruft die Polizei?“ frage ich Rahel. – „Nein, niemand“, sagt sie, „die großen Bauern sind oft Freunde von ihnen. Vorigen Herbst rief ich die Polizei, da standen auf einer Weide im Frost noch Kühe, Reif in ihrem Fell, der Bauer sagte nur, daß er die Ställe noch länger sauber lassen wollte.“ Schweigend beobachten wir die Landschaft.

„Jeder ist nur noch auf Gewinn bedacht“, Rahels Stimme ist leise, „vor allem den Männern fehlt die Achtung vor der Erde.“

„Brutal ist diese Feldverbrennung, sie denken nicht an den Tod unzähliger, winziger Lebewesen.“

„Mir fällt ein Gedicht von Albrecht Goes ein“, sage ich zu Rahel, und während sie ihre schwarzen Haare schüttelt, als wollte sie einen Gedanken vertreiben, sage ich:

„Die Weiber packen ihre Sommersachen noch einmal aus.

Auf der Bank vor dem Haus

und am Rand der Allee

sieht man sie sitzen und stricken und lachen.

Nun tut die Sonne nimmer weh!

Eine sagt vor sich hin: Ich sah
silberne Fäden inmitten des Blaus –
während die Buben die Schnur an dem Drachen
immer länger und länger machen.“

Katja Wolff

Ein gewitzter Bauer, niemandes Herr noch Knecht, wurde zum Zankapfel zweier Teufel, die beide ein großes Interesse an seiner vergnügten Seele hatten.

An einem lauen Sommerabend, als der Bauer sich nach getaner Feldarbeit auf den Heimweg machte, traten ihm die beiden Teufel in den Weg; der erste trug einen Feuerlöscher in der Hand, der zweite einen Rettungsring. Der erste Teufel säuselte lockend: „Willst du nicht ertrinken, dann komm zu mir und verbrenne nur vielleicht!“ Skeptisch wiegte der Bauer seinen Kopf. „Und was hast du mir zu bieten?“ fragte er den Teufel mit dem Rettungsring. Der antwortet mit leiser, milder Großvaterstimme: „Willst du nicht verbrennen, dann komm zu mir und ertrinke nur vielleicht!“

Da lachte der schlaue Bauer, bedankte sich höflich für die freundlichen Angebote und ging kopfschüttelnd heim.

Die Bäume längs der Straße ließen die ersten frischen Triebe sehen, eine zaghafte Bewegung ging über die so noch fast kahl anzusehenden Äste der Laubbäume, die Nadelbäume aber, Fichten die meisten, aber auch Tannen, Kiefern und Lärchen wippten wie ungeduldige Ballettmädchen vor der weißblauen Himmelskulisse. Voralpenfrühling. An schattigen Talseiten zerflossen beim Zusehen ausgefranste Schneeflecken, und der unbedeutende Fluß im Grund riß mit lehmigen Fluten an Uferpflanzen, die sich zu weit vorgestreckt hatten, auch in den Bergen war Schneeschmelze.

Ausflugsgegend der Großstädter war diese Voralpenlandschaft schon lange Zeit, zuerst der Wohlhabenderen, von denen sich etliche sogar in dieser Gegend einen ständigen Landsitz verschafft hatten, langsam zunehmend aber auch der übrigen Städter – in dem Maße, da die Innenstädte immer mehr dem Autoverkehr geopfert worden waren, für viele Kubikmeter umbauten Raumes zu Mietneubauten auch. Ausflügler aber waren die nicht, deren langer Zug die eine Seite der abgelegenen Bundesstraße bevölkerte, gelegentlich verhöhnt oder beschimpft von entgegenkommenden, stadttauswärtsfahrenden Lenkern ihrer mittelklassigen Familienkutschen, eskortiert von voraus- und hinterherfahrenden Streifenwagen der Landpolizei.

Rosenberger erklärte Carin, daß dies nicht der erste Ostermarsch sei, an dem er teilnehme, daß aber auch die vorhergegangenen auf solchen abgelegenen Pfaden hatten stattfinden müssen, weil Landräte, Kreisverwaltungsreferenten und sonstige für den Straßenverkehr zuständige Stellen keine anderen Wege genehmigt hatten. „Aber wenn wir auch nur auf Nebenstraßen und über Wald und Flur ziehen, so haben diese ersten Ostermärsche schon ihre Wirkung gehabt. – Ich denk noch an den vor drei Jahren, da sind nur so an die siebzig, achtzig Leutchen zusammengekommen. War fast keiner dabei, den ich nicht gekannt habe, von früher, vor dem FDJ- und KPD-Verbot. Gleich neben dem Bahnhof oberhalb des Sees haben sie uns gnädig gestattet, eine Auftaktkundgebung abzuhalten. Standen da also die Handvoll klassenbewußter Männer und Frauen, die sich noch getraut haben, für ihre Meinung einzustehen, jeder hat getan, als ob er den nebenan nicht kennt. Die Ansprache aber hat ein anderer gehalten, ein Rechtsanwalt, und der hat alles, was es gibt an Antikommunismus, in seine Rede eingebaut. Heute dagegen sind es schon mindestens an die fünfhundert Teilnehmer an der Demonstration. Morgen, wenn wir in die Nähe der Stadt kommen, dann werden es mindestens noch drei- bis viermal soviel, und für die Schlußkundgebung im Zentrum kann man mit fünftausend Leuten rechnen. Wie gesagt, so weit wäre es nicht gekommen in Bayern, wenn wir ‚alten Roten‘ nicht einen Anfang damit gemacht hätten. Hier, in der Hauptstadt des ersten Bundesverteidigungsministers, der auch einmal behauptet hat, ihm und jedem anderen Deutschen sollte die Hand abfallen, wenn er wieder ein Gewehr in die Hand nähme.“ „Dann haben die doch recht, die sagen, daß es die Kommunisten sind, die hinter allen diesen Sachen ihre Hand im Spiel haben?“ Carin fragte es be-

sorgt, aber keinesfalls feindlich gegen Rosenberger. Sie wollte es nur genau wissen, weil im Kaufhaus so über den Ostermarsch geredet wurde und sie etwas dagegen setzen mußte, wenn sie jemand dabei sah und nach den Osterfeiertagen darauf ansprach.

„Wenn es vernünftig ist, in einer modernen Welt die Probleme von Hunger, Not und Krankheit zu lösen, statt Geld in Rüstung und damit in die Vernichtung zu stecken, ist es dann falsch, weil Kommunisten dafür eintreten? Wenn wir, also diese paar Leute aus München nicht gewesen wären, ginge noch immer nichts in diese Richtung, aber wenn es einmal mehr sein werden, dann höre ich schon andere reden, daß wir Kommunisten uns aus allen politischen Dingen heraushalten sollten. Damit sie nicht als kommunistisch unterwandert in die linke Ecke abgeschoben werden.“

Aufgeschlossen, aber doch zögerlich gab Carin zu bedenken: „Noch sind es bei weitem nicht so viele.“

„Deshalb“, sagte Rosenberger und legte ihr den Arm um die Schultern, „deshalb müssen wir eben schauen, wo wir mehr vernünftige Leute herkriegen.“ Sicher stellten sie nicht das Idealpaar dar, Carin, die überaus kleine, zierliche im Sonntagskleid, in dieser Größe war es Sonderangebot mit besonderem Personalrabatt gewesen in der Textilabteilung Damen, er dagegen in dem, was sie und andere kleidungsbewußte Leute Räuberzivil nannten, Cordjacke, nicht die ganz abgewetzte freilich, Nietenhosen, Wanderstiefel und umgehängt einen Wetterparka, wie man sie in Läden bekam, die überzählige US-Militärbestände verhökerten.

Mitgekommen war Carin „nur so“, wegen Rosenberger, dessen gesamte Freizeit in den Wochen vor Ostern aufging für die Werbung von Teilnehmern am Ostermarsch. Er hatte ihr einen großen, dazu ungewöhnlichen Gefallen getan, war ihr Hilfe gewesen im entscheidenden Moment, also wollte sie ihm mit ihrem Mitgehen einen Teil der Schuld, die sie davon empfand, erstatten. Sie hatte nicht gern eine Schuld, in welcher Art auch immer. Da reichten ihr schon die Eltern: „Wir haben dich großgezogen in den Jahren, als das noch mit viel Mühe und Entbehrung verbunden war. Also müßtest du schon wissen, was du uns schuldig bist . . .“, wurde ihr bei jeder Gelegenheit eingimpft, daß sie es längst leid geworden war. – Leid tat es ihr nicht, wenn sie es sich überlegte, nein, da sie nun schon einmal mitgekommen war, erfuhr sie Neues und sah andere Leute, solche, die sie zu interessieren begannen. – Sacht nahm sie Rosenbergers Arm von ihrer Schulter. Entschuldigte sich: „Ich kann doch nicht dich starken Mann mitschleppen.“

Marianne war nicht dabei gewesen, wohl aber „ihr Conny“, von dem sie sich berichten ließ, daß ihre Freundin vom Nebenhaus, von der in letzter Zeit so wenig zu sehen gewesen sei, mit dem roten Rosenberger offensichtlich „näher zu tun habe“, denn ihm habe sie im ersten Ostermarschtag begleitet. Von Kollegen aus dem Betrieb war Carin nicht beobachtet worden.

Am Ostersonntag, dem zweiten Marschtag, stieß auch Marianne dazu, neben vielen anderen „Fußkranken“ und solche, die das Laufen durch fast unbewohnte Gegenden für reichlich sinnlos gehalten hatten. Und die Köck suchte freilich gleich nach Carin, fand sie auch bald.

„Grüß dich! Sag mal, da hätten wir ja zusammen losfahren können von zuhause, wenn du auch . . . oder kommst du gar nicht von dir zuhause?“

„Grüß dich auch! Woher sonst?“

Unbeirrt drang die Köck weiter in sie: „Und so politisiert, hast dir ein Schild umgehängt „Nie wieder Krieg!“, oder hast du dich beraten lassen – von ihm?“

„Wen meinst du?“ Abweisend, verschlossen gab sich Carin und Marianne respektierte es, ohne Verständnis, drang auch nicht weiter. Allein stand Carin da, ohne den Rosenberger, neben der Skifflegroup, die mit Gitarren und dem Waschbrett übte, bevor sich wieder alles in Bewegung setzte. Seltsames Mädchen, dachte Marianne, hält sich wahrscheinlich solo, weil sie ihre eigene Karriere machen will. So versagte sie es sich auch, Carin von der demnächst anstehenden Hochzeit „mit allem drum und dran“ mit ihrem Juristen Conny zu informieren, würde sie immer noch früh genug erfahren.

Noch früher: Der rotbärtige Kunzelmann steuerte auf die beiden Frauen zu, vielmehr auf die Köck Marianne, frozzelte sie: „Stimmt es, daß du und dein Paragraphenspangler ganz dem Gesetz der herrschenden Klasse und ihrer Scheinmoral um eine staatliche Vögelkonzession und Zugewinngemeinschaft eingebt?“

Carin hätte die Verklausulierung des Bürgerschrecks mit dem roten Bart nicht gleich richtig verstanden, aber Marianne entgegnete ihm wütend: „Ja, wir heiraten, hätten wir dich um Erlaubnis fragen sollen, großer Meister der Anarchie?“

„Freilich“, spöttelte der weiter, „ich hätte nämlich gerade Potenz frei verfügbar.“

„Ach, hau ab damit, meinewegen in den Wald“, gab ihm Marianne weiterhin grob heraus, daß er merkte, zur falschen Zeit mit seinen Scherzen gekommen zu sein. Gerade da hatte Rosenberger Carin in der Menge entdeckt und steuerte auf sie zu. Lautsprecherdurchsagen vom Organisationswagen: „Bitte auf den Gehsteigen bleiben, bis in einer Viertelstunde die offiziell angemeldete Auftaktveranstaltung des heutigen Tages beginnt.“

Rosenberger grüßte flüchtig und meinte dann: „Sagt es denen von der ‚Spur-Gruppe‘, hat doch keinen Sinn, daß sie die Polizisten provozieren, die sollen auch so lange auf den Gehsteig gehen.“

„Ach, laß die doch“, meinte Marianne und verschwand schnell in einer anderen Gruppe.

„Was hat sie?“ wollte Rosenberger erfahren.

„Ach, nichts, glaube ich.“

Aber Rosenberger meinte, eine Erklärung geben zu müssen: „Irgendwie sind diese kleinen Polizisten auch Leute aus der Arbeiterklasse, und darin sind sie mir fast näherstehend als diese Söhnchen von Eltern, die sich einen Künstler in der Familie leisten können.“

„Aber der geht doch mit für die Abrüstung und den Atomwaffenstopp. Da müßte er dir doch näher sein, der Bärtige?“

Erst nach einer längeren Pause ging er auf Carins Einwand ein. Sie hatte inzwischen Zeit, seine feiertagsmäßige Kleidung zu registrieren, Anzug nach

der vorjährigen Herrenkonfektion, sie hatte so einen oder einen ähnlichen auf eine Schaufensterpappe gezogen, sogar Krawatte, doch nicht ihretwegen?

„Wenn solche Figuren wie der mitlaufen, vergrätzen sie uns andere, auf die es ankommt, meine ich.“

Mit geringer Aufmerksamkeit folgte Carin der Eröffnungsrede des Ostermarschtages. Anschließend unterwegs nahm sie auch kaum wahr, wie verschiedentlich die Marschierer von am Straßenrand stehenden Leuten beschimpft wurden. „Geht doch rüber!“ Daß die Köck nun ihren Juristen heiratete, hatte sie in die Überlegung gestürzt, daß sie selber noch mit keinem Mann so enge Beziehungen aufgenommen hatte, um ähnliches erwägen zu können. In der Berufsschule, da hatte es ein paar Mitschüler gegeben, die auf ihre tapsige Art versucht hatten, bei ihr zu landen, aber weil die es nicht sehr ernst meinten, mehr einen Sport daraus gemacht hatten, sich bei Mädchen, Mitschülerinnen eingeschlossen, zu bestätigen, hatte sie es ebenso sportlich mit Körben gehalten, die sie an die verteilte. Schließlich hatte sie als „eiserne Jungfrau“ gegolten in der Schule. Ohne weitere Absicht streifte sie mit einem Seitenblick den neben ihr schreitenden Rosenberger und stellte bei sich fest, daß er, der ältere, gegen andere im Zug nicht schlecht abschnitt, was sein Aussehen betraf. Als klug hatte sie ihn kennen und schätzen gelernt, hilfsbereit war er gegen sie gewesen, seit sie ihn kannte – war das eigentlich nicht ein idealer Mann zum Ausprobieren? Gleich verbot sie sich diesen Gedanken als unmoralisch, als einfach undenkbar – aber sie dachte ihn doch. Und je mehr sie ihn von sich schieben wollte, desto aufdringlicher ging er ihr gleich danach wieder durch den Kopf. – Am Nachmittag gelangten sie in der Nähe des Stachus an, dem Platz vor dem Karlstor, der zu dieser Zeit als verkehrsreichster Platz Europas galt, aber am Sonntag, gar am Ostersonntag bei schönem Wetter, das die Münchner aus ihrer Stadt hinaus aufs Land lockte, war davon kaum etwas zu merken. Der gründerzeitliche Kioskbau aber, der halbiert worden war und nun zur Hauptstraße hin eine glattgeputzte Mauerfront zeigte, weil er dem zunehmenden Autoverkehr im Weg gestanden hatte, der erinnerte an den hier herrschenden Trubel von umsteigenden Fahrgästen auf den Straßenbahnen, Autos und Motorrädern an den Werktagen, besonders wenn die innerstädtischen Kaufhäuser, Ämter und Geschäfte ihren Dienstschluß hatten. An der pomphaften Front des aus königlicher Zeit stammenden Justizpalastes vorbei ging es zum genehmigten Platz der Abschlußkundgebung inmitten des kleinen Parkes, auf dem, in dieser Reihenfolge, die königlich-bayerische Kadettenanstalt, der botanische Garten und endlich der vor einem halben Jahrhundert mit vielen unersetzblichen Gemälden abgebrannte Glaspalast ihren Ort gefunden hatten. Nun nahm diese Stelle ein umfänglicher Zierbrunnen mit einem stein gehauenen Neptun ein, um den herum sich mehr als die – von Rosenberger ungefähr vorhergesagten – dreitausend Menschen der Kundgebung, ohne sich drängen zu müssen, hätten einfinden können.

Den Rednern, die nun der menschlichen Friedenssehnsucht unter verschiedenen Gesichtspunkten Ausdruck gaben, hörte Carin jetzt doch aufmerksamer zu, als sie es am Morgen getan hatte, einem Vertreter der Kampagne für Abrüstung, einem Gewerkschaftsfunktionär und der alten Adeligen von der

Friedensunion, die ihr schon von der Veranstaltung im Theater bekannt war. Wie wenig sie doch von allen politischen Dingen wußte! mußte Carin bei sich feststellen, wieviel man doch wissen müßte, um mitreden zu können! – Doch, ja, mitreden wollte sie können! Die hier rundum mit ihr standen, wußten bestimmt mehr als sie, die zufällig „mitgegangen“ war. Aber kein Wort war gefallen, das nach dem ersten Hinhören nicht auch ihrer eigenen Meinung entsprochen hätte. Irgendwie bedauerte sie es, daß die nach der letzten Ansprache langsam, dabei alten oder neu gewonnenen Bekannten zuwinkend oder aufmunternd, wie es ihr schien, zunickend auseinanderließen. Nun wäre sie gerne noch einen weiteren Tag eingebunden gewesen in diese sichtlich gleichgesinnte Menschenmenge, an die sie sich anfänglich erst hatte gewöhnen müssen.

„Rosenberger, setzt du dich noch mit Bekannten zusammen, irgendwo?“
„Hab's eigentlich nicht vor. Aber wir können zu mir gehen, wenn du willst.“

Peter Pollak Freunde kommen zu Besuch

Die Männer umkreisten den Garten, Schatten, die nicht sehr scheu waren, nur den Eindruck einer Eiseskälte hinterließen. Die Männer standen im Garten, dichtgedrängt in der Nähe des Tores, und bedachten eine eisige Minute lang ihr Vorgehen. Sie standen auf der Terrasse der Hütte. Obwohl die Morgensonne schien, war die Terrasse mit Dunkelheit überzogen. Die Holzbretter der Hütte knisterten, die Männer rückten näher. Ihre Augen drangen durch die Fenster in das Halbdunkel des Inneren. Die Männer trugen dezente Kleidung, Anzüge sogar, eine verschwommene, dezente Masse, wenn sie sich einander näherten oder auseinandergingen. Dazwischen herrschte eine Ungewißheit, die nicht vom Bodennebel herrührte.

Nun sagte einer in seiner Muttersprache, die sofort die Herkunft dieser schattenhaften Männer preisgab:

„Wie zu erwarten! Er ist nicht da!“

„Typisch!“ zischte es.

„Man kennt ihn ja!“ grunzte es.

Die Männer schlossen sich, man verständigte sich durch Blicke und Nicken. Einer nickte, der zweite blickte verständnislos, ein Dritter blickte in die falsche Richtung.

Die Männer betraten die Hütte. Die Hütte war leer.

Die Männer waren empört. Ihre Sprache bekam einen Zuschnitt, der an Hochdeutsch erinnerte. Ihre blassen Gesichter waren nun zu erklären, und auch die unauffällig geschnittene Kleidung, die aus der Savile Row stammte oder zumindest von Boss aus Deutschland.

„Dort hinten!“

Die Männer erstarnten, verschwanden aus der Hütte und strömten in den Nebel, den sie hinterließen.

Der Ausruf kam von einem Mann, der den Garten durchstreift hatte. Er führte sie durch den Garten, der hinter der Hütte, je weiter sie sich von ihr entfernten, die Beschaffenheit eines Urwaldes annahm, und verharrete schließlich in Sichtweite einer Bretterbude.

Der Urwald verursachte den Männern Unbehagen. Sie konnten nicht mehr alles überblicken. Sie drängten sich enger zusammen, als es nötig gewesen wäre.

Der Garten hatte unter ihrer Anwesenheit bereits gelitten. Blätter färbten sich braun oder schwarz mit gelben Punkten, und der Boden knarrte unter ihren Füßen, als wäre er vereist oder verödet.

Die Sonne war nur zu ahnen, dunkel ein Fleck dort, wo sie um diese Zeit stand.

Einer der Männer trat in die Bretterbude. Es war ein Plumpsklo. Schwärme von Fliegen stoben auf.

„Der Scheißkerl!“

Sie standen unentschlossen. Dann trafen die Männer eine Entscheidung. Sie begrüßten sie. Sie öffneten einige Verschlüsse. Sich machten es sich bequem. Dadurch veränderte sich ihr Gehabe.

Sie besprachen Probleme, die mit der wahren Natur der Dinge nichts zu tun hatten, in ihrer unverständlichen Sprache. Manchmal rissen sie die Mäuler auf oder spreizten sich, als hätten sie einen dreckigen Witz gehört.

Es roch nach verfaulten Eiern. Die Männer reichten sich kleine Fläschchen, deren Inhalt sie zu sich nahmen, dabei wurden sie haltlos und schlügen sich mit breiten Händen in die Bäuche oder in diese Gegend.

Die Männer ließen sich vollends gehen und schlügen sich in Teile, die quiekend und krächzend sich vermischten. Die Männer grillten Bratwürste oder Bauchfleisch und holten sich ein Faß Bier aus einer Brauerei im nahen Dorf. Die Männer hatten Namen wie Willy Ferkel, Otto Harmlos oder Helmut Hatrecht. Sie hatten durchgestylte Körper, die sie in Saunen, beim Squash und in Ertüchtigungsparadiesen machen ließen. Sie tranken Magermilch und wußten genau Bescheid.

Langen Haare hatten sie früher getragen, doch diesen Kindereien waren sie entwachsen.

Nicht weit entfernt von diesem ominösen Garten standen ihre Autos, die Nummern hatten wie BT-WF 1, BT-OH 926 und BT-HH 100. Größtenteils waren diese Autos grau oder weiß oder Cabriolets.

Einer der Männer lallte:

„Dieser Scheißkerl! Dieser Penner! Der denkt wohl, er kann uns verarschen!“

Die Männer hatten Häuser, Autos, Frauen. Sie hatten das, was sie wollten. Und nun waren sie hier, und niemand zeigte sich, er zeigte sich nicht, dieser Dreckskerl zeigte sich nicht.

Die Männer wüteten im Garten, als sei er eine Frau, gebrauchten ihre groben Hände und ihre grobe Sprache so, wie sie es gelernt hatten, wie sie es nicht

anders konnten, und bestritten die Existenz der kleinsten Teilchen. Sie fällten den ersten Baum, wobei sie schwitzten und grunzten.

Und während sie warteten, obwohl sie nicht warteten, sie sagten vielmehr: „Jetzt sind wir einmal hier, jetzt machen wir uns einen Spaß, egal, ob dieses Arschloch kommt oder nicht“, während sie also warteten, versiel nicht mehr der Garten unter ihrer Gegenwart, sondern schauten die Männer sich unsicher in die Augen und aneinander vorbei und horchten auf leise Geräusche, die entstanden, als ihre Körper sich unwohl zu fühlen begannen.

Und während sie warteten und tranken, krochen sie näher zur Hütte, um den immergrünen Gewächsen, dem Buchsbaum, der Zypresse, dem Taxus, der Eibe, auszuweichen, deren Äste und Ranken sich über ihre Körper legten, Körper, die klagende Laute von sich gaben, weil sie sich bedroht zu fühlen begannen.

„Wir sind nicht hier, um *uns* zu rechtfertigen!“ schrie einer erbittert. Dann schaute er erschrocken in die Runde, als wüßte er nicht, hatte er eine Wahrheit gesagt oder eine Lüge.

Sie rissen die Augen weit auf und fielen sich in die Arme, damit sie einander Halt fänden.

„Dieser Scheißkerl, dieser Scheißkerl“, murmelten sie. Daran und an diesem Garten führte kein Weg vorbei.

Im nahen Dorf fand man, daß der Lärm in diesem Garten heute bei weitem nicht so arg sei wie sonst. Eigentlich war überhaupt nichts los.

„Kein Wunder“, sagte die alte Frau im nahen Dorf, die über alles Bescheid wußte, „er sitzt ja auch hier im Wirtshaus und läßt es sich wohlergehen. Und sagt: ‚Freunde? Habe ich keine!‘ Dabei machte er eine Handbewegung, als sei er ohne Schuld.“

Eberhard Kirchhoff

Alles im Fluß

Der Angler amputiert: ohne Seitenarme
Das Haus am Flußhang:
Bereits ohne Kaution im Angebot
Keine spuckenden Kinder mehr
Auf den Hängebrücken
Die Dampferfahrten nur noch
Für amerikanische Amerikaner
Überall
Stinkt es nach Fisch.

Bernhard Speh

Die Coca-Cola-Story

Die Kneipe „Zur kleinen Seejungfrau“ hatte dem Wechsel der Zeiten getrotzt. An ihren Hügel gelehnt, hatte sie den Aufstieg des Hafens, seine Zerstörung, seine Wiedergeburt und sein endgültiges Absterben erlebt. Aber Hafen war er geblieben. Europas gewaltigster Raumhafen weitete sich dort, wo in vergessenen Jahrhunderten kleine, kraftvolle Zugboote die großen Pölle mühsam und geschickt an ihre Kais geschleppt hatten.

Hätte jemand zur Zeit, da unsere Geschichte spielt, in der Stadt hinter der Kneipe gefragt, was denn eine Seejungfrau sei, der Befragte hätte einen wohl angesehen mit Augen, rund und voll wie der Mond. Das war so eine Redensart, die damals in Mode kam.

Und doch konnte jeder, der wollte, die kleine Seejungfrau lebhaft erfahren. Und das gleich in doppelter Gestalt. Zum einen als überlebensgroßes Weib, das da mit saftig-kugeligen Brüsten schwabend von der Decke hing. Die prallen Schenkel harmonisch verschuppt in etwas übergehend, das einem Fischschwanz sehr ähnlich war, zum anderen in Gestalt der herb-lieblichen Wirtin, die in ihrem Astronautenkostüm, das silberschuppig ihre Figur nachzeichnete, den Kosmos des wogenden Gastraums durchkreuzte und mit schwereloser Anmut regierte.

Hoch über den Köpfen schwabte, grell bemalt, die kleine Seejungfrau, in ihren Händen sprühende Kugeln haltend, aus denen Laserlicht in den Spektralfarben die Besucher in Unwirklichkeit tauchte. Unter ihr durcheilte Elida, die Wirtin, die Kammern der Schänke. In ihren Händen nicht minder strahlende Pokale. Es war jetzt üblich, aus fluoreszierenden Gläsern zu trinken.

Um es vorab zu sagen: Mir, dem Lokalredakteur des „KOSMIC STAR“, ging es an diesem Abend beschissen. Wie eine ausgebrannte Raketenstufe fühlte ich mich. Wieder so eine Rede, wie sie in meinen Tagen aufkam. Beim Verlassen unseres Blattes hatte mir Hein, der sich „unser aller Chefredakteur“ nannte, gesagt: „Ben“, hatte er gesagt, „ich erwarte von dir eine taffe Story, in Kürze, verstehst du? Wo du die aufreibst, ist mir scheißegal, und wenn du sie dir aus deinem müden Enddarm saugst.“ – „Hein, heute hast du wieder deinen Bildungskoller“, sagte ich mehr zu mir selbst und ging.

War es doch noch kein halbes Jahr, da hatte ich die Geschichte mit den Androidennutten aufgetan. Das hiesige „Zentralamt für die sexuelle Befriedigung der Bürger“ hatte sie aus USA importiert. Genügend atomaren Sprengstoff hatte man in ihren weichen, willigen Unterleibern verborgen, um die Stadt gleich zweimal auszulöschen.

Tja. USA ging eben immer auf Nummer sicher. Aber das war schon Schnee von gestern. – Ich sah zum Nachthimmel. Über der Skyline von Neu-Hamburg zeichneten die interkontinentalen Transportraumer, aus Westen kommend, mit glühenden Düsen blutige Spuren. Den warmen Regen lockender Konsumgüter brachten sie über die Stadt. Das ist die Wirklichkeit, Ben, sagte ich zu mir, du mußt sie akzeptieren!

Mein Weg hatte mich die Freitreppe hinab zum Hafen geführt. Ich stand vor

der Kneipe „Zur kleinen Seejungfrau“. Auf bröckelnder Fassade gespenstisch zuckend, die Lichter des Raumhafens. Wo, dachte ich, wenn nicht hier, konnte ich meine Geschichte finden?

Dann saß ich in „Bens Ecke“, wie Elida meinen Stamtplatz nannte. Sie trat zu mir, die kleine Seejungfrau. In ihrer Hand meinen Schlummertrunk. Wenigstens Coca-Cola, dachte ich, war noch das alte Gesöff, wenn man es mit Eis und Citrone veredelte. Elida beugte sich über mich. Ihr angenehmer Körpergeruch, in den sich etwas Süßlich-Herbes mischte, berührte mich. Behutsam, fast zärtlich, legte sie die Hand auf meine Schulter. „Ärger gehabt, Bruder? Du siehst ja drein wie ein Sternenjäger, dem sein Planet abhanden gekommen ist.“ - „Schwester, du triffst es wie immer.“ Ich blickte in ihr klares Gesicht. Ein schelmischer Mund stritt da mit sanften, traurigen Augen. Es tat wohl, sie anzusehen, es war wie ein Ausflug in die beruhigenden Landschaften meiner Kindheit.

„Schwester, du bist erquickend wie immer.“ - Sie lachte. „Paß auf, Brüderchen, heute hab' ich eine Geschichte für dich. Ich wette, du und der KOSMIC STAR werden zur Sternschnuppe vor Staunen.“

Mit einer bestimmenden Geste dirigierte sie einen Mann an meinen Tisch. „Komm, Henry, hier kannst du dich ausquatschen, er ist dein Mann.“ - Henry Smith“, sagte das Individuum. Umständlich die Rockschöße eines abgeschliffenen, roten Ledermantels ordnend, ließ es sich betont gewichtig auf die Bank fallen. „Henry Smith also ist mein Name, aber, das sagte ich schon, Amerikaner, aus Atlanta Georgia.“ Betonte Pause. „Sagt Ihnen das was, Mann?“ Vergeblich suchte ich sein Gesicht zu fassen. Bewußt hielt er es oberhalb der Laserkugel, die als schwebende Sphäre unsere Ecke erleuchtete. Mochte ich auch noch so oft über die Fernbedienung die Leuchte steigen lassen, es half nichts, Smith zwang sie auf eine Höhe, die seinen Kopf im Schatten beließ.

Wer war mein Gegenüber? Die Frage stand im Raum wie die Laserleuchte. Maske hatte er gemacht, und, wie es schien, hilflos obendrein. Eine schmierige Ledermütze, eine Leuchtluppenbrille, wie sie Wissenschaftler trugen, mit ihr verschweißt eine Plastnase, imposant prominent wie ein Berggrücken des Mont Blanc. Seine Augen, sie wirkten wie blinde Spiegel.

„Lassen Sie das!“ unterbrach er unser Spiel mit der Lasersphäre, „ich bin für Sie eine Stimme von drüben, das muß Ihnen genügen. Und das möchte ich aus Gründen, die Sie einsehen werden, bleiben.“ Diese Stimme, von Alkohol und Nikotin zerfressen, klang sie synthetisch wie die eines alten Androiden. Eine Hand, von schlechtverheilten Brandwunden überzogen, schob sich zögernd über den Tisch, umfaßte das Glas, in dem goldbraun und kühl das Cola stand, führte es unter diese prominente Plastnase. Er schüttelte sich, als habe er Kampfgas gerochen. „Wissen Sie, was Sie da trinken, Mann? - Ich will, ich muß es Ihnen erzählen. - Aber, lassen Sie vorher diese, diese Kosmonautenmaid noch einen KOSMIC BLASTER servieren. Ich liebe das Zeug, könnte mich dran gewöhnen, trinke es hier schon die dritte Nacht. - Vorgestern sagte man mir schon, Sie kämen vorbei.“ - „Meine Besuche hier sind nicht programmiert, eher zufällig, Mister.“ Auf ein Zeichen stand Elida bereit. Das Getränk, wir nannten es FUSIONSREAKTOR, stand irisierend, das

Licht der Sphäre reflektierend, zwischen uns. Zitternd umfaßte die Hand wie kriechende Baumwurzeln das Glas. Mit großen, verzweifelten Schlucken trank Henry ohne Unterbrechung. „Meine Anerkennung, Mrs. Smith, das Zeug hat doch immerhin seine sechzig Prozent.“

„Oh, Mann“, er wischte über eine Stelle, wo sein Mund sein mußte. Das dichte Gestrüpp eines Bartes schien sie zu bedecken. - „Sie wissen nicht, was Sie da trinken, es schmeckt Ihnen wohl noch, was?“ „Warum nicht?“ hauchte ich arglos. „Natürlich, wie sollten Sie es auch wissen.“ Er zitterte, seine Erregung schien nicht gespielt, als er sagte: Sie, Sie halten sich doch alle hier für die Wächter von Menschlichkeit und Gesittung, Sie in Europa.“ Seine Bitterkeit war echt, ich dachte an die Androidennuten und schwieg.

„Also“, fuhr er nun ruhiger fort. „Sie wissen es nicht, können Sie überhaupt etwas über Coca-Cola wissen? - Sirup, hergestellt nach geheimer, mehrfach geschützter Formel in Atlanta Georgia. Dasselbst eingeschlossen im Tresor hundert Meter tief. Pah, Mann, ich, Henry Smith, der es wissen muß, sage Ihnen, da ist auch etwas eingeschlossen hundert Meter tief in Atlanta Georgia, und - das hat, der Teufel hole mich, wenn's nicht stimmt, eine Menge mit Coca-Cola zu tun!“ Er wurde ausgelassen. Seine Geschichte, der BLASTER oder was immer es sein möchte, nahm ihn mit sich fort. Er klatschte mit der flachen Hand auf den Tisch. Das gleichmäßige Leuchten der Sphäre flackerte bedrohlich. „Tja, da ist auch etwas.“ Er wirkte jetzt auf mich wie ein Mensch, der in tiefer Finsternis in einer engen Gasse seinen Weg suchte. Wieder zog er die Schöße seines Mantels zurecht und fuhr fort:

„Nun, den ersten Teil der Sache, nennen wir sie Phase I, kennen Sie ja schon, die kennt eigentlich jeder. Indios sammeln Coca-Blätter, kauen sie in Heimarbeit.“ Bei dem Wort *Heimarbeit* entwich seinem Bartwald ein prustendes Lachen, das in einen metallischen Raucherhusten überging. „Na klar, Sammeln, Kauen, Kauen und Sammeln. Das Gemisch aus Speichel und Blättern, die sogenannte *Basismaische*, spucken sie in Kalebassen, die die Company abholt. Aber ich sage Ihnen, so wahr ich jetzt vor ihren Augen einen zweiten KOSMIC BLASTER leeren werde“ (Elida schaffte ihn herbei, und der Brennstoff nahm glücksend seinen Weg), „sage Ihnen, das ist überwunden, das können Sie sich abschminken. - Wissen Sie, die Herrn in den oberen Etagen hatten nämlich schon vor Jahren die Nase voll von halbvollen Kalebassen und unvollkommen gekauter Ware, kann man verstehen, nicht wahr, kann man verstehen!“ Ein Rülpfen zeigte an, daß der BLASTER seinen Weg in Henrys Inneres gefunden hatte. - „Und da hatten die Herrn in Atlanta Georgia eine Idee, jawoll, die Herrn dort haben immer Ideen, deshalb sind sie eben auch die Herrscher des weltumspannenden Coca-Cola-Imperiums. - Übrigens, kennen Sie die Werbung?: Eine Cola-Flasche wächst aus dem Planeten, wird größer und größer und verdeckt am Ende die ganze Erde? Witzig, was? Gewaltig!“ „Ich kenne sie nicht“, sagte ich kurz und eisig.

„Anyway, war auch nur so ein Einfall. Die Herrn also hatten eine grandiose Idee.“ Es fiel mir auf, daß er sich des Wortes *gigantic* bediente. Die Formulierung schien er wie eine seltene Speise zu genießen. „Wie wäre es, sagten sie sich, wenn wir die Indios Coca-Blätter vor Ort kauen ließen. Verstehen Sie, mein Herr, VOR ORT. Ich sehe, Sie wissen nicht, was das bedeutete. -

O.K. – Wir bauten eine Stadt, hundert Meter tief, es können auch weniger sein, doch eher sind es mehr; so mit allem, was dazugehört: Schlafhäuser, Kinos, Puffs, Suppenschänken, Hamburgerrestaurants und Fernseher die Fülle. Also, richtig gemütlich war's da unten. Wie in einem überdimensionalen Livingroom. Wie in diesem – – – Metropolis, grandioser Alt-Flimmer übrigens! Gesehen? Ja?“ – „Ja, Henry“, sagte ich sanft. Er mußte beruhigt werden. Er hatte sich in steigende Erregung geredet. Bei seinem Konsum an BLASTERN schien mir das nicht unbedenklich. Die Geschichte schien ja noch nicht zu Ende zu sein. „Henry, was taten Sie dann?“ – „Heiliger Fusionsreaktor von Minneapolis“, rief er, „Sie Unschuldsamm, als ob Sie das nicht ahnen! – Indios steckten wir hinein. Wir nahmen sie aus den Stämmen, deren Speichel die höchste und intensivste Ausbeute garantierte beim Prozeß der Sirupbildung.“ Und er, als wolle er meiner Frage zuvorkommen: „Sie fragen sich jetzt, wie wir die Indios da hinunter bekamen? Ach, mein Lieber, mag sein, die ersten kamen freiwillig, aus Neugierde und wegen des Fernsehens. Den Großteil kaufte der Konzern ganz legal von Ihren Regierungen. Schon mal was von Entwicklungshilfe gehört? Anyway, sie verschwanden in der Stadt. Glauben Sie mir, kein Missionar vermißte sie dort.“ Er lachte, die Idee mit den Missionaren, die ihre Gläubigen suchen, erheiterte ihn. „So waren sie sicher dem Wissen der Welt und der Neugierde der Bevölkerung von Usa entzogen. Glauben Sie mir, bei der Überbevölkerung in diesen Ländern war das sogar eine gute Tat.“

„Und was genau geschah da unten mit ihnen, Sie Wohltäter?“ – „Na, was meinst du, was die Herrn da unten mit ihnen machten?“ – Ein Husten schüttelte Henry, schwerer und länger als der erste. „Indios zu Zehntausenden saßen da unten hundert Meter tief, und sie kauten und kauten. Beim heiligen Fusionsreaktor von Minneapolis, ich schwöre dir, neben ihnen lief ein Fließband, und darauf spuckten sie das Speichel-Coca-Blätter-Gemisch. Alles im Takt der aufreizenden Musik ihrer Heimat. Tja, das taten sie. Gelegentlich erhielten sie auch schon mal Stromstöße, die man ihnen über implantierte Sensoren verabreichte. Die diesen Menschen eigene Melancholie ist nämlich mit unserem fortschrittlichen Arbeitsrhythmus nicht vereinbar, mußt du wissen. Ich sehe Zweifel bei dir, mein Lieber, vertraue mir, ich war schließlich ein Betreuer der ersten Stunde.“ Er schwieg, spielte mit der Sphäre. Sie steigen und fallen lassend, achtete er doch immer sorgfältig darauf, im Schatten zu bleiben.

„Damit“, fuhr er fort, „war Phase II abgeschlossen. Aber das war den Herrn immer noch nicht genug. Du kennst das ja. Erstrebst nicht jeder Meister in seinem Werk die größtmögliche Vollendung? So auch die Herrn. Nach einem erneuten Brainstorming in Sachen Produktion hatten sie eine neue, die ultimative Idee. Einfach genial in ihrer Unmenschlichkeit. Unmenschlich eigentlich nur, wenn man in diesen Indios Menschen sieht. Aber wer kann sich heute aus Humanität noch diesen unproduktiven Schwachsinn leisten? Die fragten sich nämlich, die Herrn, was brauchen wir eigentlich von diesen Indios? Antwort: die Kauwerkzeuge und ihren wertvollen, da nicht vollsynthetisierbaren Speichel. – Es lief an, Phase III.“ Pause, er versuchte, die Wir-

kung seiner Mitteilungen auf meinem Gesicht abzulesen. Ich wurde steinerne Maske, und er fuhr fort.

„Die Antwort auf ihr Problem fanden die Herrn in der Gentechnologie. Wozu hatte man sie entwickelt? Und – und nun schufen sich die Herrn, ganz als wären sie Gott, für den sich viele unter ihnen wohl hielten, Menschenwesen. Nicht nach ihrem Bilde, aber doch solche, die auf die vollkommenste Weise ihren Zwecken entsprachen. Mein Lieber, wie darf ich dich übrigens nennen?“ – „Ben Odysseus, wenn's beliebt.“ – „Ben, was da entstand!“ – Er stockte, und ein dritter BLASTER verschwand in seinem Gestüpp. „Was da entstand. Nie hat es die Menschheit gesehen. Monströs, einfach monströs! Oh, ich habe daran mitgewirkt, mein Guter, eigentlich war es mein Werk, eigentlich bin ich sogar stolz darauf . . . ich bin nämlich Gentechniker.“ – Er hielt inne, als habe er zuviel gesagt. „Was wir da schufen für der Herrn Zwecke. Wesen, ein Drittel Kopf mit Kiefern wie Mammutmäuler. Und enormen Drüsensäcken in den geblähten Wangen. Der Speichel troff denen nur so, bevor sie kauten. Perfekt war das, unmenschlich, zugegeben, aber perfekt. Der Restkörper, verkümmert. Wozu gebrauchten sie noch Beine und starke Gliedmaßen? Ich“, er verbesserte sich, „wir gaben ihnen Elektrowägelchen. Lustig sah das aus, Ben, du hättest sie sehen sollen mit ihrem stumpfen Blick, der voll Trauer war. Ich vergaß, ihre Keimdrüsen und Genitalien waren ebenfalls gut entwickelt, die konnten wir elektronisch reizen, damit sie uns ihren wertvollen Saft zur Zeugung ihrer Brüder und Schwestern lieferten. – Ihre Weibchen? Die hatten dafür geräumige Gebärmüter in ihren gedunstenen Leibern. Fruchtbar waren die, sag ich dir, fruchtbar. Vier Speichler lieferten die pro Wurf. So hieß das in unserer Fachsprache. Ihren Kopf hielten wir klein, ihren Leib im wesentlichen auf Bauch, Genitale und Becken reduziert. Na, Ben, schmeckt dir dein brauner Sud immer noch?“ – Er lachte sein hohes Lachen, das jetzt klang, als käme es hundert Meter tief aus den Produktions- und Reproduktionshöhlen von Atlanta Georgia.

„Aber, dann hatten Sie doch Ihre Aufgabe gefunden, Henry! Warum sehe ich Sie hier vor mir, vermutlich als blinder Passagier mit einer transatlantischen Sonde gereist . . .?“ – „Tja, Ben, genau das ist der Punkt. Wir, die Schöpfer dieser Kunst- und Profitwelt, hatten eine Kleinigkeit nicht bedacht. Natürlich mußten uns die Herrn dort unten mit unseren Homunculi einschließen, uns alle. Nur wenn wir ebenso wie diese auf ewig begraben blieben, gab es die sichere Gewähr, daß die Welt niemals etwas erfahren würde vom unterirdischen Treiben der Company.“ Seine Stimme wurde keuchend und fahrig.

„Nein, das kann man mit mir nicht machen. Mit mir nicht! Eingesperrt für den Rest meiner Tage zusammen mit diesem Gezücht, meinem Gezücht . . . das macht man mit mir nicht. Das war gegen die Abmachung. Die Sonne, den alten Planeten wollte ich sehen, nicht unter seiner Kruste verfaulen. Ich liebe nämlich die Berge, mußt du wissen, die Wiesen und Wälder – und schöne Menschen, die ich und meinesgleichen nicht verstümmelt haben. Was meinst du, Ben, was ich gemacht habe? – Ein Feuerchen habe ich da unten gelegt, ein gutes Feuerchen. O.K., die Hände habe ich mir dabei verbrannt.“ Er streckte seine strunkhaften Hände aus und betrachtete sie, als handele es sich um Prothesen.

„Petrischalen werden die wohl nicht mehr halten, aber für diesen, wie nennt ihr den Stoff, Fusionsreaktor, ein göttlicher Nektar, taugen sie allemal.“ Wieder dröhnte Henrys totes Lachen durch die Schenke, ging über in blasiges Röcheln und verstummte.

Sanft war er unter meinen Augen vornübergesunken. Jetzt lag sein Kopf mit der lächerlichen Maske auf dem spiegelnden Malachit der Tischplatte. Zögernd floß Blut aus dem Mund und bildete ein bizarres Muster mit den Adern des Steins. Aus seinem Rücken ragte ein fünfkantiger Stahlbolzen, wie ihn die Häscher Usas benützten, wenn sie einen der ihren in Fremdländern eliminieren.

Behutsam drehte ich Henry um, zögernd griff meine Hand nach Mütze, Bart und Brille. Der Tote ließ es ohne Widerstand geschehen. Ich zwang mich zu sehen. Ein würgender Husten legte sich über Brust und Kehle. Meine Rechte zerdrückte hilflos Henrys Masken. Das Glas der Brille schnitt schmerzlos in mein Fleisch . . .

Vor mir lag Professor Werner Brauner, Nobelpreisträger der Humangenetik, bei einem Skiunfall in den französischen Alpen vor zehn Jahren tödlich verunglückt. „Eine Hoffnung der Menschheit“ hatte man ihn bei der Verleihung des Nobelpreises genannt.

Georg Diederichs Feuerzunge

Die Freiheit
Lieg auf der Federhalter-Spitze deiner Zunge
GIB ACHT. DASS DU SIE NICHT ABBEISST
José Flores/Pereorino

In einer Bar in Washington
Sitzt ein Indianer
Und trinkt ein Glas Milch

Na, wie gefällt
Ihnen denn unsere Stadt
Fragt der Barkeeper herablassend

Gut, antwortet der Indianer
Und wie gefällt Ihnen
UNSER LAND

Orlando Mardones Kindheit in Chile

Aufgezeichnet und übersetzt von Winfried Roth

Ich hatte alles, was ich brauchte

Die glückliche Zeit in meiner Kindheit war zu Ende, als meine Großmutter starb. Das war 1955, ich war gerade neun. Meine Eltern hatten sich getrennt, als ich noch ganz klein war, und seitdem hatte ich bei meiner Großmutter gelebt, der Mutter meines Vaters.

Meine Eltern hatten sehr jung geheiratet – mein Vater war sechzehn, meine Mutter vierzehn. Mein Vater war Landarbeiter, meine Mutter die Tochter eines Gutsverwalters. Es dauerte nicht lange, und meine Mutter verliebte sich in einen anderen Mann. Mein Vater jagte sie fort. Aber er sagte „Mein Sohn bleibt bei mir“. Er lernte bald eine andere Frau kennen, meine Stiefmutter. Aber sie kümmerte sich kaum um mich. Deswegen nahm mich meine Großmutter. Bei ihr hatte ich alles, was ich brauchte. Für mich war sie meine Mutter.

Meine richtige Mutter hab ich nie mehr gesehen. Dabei lebte sie in der Nähe. Sie hatte sechs oder sieben Kinder mit ihrem anderen Mann. Als Kind hab ich immer gehofft, daß sie mich einmal besuchen oder mir einen Brief schicken würde, ein Foto – nichts, absolut nichts. Später wollte ich sie dann auch nicht mehr sehen – ich hab keine Zuneigung mehr für sie verspürt.

Meine Großmutter lebte in Quechumalál, einem kleinen Dorf in der Region von Valdivia, in Südchile. Sie hatte ursprünglich einen kleinen Obstladen. Später lebte sie davon, daß sie für andere Leute kochte – es gab dort viele Arbeiter, die allein lebten, und meine Großmutter hatte eine Art Mittagstisch für sie.

Meine Großmutter war eine außergewöhnliche Frau – sie war entschlossen, heftig, sie besaß eine große Autorität – wie eine Frau aus der alten Zeit. Sie hatte keine große Bildung, sie konnte gerade lesen und schreiben. Sie war noch relativ jung, Ende vierzig. Sie hatte sich schon lange von ihrem Mann getrennt. Sie setzte sich immer durch, sie wurde mit allem fertig. Sie war eine starke Frau, dick, groß. Sie hatte schwarze Haare, schon halb grau. Sie sah schön aus. Sie war viel mit Männern zusammen, und die Männer in dieser abgelegenen Gegend waren sehr rauh, gewalttätig – dort lebten auch viele Leute, die auf der Flucht vor der Polizei waren. Einmal gab es Streit unter den Arbeitern, die bei uns saßen. Und meine Großmutter packt den einen und sagt, ganz ruhig „Das ist mein Haus, und wer an meinem Tisch sitzt, benimmt sich anständig, oder er geht“.

Wenn die Männer bei uns saßen, hab ich immer aus dem andern Zimmer durchs Schlüsselloch geschaut und gehorcht. Manchmal durfte ich dabeisein, abends. Alle saßen um den Ofen, erzählten Witze, Geschichten, einige von ihnen waren weit herumgekommen, hatten in den großen Städten gelebt.

Mein Vater hat mich nur ganz selten besucht – aber für mich waren diese Be-

suche sehr wichtig. Er nahm mich auf den Arm, er brachte mir Geschenke mit, Schuhe, Süßigkeiten – und ich war vollkommen glücklich in diesem Moment. Meine Großmutter hat sich zuletzt mit meinem Vater völlig zerstritten, weil er sich so wenig um mich kümmerte. Bis zu ihrem Tod hat sie ihm nicht verziehen.

Zu mir war meine Großmutter immer sehr gut, ich bekam alles, ich durfte alles. Manchmal, wenn ich etwas nicht bekam, hab ich mich auf den Boden geworfen und geschrien. Einmal waren wir in einem Kaufladen, in der Stadt, und da standen riesige Gläser mit Bonbons, in verschiedenen Farben. Ich bin daran entlanggegangen, „ich will davon, davon, davon“. Und meine Großmutter sagte „Nein, soviel nicht“. Und ich „kreisch“ – ich hab mich auf den Boden geworfen und geschrien. Und meine Großmutter – „Na gut, du kriegst ja von allen welche“.

Am Rand der Zivilisation

Das Haus, in dem wir wohnten, war sehr einfach. Der Mann, von dem meine Großmutter es gemietet hatte, hatte es selbst gebaut. Es war ganz aus Holz – die Leute haben sich Balken und Bretter aus dem Abfall der Sägewerke gesucht, die es dort überall gab – die Gegend lebte hauptsächlich von der Holzverarbeitung –, und sich ihre Häuser daraus gebaut. Wir hatten zwei große Räume, das Eßzimmer und das Schlafzimmer, die Küche war in einem kleinen Anbau.

Tapeten hatten wir nicht. An den Wänden hingen alte Zementsäcke – große Papierbahnen –, um sie gegen den Wind abzudichten. Ein Bad gab es nicht, auch keine Wasserleitung. Das Wasser mußte ich vom Bach holen. Ich hab mich in einer Schüssel gewaschen. Die Handtücher hatte meine Großmutter aus alten Mehlsäcken gemacht. Und das Schmutzwasser haben wir in den Hof geschüttet. Auch das Klo war draußen, ein Häuschen über einem Loch – wir haben immer durch die Ritzen geschaut, wenn die Erwachsenen aufs Klo gingen.

Es gab keinen elektrischen Strom. Abends brannten bei uns Kerzen oder Petroleumlampen, überall lag Ruß. Als Heizung hatten wir das offene Feuer, später einen eisernen Ofen. Insgesamt war unser Haus ziemlich ärmlich, aber mir gefiel es. Meine Großmutter hielt es immer sehr aufgeräumt.

Wir hatten auch Katzen, einen Hund, und einen kleinen Stall mit Hühnern, einem Schwein. Es gab damals kaum fertige Lebensmittel zu kaufen, die Leute haben noch alles selbst gemacht, auch die Butter, den Käse, das Brot. Wir lebten am Rand der Zivilisation. Die meisten Häuser von Quechumalál lagen verstreut zwischen den Feldern, auch unseres. Außerdem gab es eine Hauptstraße mit ein paar Läden, eine Schule, ein Polizeirevier, den kleinen Hafen am Lago Panguipulli – das ist ein sehr großer, schöner See, es gibt viele Lieder über ihn. Quechumalál oder Panguipulli sind indianische Namen – in Chile leben heute nur noch sehr wenige Indios, aber viele Weiße haben Indios unter ihren Vorfahren, auch meine Familie.

Einmal im Monat fuhr meine Großmutter mit dem Schiff in die nächste Stadt, um einzukaufen. Wenn sie mich mitnahm, was das jedesmal ein Fest

für mich – über den See fahren, in die kleine Stadt kommen, Sachen kaufen, Schokolade, alles anschauen, wieder mit dem Schiff zurückfahren –, ich wollte unbedingt ein Schiff kaufen, wenn ich groß war.

In unserer Gegend gab es einen Vulkan, den Osorno. Einmal brach er aus, und es regnete Asche und kleine Steine, zwei Tage lang, alles war weiß, die Berge, die Felder, als ob es geschneit hätte. Und es war die ganze Zeit dunkel. Die Leute hatten Angst. Man konnte tagelang nicht aus dem Haus. Es war schwer, sauberes Wasser zu bekommen, viele Tiere sind verendet. Es hat Wochen gedauert, bis die Asche wieder verschwunden war.

Glück, Enttäuschung, Spiele

Die Feiertage, auch Weihnachten, waren für mich meistens eine Enttäuschung. Meine Großmutter war eben ziemlich arm.

In Chile kommt der Weihnachtsmann erst spät in der Heiligen Nacht, am ersten Feiertag liegen dann die Geschenke morgens unter dem Baum. Nach der Mitternachtsmesse konnte ich natürlich nie einschlafen – ich hab gehorcht, ob mir der Weihnachtsmann ein Geschenk hinlegt. Aber meistens brachte er nur etwas ganz Kleines. Ich hab manchmal gedacht, daß es den Weihnachtsmann gar nicht gibt. Auch einen Baum hatten wir nicht immer. Am ersten Feiertag gab es für die Kinder aus den armen Familien eine Bescherung in der Kirche – Schokolade, Bonbons, Kekse –, in diesem Moment waren wir alle sehr katholisch.

Bei uns im Dorf gab es einen Mann, der jedes Jahr einen besonders schönen Weihnachtsbaum hatte. Wir Kinder sind jeden Tag hingelaufen und haben durch das Fenster geschaut. An dem Baum hingen viele Süßigkeiten, Nüsse, Obst, Äpfel, Kirschen – an Weihnachten ist es Sommer in Chile. Wir warteten nur darauf, daß der 6. Januar kam – solange hat man bei uns den Weihnachtsbaum. An dem Tag verschenkte der Mann die ganzen Sachen an uns Kinder. Vielleicht war es ihm einmal selbst so gegangen wie uns.

Fast mein ganzes Spielzeug hab ich selbst gebaut, mit meinen eigenen Händen. Manche Kinder hatten tolle Lastwagen aus Blech. Ich wollte auch einen, aber die kosteten zuviel. Ich mußte mir selber einen machen, aus Holz. Aber er hatte alles, was dazu gehört, er machte Krach, ich hatte ihn bunt angemalt, ich war sehr stolz darauf.

Meinen ersten Kreisel hatte mir ein älterer Junge geschenkt. Später hab ich dann gelernt, wie man selber aus Holz einen macht, aber das war schwer. Die andere Möglichkeit war, einen zu klauen – wir, die Kleinen, schauten immer, wer seinen Kreisel herumliegen ließ – dann rannten wir damit weg. Genauso warteten wir nur darauf, daß der Drachen von jemandem abstürzte. Im Grunde waren wir kleine Banditen. Am 18. September, an unserem Nationalfeiertag, lassen alle Leute Drachen steigen, es gibt richtig Wettkämpfe. Und wir schauten immer zu und warteten.

Hula-Hula gab es auch in Chile, selbst in unserer verlassenen Gegend. Eine Weile war das unglaublich populär. Und wenn die Kinder in der Stadt Coca-Cola kaufen, bekamen sie Jojos geschenkt – amerikanische Propaganda. Ich mochte Coca-Cola sehr gern.

Wir waren den ganzen Tag draußen, auf den Viehweiden, im Wald, wir haben Beeren gesammelt, Nüsse, wildes Obst. Oft sind wir zum See gegangen, Fische fangen, baden, wir liefen nackt herum – das gefiel uns besonders. Oder wir haben Räuber gespielt, uns mit Steinen beworfen, miteinander gekämpft, zum Spaß.

Wir haben auch viel mit den Tieren im Dorf gespielt – manchmal sehr brutal. Einmal haben wir eine Katze in einen Karton gesperrt und ins Wasser geworfen. Aber Katzen haben sieben Leben, heißt es. Wir haben sie wieder aus dem Wasser gezogen und in ein Feuer geworfen. Aber sie ist herausgesprungen. Wir bekamen Angst und liefen weg. Dann haben wir mit Steinen nach ihr geworfen, bis sie tot war. Im Grund war das kriminell – aber für uns war es tatsächlich ein Spiel, eine Art grausamer Unterhaltung.

Ich war sieben oder acht, als ich von einem älteren Mädchen verführt wurde. Sie war eine Cousine von mir, Isabel hieß sie. Sie war ungefähr fünfzehn. Wirklich, was wußte ich damals von solchen Dingen – absolut nichts. Aber sie, in ihrem Alter, wußte natürlich einiges. Ich lag im Bett, mit Fieber, ich war allein zu Hause. Sie kam, um mich zu besuchen, sie brachte mir Obst mit. Nach einer Weile sagte sie „Ich leg mich zu dir“. Ich sagte „Ich weiß nicht, meinewegen“. Und sie zog sich aus und legte sich neben mich. Sie sagte „Schau, mach mal das“. Was wußte ich davon – ich hab geschaut – „Oh“ – Klar, ich hab das gemacht, was sie mir zeigte. Ich war ganz aufgeregzt, aber sonst hab ich dabei nichts gespürt.

Der Tod meiner Großmutter

Die Jahre, wo ich bei meiner Großmutter lebte, waren für mich das Paradies. Ich glaub, mein ganzes Leben wäre anders verlaufen, wenn sie länger gelebt hätte.

Sie starb an einer Herzattacke. Ich hab als Kind immer bei ihr geschlafen. An diesem Morgen wurde ich wach und fragte sie „Großmutter, warum stehst du nicht auf?“. Aber sie lag da, ganz ruhig, und schlief – „Was ist denn – Großmutter?“ –, ich hab meinen Onkel geholt, der im Dorf wohnte. Er schaute nach ihr, und dann sagte er „Laß sie, sie schläft“. Andere Leute kamen. Ich hab geweint. Sie sagten zu mir „Sie schläft noch“. Sie lag da, als ob nichts geschehen wäre. Ich bin zu ihr gegangen und hab sie an der Hand gefaßt und sie gestreichelt „Großmutter, steh auf“.

Die Totenwache dauerte drei Tage. Die Nachbarinnen kamen, sie zogen ihr das Totengewand an, ein schwarzes Kleid, und legten sie auf den großen Tisch. Ich wollte immer wieder zu ihr, die Leute mußten mich von ihr fortziehen. Ich hab nicht geglaubt, daß sie tot war. Die Leute gaben mir zu trinken, nahmen mich in die Arme. Und alle sprachen davon, was jetzt aus mir werden sollte.

Als meine Großmutter starb, hatte sie sich mit meinem Vater nicht versöhnt. Er kam erst am zweiten Tag. Er war völlig zerstört. Er kniete vor ihr nieder, er bat sie um Verzeihung, weil er sich so oft mit ihr gestritten hatte. Er lag die ganze Zeit auf den Knien, er hatte Angst, er war sehr abergläubisch. Und die Leute schauten ihn an, als sei er verantwortlich für ihren Tod.

Dann kam der Tag der Beerdigung, die Totenmesse. Das Begräbnis selbst war sehr schön. Ich war der erste, der Erde auf den Sarg werfen durfte. Als wir nach Hause kamen, hab ich mich auf einmal ganz allein gefühlt. Mein Vater sagte „Ich nehm dich mit, du lebst jetzt bei uns“. Die Frau, mit der er zusammenlebte, war auch zur Beerdigung gekommen, meine Stiefmutter. Sie machte die ganze Zeit ein sehr böses Gesicht. Sie war absolut dagegen, daß mich mein Vater mitnehmen wollte – „Soll er doch hier bleiben, was brauchen wir ihn“. Meine Tante Lila hatte das gehört, es gab Streit, sie machte meiner Stiefmutter Vorwürfe und schlug sie zuletzt ins Gesicht. Allein schon deswegen haßte mich meine Stiefmutter. Es war ein bedrückender Abschied. Die nächsten Jahre waren die schlimmsten in meinem Leben.

Ein neues, schwieriges Leben

Am nächsten Tag ging ich mit meinem Vater und meiner Stiefmutter fort. Wir fuhren erst ein Stück mit dem Schiff, über den See. Es regnete, es war mitten im Winter, ein sehr kalter, stürmischer Tag. Dann gingen wir stundenlang zu Fuß weiter in die Berge. Es wurde früh dunkel – und diese verlassene Landschaft, der Sturm, der Schlamm. Ich hatte Angst.

Wir kamen spät abends an, müde, durchnäßt, frierend. Mein Vater und die Frau wohnten mit ihren drei kleinen Kindern – zwei Mädchen und einem Jungen – in einer Art Hütte, nur ein Raum, mit einem großen Herd, fast ohne Einrichtung. Meine Stiefmutter war in sehr schlechter Stimmung, sie stritt sich mit meinem Vater. Ich hatte einfach Angst. Ich hab mich hingelegt, und geweint, unter der Decke.

Am nächsten Tag war es sehr schön, die Sonne schien. Und ich hab zum ersten Mal richtig gesehen, wo wir waren – ein kleiner Ort mitten in den Bergen, ringsum Wald, sehr wenige Häuser, ein Sägewerk. Am Abend sagte mein Vater „Gib auf deine Sachen gut acht, ich kann dir nichts kaufen, keine Hemden, keine Schuhe – es reicht bei uns nur für das Essen“, und er sagte, daß für mich ein anderes, schwieriges Leben anfangen würde.

Das Verhältnis zwischen meinem Vater und meiner Stiefmutter war nicht gut – sie hatten ständig Streit, mein Vater bedrohte sie, schlug sie. Und mit mir tat sie das, was mein Vater mit ihr getan hatte. Sie war unzufrieden mit ihrem Leben, sie haßte sogar ihre eigenen Kinder. Für sie gab es keine andere Möglichkeit als die Gewalt, die Brutalität – „Verschwinde von hier, geh, wohin du willst, geh doch zu deiner Mutter – was hast du hier verloren, du ißt uns das Brot weg“.

Ich hab nie Streit angefangen. Ich hab ihr nicht mal widersprochen, wenn sie grob zu mir war. Ich hab mich versteckt und hab geweint. Meine Stiefmutter hat mir sogar gedroht, mich umzubringen, und ich hab es manchmal auch geglaubt, mit neun oder zehn Jahren. Aber ich hatte Angst, es meinem Vater zu sagen.

Oft hat sie mir absichtlich nichts zu essen gegeben. Dann bin ich morgens ganz früh aufgestanden, wenn mein Vater gefrühstückt hat, weil sie mir wenigstens dann etwas zu essen geben mußte. Einmal wollte sie mich schlagen, aber ich lief weg. Da stand der große Herd,

aus Blech. Sie rannte mir nach – und ich bin mit dem Arm gegen den Herd gekommen. Ich hab mich fürchterlich verbrannt, man sieht es heute noch. Am Abend kam mein Vater „Was ist los, was hast du denn gemacht?“ – „Ich hab mich am Herd verbrannt“ – „Aber warum?“ – Ich hab angefangen zu weinen – „Ich bin ausgerissen, weil sie mich schlagen wollte“. Darauf hat mein Vater meine Stiefmutter geschlagen, daß sie mich so nicht behandeln soll, daß sie nicht so schlecht zu mir sein soll. Das hat sie mir nie verziehen, daß er sie meinetwegen geschlagen hatte.

Mein Vater war nie böse zu mir. Er hat nie mit mir geschimpft, er hat mich nie geschlagen. Sicher hat er sehr wenig für mich getan. Aber ich war immer glücklich, wenn ich mit ihm zusammen war. Am schönsten waren die Sonntage. Wir sind oft zusammen spazierengegangen, er hat mit mir gespielt, mir etwas erzählt.

Mein Vater war noch ziemlich jung damals, Mitte zwanzig. Er war ein toller Mann. Meist war er gutmütig, ziemlich schweigsam. Man merkte, daß er viel Schlimmes erlebt hatte. Oft war er aber auch sehr erregbar, heftig, gewaltsam. Er trank ziemlich viel – einfach weil er keine Perspektive hatte. Einmal war er in einem Bordell in eine Messerstecherei verwickelt und dabei am Bauch verletzt worden. Seitdem hatte er ständig Schmerzen, er ging oft ganz gekrümmkt. Damals arbeitete er als Holzfäller, zehn, zwölf Stunden am Tag. Dort in Südchile gehört das meiste Land Großgrundbesitzern, die die Arbeiter bis zum letzten ausbeuten. Oft bekamen sie nicht einmal Geld, sondern wurden mit Nahrungsmitteln bezahlt. Mein Vater hatte keine Berufsausbildung, er war immer Gelegenheitsarbeiter, Hilfsarbeiter.

Die Solidarität bedeutete meinem Vater sehr viel. Einmal hatte er einen Arbeitskollegen, der zu Unrecht entlassen wurde. Und mein Vater sagte „Wenn sie ihn rauswerfen, geh ich auch“. So verlor er wegen dieser naiven Solidarität seinen Arbeitsplatz. Mein Vater hatte kein gutes Leben. Einmal kam ich abends nach Hause, und er saß da und weinte ganz elend, weil er nicht mehr wußte, wie es weitergehen sollte.

Bei meiner Großmutter hatte ich alles gehabt, was ich brauchte. Hier bekam ich nichts mehr zum Anziehen, ich hatte keine Schuhe mehr, oft nicht einmal genug zu essen. In der Siedlung gab es kaum Kinder in meinem Alter. Die meisten Arbeiter lebten allein, ohne Familien. So hatte ich auch keine Freunde. Wenn ich nicht im Haus helfen mußte, bin ich im Wald spielen gegangen – ich hab den Holzfällern zugeschaut, den Leuten im Sägewerk. Es gab auch keine Schule.

Ich hab da gelebt wie ein Vogel, arm, vernachlässigt – einfach weil ich ganz allein war. Und ich wurde immer mehr verbittert, enttäuscht, ich hab mich oft gefühlt wie der letzte Dreck. Es gab nur einen Ausweg – ich wollte möglichst rasch groß werden und arbeiten.

Ich war dabei, als das jüngste Kind meiner Stiefmutter starb, an Unterernährung. Es war ein Mädchen, Juanita hieß sie. Sie war erst drei oder vier Monate alt.

In Chile gibt es das Ritual des „Kleinen Engels“, wenn ein Kind stirbt. Wir haben ihr ein weißes Kleid angezogen, mit Stoffblumen, sie mit vier Schleier zugedeckt, und Kerzen um sie gestellt. Mein Vater machte aus einer Holz-

kiste einen kleinen Sarg und strich ihn weiß an. Dann legte er sie hinein, nahm die Kiste unter den Arm und ging damit fort. Zum nächsten Dorf mit einem Friedhof waren es vielleicht zwanzig Kilometer. Auch meine Stiefmutter wollte mitkommen, aber mein Vater ließ sie nicht.

Als ich zum ersten Mal zur Kommunion gehen sollte, war das ein großes Ereignis für mich. Aber ich hatte nicht die üblichen Sachen, keinen schwarzen Anzug, keine Krawatte, ich hatte nicht einmal Schuhe. Am Tag der Kommunion mußte ich wie immer sehr früh aufstehen und auf einem Bauernhof Milch holen. Ich hatte eine riesige Kanne, fünf Liter vielleicht, ich hab sie über der Schulter getragen. Hin und zurück war es fast eine Stunde Weg – und das, während die anderen Kinder damit beschäftigt waren, sich anzuziehen, ihre Sachen zu richten.

Nach dem Gottesdienst ließen sich die anderen Eltern mit ihren Kindern fotografieren – ich hab eben kein Foto. Aber ich bekam Schokolade, Kuchen und ein Geschenk vom Pfarrer, ziemlich abgetragene Blue Jeans, sicher aus den USA.

Chile ist fast rein katholisch, aber vor allem die Landbevölkerung ist sehr abergläubisch. Die Leute glaubten an den Teufel, an Menschen, die einen Pakt mit ihm hatten. Als Kind konnte ich oft nicht einschlafen, oder ich hatte Angstträume, wenn die Erwachsenen solche Geschichten erzählten.

Hierher kommst du nie zurück

Im Frühjahr 1957 jagte meine Stiefmutter mich fort. Drei oder vier Tage vorher hatte ich ein seltsames Erlebnis. Ich war abends mit meinem Vater noch draußen. Es war eine sehr schöne, klare Nacht. Auf einmal hab ich gesehen, wie die Sterne alle herunterfielen. Ich sag zu meinem Vater, ganz aufgeregt „Die Sterne fallen alle herunter“ – und er „Klar, das sind Sternschnuppen – sie fallen herunter und verbrennen“. Und ich „Schau doch, alle Sterne fallen“ – er „Ach was, mit deinen Augen stimmt was nicht“. Aber für mich fielen die Sterne, zahllose Sterne, alle in der gleichen Richtung. Ich hatte wahnsinnige Angst.

Sicher, ich hatte als Kind viel Fantasie – und ich hatte nicht viel zu essen. Vielleicht hab ich mir alles eingebildet. Aber für mich, mit meinen zehn Jahren, war es real. Viel später hab ich einmal mit einem Physikprofessor darüber gesprochen, und er sagte zu mir „Schauen Sie, so etwas kommt durchaus vor – ich hab auch manches gesehen, wovon ich meinen besten Freunden nichts erzähle, weil sie mich auslachen würden“.

Ich hab ungefähr anderthalb Jahre bei meinem Vater und meiner Stiefmutter gelebt. Eines Tages kam ich von der Schule nach Hause, und meine Stiefmutter sagte zu mir „Schau, hier ist dein Essen, jetzt kriegt es der Hund – wenn du nicht pünktlich bist“. Aber ich war pünktlich gewesen. Am nächsten Morgen, als mein Vater zur Arbeit gegangen war, kam sie zu mir und sagte „Nimm deine Sachen und pack sie in die Tasche, bei uns kannst du nicht mehr bleiben – du mußt gehen, und hierher kommst du nie mehr zurück“.

Ich hab meine paar Sachen gepackt. Dann bin ich fortgegangen, ohne genau zu wissen, wohin ich sollte. Nach vier, fünf Stunden bin ich in einen kleinen

Industrieort in einem Tal gekommen. Ich wußte, daß dort ein Freund von meinem Vater wohnte. Ich hab mich durchgefragt, bis ich seine Wohnung gefunden hatte. Er erinnerte sich an mich, er sagte „Klar, komm rein“. Seine Frau gab mir zu essen, und ich hab ihnen alles erzählt. Er meinte „Dein Vater sucht dich bestimmt und holt dich zurück“.

Ich war dort fast einen Monat. Dann sagte der Mann, daß ich nicht länger bei ihnen bleiben konnte. Ich wollte weiter zu meiner Tante Lila, einer Schwester meines Vaters. Sie lebte in einem Dorf auf der anderen Seite des Sees. Ihr Mann war Fabrikarbeiter, ihnen ging es sehr gut. Ich sagte „Ich geh zu Tante Lila – zu meiner Stiefmutter will ich nicht zurück“. Und mein Vater war auch nicht gekommen, um mich zurückzuholen.

Ganz früh morgens bin ich weggegangen, ich konnte auf einem Lastwagen mitfahren. Der Mann hatte mir Essen mitgegeben, etwas Geld. So kam ich in ein Dorf am Ufer des Sees. Das Geld reichte aber nicht für die Überfahrt. Ich stand am Ufer, als ein Junge kam, der sehr gut angezogen war. Er fragte „Wer bist du, woher kommst du?“ Ich hab ihm erzählt, was los war. Er kannte die Familie meiner Tante. Er sagte „Komm, wir fahren zusammen zu ihr“ – „Aber ich hab nicht genug Geld“ – „Ich bezahl für dich, mein Vater gibt mir das Geld“. Ich war ganz begeistert. Ich hab bei ihnen übernachtet, und am nächsten Tag sind wir mit dem Schiff zum andern Ufer gefahren, und dann noch ein Stück mit dem LKW. Schließlich sind wir nach Central Pullinque gekommen, dem Dorf, wo meine Tante lebte. Ich hab sie gleich gefunden. Ich hab ihr alles erzählt, ich hab angefangen zu weinen. Und sie sagte „Ab jetzt lebst du hier bei uns, mach dir keine Sorgen“.

Jochen Grünwaldt Ein Intellektueller

Er sagt,
daß wir nicht wissen,
was letztlich für uns richtig ist.

„Wie meint er das?“
fragen wir uns.
Wir möchten
ihn einladen
zum gemeinsamen Bier;
aber ist Bier
das richtige?

Peter M. Stephan Literatenleben

Kein Ort auf einer Ansichtspostkarte: blauer Himmel, Sonnenschein, weiße Dampfer voller fröhlicher Ausflügler auf glitzerndem See, grüne Wiese, dunkle Kiefernäume, junge Leute im Park, Liebespaare, einige steinalte Damen aus der Nachbarschaft mit ihren jugendlichen Chauffeuren, ein Kammerteam auf jeder Seite der Wiese – ein Gartenlokal am See?, eine Hollywood-Party?, ein Film von Fellini? Nein, eine Conny sänge wohl richtig: „... fahr hinaus zum Wannsee ...“. In der Mitte der Lichtung von Raum und Zeit ein Tisch und ein Stuhl, mit dem Rücken zum See sitzend, winzigklein, kaum zu erkennen, ich beuge mich vor, ganz nah an das kitschig-idyllische Genrebild heran, ein Mann, der vorliest, Papierblätter in der Hand, ein Dichter, vielleicht sogar ein berühmter, der aus seinen ungedruckten Geheimnissen vorträgt? Auch das relativiert sich, am Strand der Spree gibt es keine Berühmtheiten. Der Sand ist trocken wie eh und je. Die Dampfer ziehen ungerührt vorbei. Das Publikum, auch wenn Zelebritäten und Stars darunter sein sollten, verzieht sich nach pflichtschuldigem Beifall bald gelangweilt. Die Fernsehkameras haben ihr Schnurren eingestellt. Vom Dampfer nur noch ein sich entfernendes Tuten. Die Sonne stechend wie oft an späten Nachmittagen im August. Noch leuchtet die Ödnis blauen Himmels, einige schwarze Wolken am Horizont nur künden Gewitter an.

Eben vom Stuhl aufgestanden, hatte ich einige Schritte getan, ganz benommen von der vorangegangenen Konzentration, da sprach mich ein unbekannter Herr mittleren Alters an. Unverfroren klang seine Frage, was ich denn sonst so mache. Ich hob den Kopf, gab einen erstaunten Blick zurück, diese Frage ließ mich erschauern. Ich zog die Jacke am Kragen hoch und wußte keine Antwort. Was konnte ein Mensch meines Berufes auf so eine Frage antworten? Was überhaupt war darauf zu antworten? Sagen Sie selbst! Die Frage ist indiskret und impertinent. „Was machst du denn sonst so?“ Wer kann das schon wissen? Ich wußte es nicht. Wahrscheinlich wußte es niemand von allen Anwesenden. Das Honorar für die Lesung würde mir überwiesen werden, später, ich machte mir keine Sorgen, blieb aber, obwohl ich hatte gehen wollen, doch stehen und sann sprachlos nach, vielleicht würde ich nun gar kein Honorar bekommen, weil ich diese tückische Frage nicht zu beantworten wußte. Der Herr fixierte mich unaufhaltsam und wiederholte seinen Spruch: „Was machst du denn sonst so, alter Freund?“ „Alter Freund“ nun auch noch, ich ergriff automatisch seine hingestreckte Hand und erinnerte mich, der unbekannte Herr und alte Freund war Bunzlauer, den ich wohl vor fünfzehn Jahren zum letzten Mal gesehen hatte. Wie die Zeit vergeht! Kinder! Da stand ein etwas korpulenter freundlicher Herr vor mir mit ergrautem Haarkranz. Er trug eine Glatze, ungewohnte Erinnerung!, und einen dicken Stapel Papiere unterm Arm. Trotzdem wußte ich nichts zu erwiedern. Da unser Gespräch, noch bevor es richtig in Gang kam, stockte, wollte ich mich hurtig verabschieden, als Bunzlauer mich zu einer Versammlung einlud. „Ab-

gemacht!" sagte er noch, drehte sich auf dem Absatz herum und eilte beschwingten Schrittes davon.

Das war ein unverhofftes Ereignis. Wie oft schon hatte ich mein Gedächtnis strapaziert, die Vergangenheit auszuloten. Vor vielen vielen Jahren hatten wir alle mit irgendwelchen anderen jungen Menschen zusammengelebt, Beziehungen und Freundschaften gehabt, eine Zeit lang, bis sie, dummer Zufälle wegen, oder weil die Lebenswege sich trennten, sang- und klanglos auseinandergingen. Spurlos waren viele Freunde aus unserm Leben verschwunden. Jeder hat das erlebt, kennt das voller leiser Schmerzen. Bunzlauer war plötzlich wieder da, aus dem Dunkel der Zeit aufgetaucht, und hatte mich eingeladen, auf der Versammlung einer bedeutenden literarischen Gesellschaft zu erscheinen und gegebenenfalls eine kleine Ansprache zu halten, und wenn das nicht, dann doch wenigstens anwesend zu sein, ein Literat müsse da sein unter all den Menschen und Funktionären, das leuchtete wohl ein, und vielleicht könne ich, falls der Wunsch danach laut würde, dem scheidenden Präsidenten, denn darum ging es offensichtlich, einige Dankes- und Lobesworte nachrufen oder gar selbst kandidieren, da es leider keinen würdigen Anwärter, so sagte er, für dieses wichtige Amt in unserer Literaturstadt gäbe. In den nachfolgenden Tagen ließ Bunzlauer mir, wohl aus Freude über unser unverhofftes Wiedersehen, keine Ruhe mehr. Er entwickelte eine intensive und persönliche Art von mitmenschlicher Aktivität, wurde, wie ich ihn noch gar nicht gekannt hatte, dynamisch, rief, um mich zu überzeugen, mehrmals täglich an, besuchte mich und unterzog sich dafür sogar etlicher Mühen, denn meine Wohnung liegt, nicht leicht zu erreichen, weit außerhalb der Stadt. Natürlich war ich gerührt über soviel Zuwendung und Fürsorge, das war wirklich zu viel des Guten. Eine eigene Absicht ließ er nicht erkennen. Meine Fragen, ob er für das frei werdende Amt nicht selbst kandidieren wolle, verneinte er entschieden, das käme gar nicht in Frage, schließlich sei er sowieso schon Delegierter in diesem Gremium, auch verspüre er keine Lust und Laune zu weiteren Belastungen ehrenamtlicher Natur. Er möchte mir raten, auch einmal ein demokratisches Amt anzunehmen, würde mich selbstverständlich unterstützen, ich solle nur über meinen Schatten springen, sicherlich würde ich gewählt werden und könnte viel Gutes tun, dessen sei er gewiß, undsowieso. Da war nichts dagegen einzuwenden. Ich wunderte mich zwar, daß er sich nach so vielen Jahren nicht ungetrübter Trennung gerade auf mich besann, vor allem aber auch, daß er dieses Amt nicht selbst anstreben wolle, redete ihm auch gut zu, schien er mir doch immerhin ein alter Hase im Funktionärs- und Organisationsgeschäft zu sein, seit über zehn Jahren in allen öffentlichen Strukturen zu Hause, in alle Händel verstrickt, ein Hans Dampf in allen Gassen – vergeblich.

Die Versammlung fand eines Abends in einem angenehm hell ausgeleuchteten Saal statt. In lockerer Atmosphäre, aber durchaus mit Anspruch auf Tief- sinn wurde über die deutsche Gegenwartsliteratur geplaudert. Alte Kämpfen des Managements zitierten locker Grass und Böll. Koeppen, eben achtzigjährig geworden, wurde für eine Lesung angekündigt, die dann nicht stattfand. Ingeborg Drewitz, gar nicht anwesend, trotzdem immer präsent, wurde ihr vor-

ne am Vorstandstisch symbolisch ein Stuhl frei gehalten. Eine besondere Riege bildeten die Kollegen, Dissidenten, Exilanten und Asylanten aus der östlichen Republik, journalistisch poetisierende Jungdichter, die immer aufstanden, wenn sie sprechen wollten, um dann lange und laut stehen zu bleiben. Sie waren eigentlich kaum zu bremsen, verdunkelten oft zeitweise die friedlich vorbeiziehenden Panoramen der Literatur und Philosophie. Die Krisen der Moderne lagen alle hinter uns. Tschernobyl noch vor uns verborgen in der Zukunft, wir konnten beruhigt sein. Impressioniert und hitzig folgte die Versammlung den Argumenten von Habermas und Lyotard, den konzentrierten Versuchen einer endlichen Konstitution unserer historisch letzten Epoche, unsere Begriffe und Kategorien seien mürbe und bröselig, es bedürfe neuer Sinnzuweisungen, meinte eine junge, forsch aussehende und sprechende Vorstandsdame, dazu seien wir ja am heutigen Abend zusammengekommen, um nicht endlos im Sumpf der bestehenden Wenderealität stecken zu bleiben. Schließlich zeigten die Kulturdebatten des Deutschen Bundestages und die Wissenschaftskolloquien der Universitäten zur Genüge das Unvermögen zur Bewältigung des Gegebenen. Profilierte Vorkämpfer gäbe es in unseren Reihen oder seien zu suchen, zum Beispiel Kamper und Laermann, auch Löwenthal sei nicht zu verachten, und wir die Dichter dürften den Denkern nicht nachstehen, dürften nicht nur dekorative Idioten sein. Applaus! Auch schwerhörige Kollegen klopften auf die Tischplatten. Ich war beeindruckt, fühlte mich wie in einer Wissenschaftsakademie oder einem Doktorandencolloquium, vielleicht hatte ich mich in der Adresse geirrt, was wollte ich hier, mittler unter Fellows?, und mein Name, der war doch längst vergessen. Ich als Person ausgelöscht, als Ware wie eine kleine neue runde Schallplatte, die hier vorgestellt werden sollte, nicht mehr vorhanden, nicht mehr gefragt. Mir wurde schwindelig wie in einer Montgolfiere. Da waren doch schon die Alpen in Sicht. Das war noch gar nichts. Knapp dahinter leuchteten schon die ewigen Gletscherspitzen des Daches der Welt mit dem Dalai-Lama-Kloster, und Reinhold Messner kraxelte winzig klein daran hoch. Kurze Zeit später sollte ich in den Illustrierten davon lesen, wie er dem Yeti begegnet war, einem Lebewesen, noch wundersamer als ein Dichter. Leider hatte er zu knipsen vergessen, und weiteren indiskreten Fragen entzog er sich wie dieser Affenbursche in den Wald schleunigst mit einer Antarktisexpedition ins Nirwana der Medien. Ich dachte, wieder ein Welträtsel nicht gelöst. Das Universum bleibt eben unbegreiflich seit Anbeginn, das hätte zur vorhergehenden Rede gepaßt. Andererseits war es natürlich tröstlich, in einer so kompetenten Runde zu sitzen. Auf einmal fühlte ich mich, „ebenbürtig“ möchte ich nicht sagen, bei den größten Geistern der Epoche aufgehoben. Es wurde gemütlich. Bier- und Rotweingläser wechselten, wurden erneut gegen volle ausgetauscht. Der Ober kam und kassierte bei mir auch Bunzlauers Zeche ab.

Eher beiläufig gegen Ende der Sitzung, und darin zeigt sich seine Kompetenz, kam Bunzlauer, aus seiner üblichen konvenienten Lethargie aufwachend, mit einer graziösen Handbewegung wieder auf mich zurück, verband seine wohlgesetzten Dankesworte an den scheidenden Präsidenten, ihm alles Gute für seinen weiteren Lebensweg wünschend, mit der intellektuellen Eu-

phorie der Anwesenden und meinem weiteren Schicksal. Mein Zaudern, zur Nachfolge beizutragen und Garant zukünftiger Sinnstiftungen im kannibali-schen und höllischen Gewerbe zu werden, wurde als charmante Bescheidenheit mißverstanden, und kurzerhand war ich gewählt, einstimmig, mit einer einzigen Enthaltung lediglich, und die kam, wie mir die Geschäftsführerin mütterlich tröstend versicherte, nur von einem Querulanten aus der DDR, der früheren Ostzone, der sei, kein Wunder, immer dagegen, gar nicht zu be-achten. Da war kein Auskommen mehr möglich.

So leicht war also Karriere zu machen, dachte ich, innerlich lachend wie Eichendorffs Taugenichts. Aber das Lachen sollte mir bald vergehen, denn anderntags versicherte mir Bunzlauer, und sein schütterer Haarkranz sträubte sich vor Vergnügen, ich solle das alles nur nicht so ernst nehmen wie es vor-tags gemeint sei, er möchte mir, wohlmeinend versteht sich, nachfolgenden schlimmen Ärger ersparen, verwies zu meinem Erstaunen auf die Satzung, die leider, leider, nicht zufriedenstellend erfüllt worden sei, und der müsse letztendlich in einer Demokratie Genüge getan werden, Demokrat sei ich doch wohl auch!, fügte er noch mit einem drohenden Unterton in der Stimme hinzu, dabei schwang er das Satzungspapier, das ich nunmehr zum ersten Mal zu Gesicht bekam, wie eine Keule. Ich erschauerte vor seinen großen Worten, „... Verantwortung vor der Gesellschaft ...“, „... Demokratie ...“, verdammt noch mal, worauf hatte ich mich da nur eingelassen? Die Erleuchtung kam postwendend mit seiner Antwort auf meinen fragenden Blick: „Du bist jetzt mein Stellvertreter, es wird nachgewählt.“ Großartig! „Präsident werde ich“, sagte er schon im Abgang, „das gibt die Satzung her. Du wirst doch nicht unkollegial sein! Schließlich habe ich dich hinter deinem Schreib-tisch hervorgeholt.“ Nein, das wollte ich keinesfalls, mein neues, demokratisch erworbenes Amt mit einer Unkollegialität beginnen. Stellvertreter war schließlich auch etwas. Besser als nichts. Viel besser. Ich konnte mich ja ein-bringen und überzeugen. Eine gewisse Lehrzeit wäre sogar nicht schlecht. Nach spätestens zwei Jahren würde Bunzlauer, das versprach er mir in die Hand, zurücktreten und mir das Amt in treue Hände legen. Dann wäre ich endlich der Wirkungslosigkeit meines Schreibtischdaseins entrückt, mitten ins Getriebe einer Kapitale versetzt, könnte meinen Ideenborn öffnen und sprudeln lassen. *Vita activa!* Welche Aussichten! Sehnt nicht jeder Mensch sich danach? Zumindest hörte sich das aus Bunzlauers Mund recht gut an.

Nun durfte ich sofort, aus innerem Antrieb und unter allgemeiner Ermunterung, Ideen und Projekte zur Erneuerung und Gestaltung des stagnierenden literarischen Lebens unserer Gesellschaft entwerfen. Innovation, hört man allerorten, tue unbedingt not. Es war einfach umwerfend. Während Boris Becker sich im Schweiße seiner Achselhöhlen um seine Bälle abrakerte, Helmut Kohl auf matschigen Soldatenfriedhöfen herumstapfte, alles wahrlich keine kreativen Tätigkeiten, wenn auch menschlich und politisch verständlich, saßen wir gemütlich jeden Sonnabendnachmittag im Literatencafé, und ich durfte stundenlang meine tolldreisten Phantasien auf realistischer Grundlage entwickeln. Wir hatten Ämter und Geld zur Verfügung oder in Aussicht, es galt nur, sie anzuwenden. Bunzlauer, versunken in tiefe Gedanken wie im-

mer, hörte scheinbar aufmerksam zu, sehr gute Ideen, sagte er manchmal. Ich hatte noch nicht begriffen, daß er wie ein Hase mit offenen Augen schlafen konnte. Die junge, nun immer forschere aussehende Vorstandsdame dagegen rührte lange Zeit schweigsam in ihrer Kaffeetasse herum, ihr Mund nahm ei-nen mürrischen, gequälten Ausdruck an, dann irgendwann gegen Anfang der Sitzung explodierte sie förmlich, ließ niemanden mehr zu Wort kommen, überhörte jeden Einwand, verbat sich jede Unterbrechung, auch Beifall, zur Not mit schriller Stimme und hysterisch außer sich, mit furiosen Blicken machte sie meine soeben und noch gar nicht fertig hoffnungsvoll aufgekeimten Ideen madig und morsch, entdeckte, von keiner Sachkenntnis angekränkelt, Inkonsistenzen, Unzulänglichkeiten, Ecken und Kanten, entwickelte dafür, von einer unbegreiflichen ideologischen Feder vorangeschnellt, Wider-stände und Polemiken, stellte imaginäre Barrieren auf in der Öffentlichkeit, in den Organisationen und Gremien, sah das Scheitern noch vor dem Beginn des Ganzen, kurzum, sie verwandelte sich in eine Harpyie voller negativem Scharfblick und analytischer Hämme, um nicht zu sagen, ätzender Ablehnung, die Dialektik ihrer Negation verwandelte sich in totale Destruktion. Sie war eine von jenen Frauen, die, dogmatisch bis zum Selbstmord, nur fest und nie wankend irgendeine Meinung vertraten, um zu beweisen, daß sie eine eigene hatten. Braucht nicht jede keimende Idee ein wenig Schonung?, murmelte ich leise, fast unhörbar. Ja, wenn das so ist, memorierte aufwachend Bunzlauer und rieb sich die Augen. Beim Hinausgehen sagte er noch: es war doch eine gute Idee, Peter, vielleicht nächstes Jahr.

Aller Anfang ist schwer, sagte ich mir, du mußt dabeibleiben. Also schuf ich neue Ideen, dazu beobachtete ich die Zeitgeschichte, las Zeitungen und Zeitschriften, hörte wieder mal Radio, versäumte Dallas und Denver, um mir Aspekte und Panorama reinzuziehen, abonnierte Spiegel, Stern, Playboy, Lui und viele andere bedruckte Schriften, begab mich in die Gemeinde- und Präsi-dialzimmer anderer künstlerischer und kultureller Vereinigungen und führte Gespräche, Diskussionen, Meinungsaustausche. Ich lernte Vorstände und Funktionäre jede Menge kennen, immer auch deren Sekretärinnen und hoch-bezahlte Geschäftsführerinnen, die hinter den Kulissen mit zarten und eisernen Händchen die Fäden knüpfen und zerschneiden, jeder kennt das ja. Einen großen Teil meiner Energie und Zeit verbrauchte ich mit diesen Tätigkeiten. Trotzdem blieb genügend davon übrig, um einige meiner Projekte, die meine Gesellschaft aufmöbeln sollten, wie man im Automobilbau sagt, zur Serienrei-fe zu führen. Das heißt, sie verließen als begründete, gedruckte Papers das Bü-ro und wurden durch Postillons zum entsprechenden Referat des Stadtsenats getragen, um abgesegnet und finanziert zu werden. Danach hörte ich nie wie-der etwas von ihnen. Da standen also Namen verzeichnet in schwarzer Schrift von Schriftstellern und Professoren, meistens sehr bedeutenden Repräsentan-ten unserer Kultur, daneben des Proporzes und Eigennutzes wegen weniger prominente, aber durchaus hoffnungsvolle Mitglieder unserer Vereinigung, der vorzustehen ich ab und zu immer noch glaubte, es ging ja schließlich um die Literatur, gemeinsam!, nicht um Egoismus und Karriere – goldene Worte unseres wahren Präsidenten Dr. Bunzlauer. Der war überhaupt sehr rege ge-

worden, bemängelte den fehlenden Informationsfluß innerhalb des Vorstands, zwischen Vorstand und Geschäftsführung, zwischen Vorstand und Basis, da mußte er wohl Zustände vor meiner Zeit meinen, mahnte wie ein Apostel ständig zur Kollegialität respektive zur Solidarität, je nachdem, wenn er sie selbst auch nicht einzuhalten gedachte. Da es um Positives ging, riet er zur Beschreibung neuer Wege, obwohl er vor allem Neuen Angst hatte, um den maroden Verein auf dem rauen Markt der Literatur wieder wettbewerbsfähig werden zu lassen. Das war gewiß auch nötig, denn inzwischen waren in unserer Stadt neben den altehrwürdigen und schon etwas vergeisten Akademien und Colloquien neue Institutionen aufgeblüht, die einen unerhörten Glanz auszustrahlen versprachen. Bei den ersten Soireen mit epigonalen Dichtern drängten sich bereits Television und Hörfunk mit ihren technischen Teams. Tageszeitungen berichteten in epischer Breite darüber, alles Öffentlichkeitserfolge, die „wir“, nun übernehme ich zu meiner eigenen Überraschung sogar Bunzlauer Diktion, in einer ganzen halben Generation nicht erzielt hatten, nicht einmal in den besten, lange zurückliegenden Jahreszeiten. Es entsprach also dem Zeitgeist, attraktive, publikumswirksame und dennoch gehaltvolle Veranstaltungen durchzuführen, Dichtung mit Showeffekt gewissermaßen, Literatur mit Pep, so etwa wie Bobby Fischer das leise, introvertierte Schachspiel öffentlichkeitsattraktiv gemacht hatte. Immerhin kannte dank seiner Exaltiertheiten inzwischen jeder Analphabet in Europa dieses komplizierte Spiel, bewegte sich in seinen Mustern und Strukturen wie Bunzlauer in seiner Vereinsmeierei, Sizilianischer Angriff, Damengambit, Unzicker-Variante, bald ebenso sicher wie auf dem Infrarotschalter des Fernsehgerätes. Ich weiß nicht, ob ich das so intendierte, einen Cassius Clay der Poesie zu finden, so elegant, leichtfüßig und schlagkräftig, aber doch versuchte ich etwas über den Alltag eines Vereins Hinausgehenes zu schaffen. Bunzlauer bestätigte mich darin. Seine Unterstützung bestand, wie anders, in Worten, in gelegentlich unter vier Augen zugeflüstertem Zuspruch. Es soll niemand einem Literaten sagen, Worte seien Schall und Rauch. Im Zeitalter der neuen Anspruchslosigkeit, in dem wir leben, bedeuten sie alles, und Bunzlauer wußte das. Er war der geborene Kammerjäger, gehörte zu jener Schicht halbgebildeter und darum rücksichtsloser Funktionäre, welche die wenigen verbliebenen Intelligenzbestien unter Tausenden herausriechen und mit Stumpf und Stiel ausrotten wollen. Wirklich Zeit für ein vielleicht sogar persönliches Gespräch hatte er leider nie, denn er rotierte auf allen möglichen und unmöglichen Veranstaltungen, deren eine subventionierte Millionenstadt übervoll ist, hielt zahllose einführende Worte und setzte sich als seine eigene Galionsfigur ins rechte Licht. Diese Lesungen, Veranstaltungen, Versammlungen, Sitzungen, Ausschüsse, Meetings etc. leitete er mit penibler, nervtötender Ausdauer, vollführte vor aller Augen nie gesehene bluttriefende Vivisektionen des Versammlungsrechts und tötete so alle Lebendigkeit und Spontaneität ab. Protest erstickte im Gähnen aller. Sein täglich Brot, metaphorisch gesprochen, waren Gedenklesungen für verstorbene oder in hohem Alter stehende Sprachschöpfer, Geburtstagsfeiern, Memorabilien jeglicher Art. Daraus blieben auch Menschen aus dem östlichen Teil unserer schönen Stadt nicht verschont, darin wenigstens stand er voll auf der Linie der jeweiligen Kulturpolitik. Was die Dauer seiner Amtszeit betraf, berechtigte sie zu den

schönsten Hoffnungen. Die Parteien würden kommen und gehen, Bunzlauer würde sich anpassen und bleiben. Traf man ihn gelegentlich einmal, stöhnte er ungefragt: „Projekte, Projekte, mein Lieber, den ganzen Tag Projekte, immer neue.“ Dabei war keines von ihm. Sein Kopf war leer wie eine Camera obscura, darin klapperten nur die entfremdeten Kleinteile von Satzungen, Regeln, Vereinsgesetzen, etcetera und und und.

Vielleicht sollte ich an dieser Stelle etwas abschweifen, weil unbegreiflich bleiben wird, was am Ende, den Gesetzen der Tragödie folgend, uns Schreckliches ereilte. Von dem reichlichen Samen, den ich, einem Rat des Novalis folgend, ausgestreut hatte, war doch nur mäßige Ernte aufgegangen. Wir gerieten da unmittelbar an einige brennende Themen der Gegenwart. Den Aufruhr um den berüchtigten Müll, den Faßbinder in einer Stadt ausgestreut hatte, wollte ich von einem internationalen Kongreß aufarbeiten lassen, möglichst noch vor einer Bundestagsdebatte über des guten Menschen und Bundeskanzlers Reise zu einem SS-Grab in Bitburg. Dann, wir wollten ja neue Wege beschreiten, ein Wochenendhappening, ich nenne es der Kürze halber einfach so, mit Malern, Aktions- und Happeningvirtuosen, eine Rarität sicherlich, eine hocheffektive Angelegenheit im Literaturraum, sehr haptisch und sinnlich und zugleich tiefständig, schon der Entwurf emotionalisierte auf einer der regelmäßigen, vielstündigen Vorstandssitzungen. Mehrere Veranstaltungen in großen Sälen oder auf öffentlichen Plätzen plante ich mit Jazzbands und Lyrikern, unsere Stadt ist schließlich fast ein Mekka des modernen Jazz, der unser Leben mehr verändert hat als jede Politik. Die unvergleichlich farbige und faszinierende Musikszene war unserem Vorstand gar nicht bekannt, und er reagierte wie immer mit leichtem, dann bald zunehmendem, zähen Widerstand. Meine Vorschläge wurden schnell zerniert, isoliert, auf Eis gelegt, ich selbst abgedrängt und von wichtigen Informationen aus der Kulturszene ferngehalten. Seisdrum, sagte ich mir, sei frohgemut, nur weiter – schließlich konnte man fast jeden Abend irgendwo Gillespie, Chet Baker, Herbie Hancock, Keith Jarret, Miles Davis hören, wen das nicht überzeugte, dem wäre nicht zu helfen, dachte ich. Aber Funktionäre wissen sich immer zu helfen, das wußte ich noch nicht. Solche und andere Koryphäen zusammen mit unseren, leider noch landesweit unbekannten Poeten! Da würde sich vieles ändern! Und wie. Erato, Euterpe, Melpomene, vielleicht sogar Polyhymnia, – alle zusammen, eine wahnsinnige Vorstellung. Ich sah schon Platten vor meinen geistigen Augen rotieren, Philips, Atlantic, ECM, Deca . . ., rauschende Ovationen in der Philharmonie, Karajan und Ozawa bescheiden am Hintereingang versteckt. Bunzlauer war begeistert, blickte zurückhaltend, abwartend, raschelte mit gefurchter Stirn wie immer abwesend in seinen zahllosen Papieren, in denen er penibel wie ein Buchhalter alles notierte, sammelte, archivierte und erstickte, was ihm tagtäglich begegnete und er nicht verstand, fast das ganze Leben. Sibylle, die junge, forsch aussehende Vorstandsdame, rührte lange Zeit schweigend in ihrer Kaffeetasse herum, irgendwann gegen Anfang der Sitzung explodierte sie . . . das weitere ist uns bekannt. Es konnte aber genausogut auch geschehen, daß ihre Aufmerksamkeit durch irgendeinen Laut aus einer Ecke des Raumes oder der Atmosphäre

angeregt, unvermittelt von mir weg und auf Bunzlauer schwenkte und diesen, arglos und naiv wie er war oder sich stellte, gleich einem Flakscheinwerfer umhüllte und nicht mehr losließ. Da er, wie alle Beteiligten dieser Profession, immer ein virulent schlechtes Gewissen hatte, duckte er sich, um dem zu erwartenden Wirbelsturm zu entkommen, natürlich vergebens, denn wie aus einer Stalin-Orgel fegten nun Vorwürfe, Fragen, Anklagen, Rimproveri auf den Armen ein, über ihn hinweg und durch ihn hindurch, daß er nur so gebeutelt wurde. Dem historisch etwas Gebildeten stellten sich sofort Assoziationen zur sophistischen, freislerschen oder stalinschen Rhetorik ein, der er beklemmten Herzens und wenig amüsiert folgte. Unappetitlich, wie die Szene oder Show aber alsbald wurde, verblaßten alle Erinnerungen an vergangene Schauspiele vor diesem aktuellen Augen- und Ohrenschmaus bald zu harmlosen Marionettenspielen. Ein anderes Vorhaben befaßte sich mit den Denk- und Daseinsstrukturen unserer post-modernen Welt, ein Unternehmen von ungeheuerlich philosophischer Tiefe und weltumspannender Brisanz, da die Bedingungen der Möglichkeit heutzutage ohnehin abhanden gekommen waren, die Krisen der Moderne sich gegenseitig zu Tode gejagt hatten, gab es nun nur noch das tiefe Durchatmen. Die volkstümliche Welle der Marathonläufe und Triathlonwettkämpfe wies uns den Weg. Als wir es einmal kurz vor einer exquisiten Runde erlauchter Germanistikordinarien skizzierten, alle drei Vorstandsmitglieder in kollegialer Kooperation versteht sich, was in der Regel so vor sich ging, daß meine Ideen von allen anderen adaptiert oder verinnerlicht, zur eigenen gemacht, kollektiv und gleichzeitig, teilweise unisono, so daß nicht mehr zu hören war, wer was sagte, dem Publikum vorgetragen wurden, was – man täusche sich da nicht – absolut nichts über deren spätere Realisierung aussagte, im Gegenteil, diese geräuschvolle Präsentation bedeutete, wie mich das Leben später schmerzlich lehren sollte, nichts weiter als das Herausziehen der knarrenden Funktionärsschublade, in der dieses Projekt wie viele andere verschwinden sollte, als wir es also, wie gesagt, skizzierten, bekamen alle Anwesenden übernächtigte und tränende Augen. Das war zu erwarten, es war schließlich wie in einer Hauptseminarsauna einer Universität von Platon, Hegel und Derrida die Rede, wirklichen Fundamentbausteinen unserer gesamten abendländischen Kultur. Der Blick nach Osten, über Marx und Lenin, der üblichen Ausgewogenheit wegen eigentlich erforderlich, unterblieb in diesem Fall dem Zeitgeist gehorchnend als obsolet, drückte sich aber dennoch im persönlichen Verhalten aus. Es mußte auffallen, daß kein Dichter genannt wurde, kein Eco, Moravia, kein Botho Strauß, kein Handke, das seien nur Kleinigkeiten, wurde mir bedeutet, ich solle nicht stören. Der Geist weht eben, wo er will, und hier wollte er offenbar nicht. Nicht nur in den Höhen des Geistes bewegten wir uns exaltiert. Der biedere Vorstandsalltag forderte auch Konkreteres. Suppenlesungen wurden eingerichtet, Lesungen zu allem und jedem, lebenden und toten Dichtern, aus ihren vergessenen oder apokryphen Werken, auch vor den bekanntesten und abgedroschensten Textkalauern, früher hätte man Eckermann und Geibel zitiert, heute . . ., aber lassen wir das, schreckte der Vorstand nicht zurück, da waren Bunzlauer und Sibylle so recht in ihrem Elemente. Kleinvieh macht auch Mist, eingestandenermaßen, Öffentlichkeitsarbeit muß bezahlt werden, es

war also nur selbstverständlich, daß für diverse Funktionen diverse Honorare flossen. Die beiden füllten ein ganzes Jahr damit aus, ich wurde davon freigeschalten, damit ich mich wichtigeren Dingen widmen konnte. Auch erfuhr ich, unbegreiflicherweise versagten Telefon und Briefpost, meist nichts oder erst post festum aus der Tagespresse von solchen Veranstaltungen. Manchmal wollte in mir der ketzerische Gedanke aufkeimen, ich sei nur benutzt worden, „instrumentalisiert“ würde Bunzlauer sagen, um diesem die Steigbügel zu halten, nun aber, nach getaner Mohrenpflicht sollte ich ins Abseits zurücktreten, wer weiß wann zu welchem neuen Auftritt. Aber solche häretischen Gedankenblitze hatte ich schnell wieder abzublenden, vielleicht zu schnell, hätten sie möglicherweise doch Licht in die undurchsichtigen Verhältnisse bringen können. Da ich mir aber, dankbar für meine Mitarbeit, zur Maxime genommen hatte, keine Initiative anderer kreativer Persönlichkeiten abzuwürgen, machte ich gute Miene zum bösen Spiel. Immer vermittelte mir ja Bunzlauer, der Freund, Hoffnung. Dum spiro, spero. Zu Ende ging dieses abwechslungsreiche Spiel erst mit dem Jahresausklang, als alle Gelder, einige ztausend Deutschmark, für dünne Suppenlesungen verbraucht waren, und für Großprojekte auch anderer Literaten, ja die gab es auch, nichts mehr übrig war. Da auch die Pläne für das nächste Jahr bereits ausgedrückt, alle Gelder verplant waren, blieb nichts anderes übrig, als sich derartiger „kollegialer Zusammenarbeit zu erfreuen. Mir war, nach Bunzlauers wiederholten freundlichen Versicherungen, weit Schlimmeres erspart geblieben, und ich sollte nur weiterhin fruchtbar sein, gute Ideen, das Gold der Dichter, schaffen und überhaupt präsent sein, Präsenz sei alles.

Fast, dachte ich, wer immer nur präsent ist, der lernt gutes Bier seiner Gesundheit wegen schätzen. Aber woher nähme er noch die Zeit zu schreiben, kreativ zu sein, innovative Ideen zu entwickeln? War darum die Arbeitsteilung erfunden worden? Die Zweiteilung der Menschheit in Funktionäre und Mitglieder, in Arbeitgeber und Arbeitnehmer? Göttliche Ordnung. Alles hatte seinen Sinn und seinen Platz. Bunzlauer hatte mich in dieses Paradies der Wahrheit eingeführt. Ich war ihm dankbar dafür. Was blieb mir übrig, ich war mitten in seine vertrackte Kosmologie eingebunden und konnte, ohne Schaden zu nehmen oder zu stifteten, nicht heraus. Darum sind auch die paar Kleinigkeiten, die einzuführen mir gegen alle Widerstände gelang, nicht erwähnenswert, tauchen selbstverständlich in Bunzlauers Rechenschaftsbericht, der die Katastrophe auslösen sollte, nicht auf. Der monatliche Jour Fixe, der es erlaubte, die verstreuten Schäflein der Gesellschaft beim Bier und in anheimelnder Atmosphäre vor der Apokalypse zu warnen. Die Erwerbung einer jener futuristischen Maschinen, die es uns ermöglichen sollte, die Bücher unserer Schriftsteller selbst herzustellen, denn was ist schon eine Versammlung von Literaten ohne Veröffentlichungsmöglichkeiten anderes als eine Schar verzweifelter Hühner? Den Austausch mit anderen deutschen und europäischen, ja darüberhinaus vielleicht auch einmal mit überseeischen Autorengesellschaften, wie schön und erbaulich wäre es gewesen, der erstaunten Öffentlichkeit die schönen schreibenden Kreolinnen, oder die markanten holzfällernden und dichtenden Nordkanadier, oder gar die fast ausgerotteten Ureinwohner mancher entlegener Ge-

angeregt, unvermittelt von mir weg und auf Bunzlauer schwenkte und diesen, arglos und naiv wie er war oder sich stellte, gleich einem Flakscheinwerfer umhüllte und nicht mehr losließ. Da er, wie alle Beteiligten dieser Profession, immer ein virulent schlechtes Gewissen hatte, duckte er sich, um dem zu erwartenden Wirbelsturm zu entkommen, natürlich vergebens, denn wie aus einer Stalin-Orgel fegten nun Vorwürfe, Fragen, Anklagen, Rimproveri auf den Armen ein, über ihn hinweg und durch ihn hindurch, daß er nur so gebeutelt wurde. Dem historisch etwas Gebildeten stellten sich sofort Assoziationen zur sophistischen, freislerschen oder stalinschen Rhetorik ein, der er bekommnen Herzens und wenig amüsiert folgte. Unappetitlich, wie die Szene oder Show aber alsbald wurde, verblaßten alle Erinnerungen an vergangene Schauspiele vor diesem aktuellen Augen- und Ohrenschmaus bald zu harmlosen Marionettenspielen. Ein anderes Vorhaben befaßte sich mit den Denk- und Daseinsstrukturen unserer post-modernen Welt, ein Unternehmen von ungeheuerlich philosophischer Tiefe und weltumspannender Brisanz, da die Bedingungen der Möglichkeit heutzutage ohnehin abhanden gekommen waren, die Krisen der Moderne sich gegenseitig zu Tode gejagt hatten, gab es nun nur noch das tiefe Durchatmen. Die volkstümliche Welle der Marathonläufe und Triathlonwettkämpfe wies uns den Weg. Als wir es einmal kurz vor einer exquisiten Runde erlauchter Germanistikordinarien skizzierten, alle drei Vorstandsmitglieder in kollegialer Kooperation versteht sich, was in der Regel so vor sich ging, daß meine Ideen von allen anderen adaptiert oder verinnerlicht, zur eigenen gemacht, kollektiv und gleichzeitig, teilweise unisono, so daß nicht mehr zu hören war, wer was sagte, dem Publikum vorgetragen wurden, was – man täusche sich da nicht – absolut nichts über deren spätere Realisierung aussagte, im Gegenteil, diese geräuschvolle Präsentation bedeutete, wie mich das Leben später schmerzlich lehren sollte, nichts weiter als das Herausziehen der knarrenden Funktionärsschublade, in der dieses Projekt wie viele andere verschwinden sollte, als wir es also, wie gesagt, skizzierten, bekamen alle Anwesenden übernächtigte und tränende Augen. Das war zu erwarten, es war schließlich wie in einer Hauptseminarsauna einer Universität von Platon, Hegel und Derrida die Rede, wirklichen Fundamentbausteinen unserer gesamten abendländischen Kultur. Der Blick nach Osten, über Marx und Lenin, der üblichen Ausgewogenheit wegen eigentlich erforderlich, unterblieb in diesem Fall dem Zeitgeist gehorchend als obsolet, drückte sich aber dennoch im persönlichen Verhalten aus. Es mußte auffallen, daß kein Dichter genannt wurde, kein Eco, Moravia, kein Botho Strauß, kein Handke, das seien nur Kleinigkeiten, wurde mir bedeutet, ich solle nicht stören. Der Geist weht eben, wo er will, und hier wollte er offenbar nicht. Nicht nur in den Höhen des Geistes bewegten wir uns exaltiert. Der biedere Vorstandsaltag forderte auch Konkreteres. Suppenlesungen wurden eingerichtet, Lesungen zu allem und jedem, lebenden und toten Dichtern, aus ihren vergessenen oder apokryphen Werken, auch vor den bekanntesten und abgedroschensten Textkalauern, früher hätte man Eckermann und Geibel zitiert, heute . . ., aber lassen wir das, schreckte der Vorstand nicht zurück, da waren Bunzlauer und Sibylle so recht in ihrem Elemente. Kleinvieh macht auch Mist, eingestandenermaßen, Öffentlichkeitsarbeit muß bezahlt werden, es

war also nur selbstverständlich, daß für diverse Funktionen diverse Honorare flossen. Die beiden füllten ein ganzes Jahr damit aus, ich wurde davon freigeschalten, damit ich mich wichtigeren Dingen widmen konnte. Auch erfuhr ich, unbegreiflicherweise versagten Telefon und Briefpost, meist nichts oder erst post festum aus der Tagespresse von solchen Veranstaltungen. Manchmal wollte in mir der ketzerische Gedanke aufkeimen, ich sei nur benutzt worden, „instrumentalisiert“ würde Bunzlauer sagen, um diesem die Steigbügel zu halten, nun aber, nach getaner Mohrenpflicht sollte ich ins Abseits zurücktreten, wer weiß wann zu welchem neuen Auftritt. Aber solche häretischen Gedankenblitze hatte ich schnell wieder abzublenden, vielleicht zu schnell, hätten sie möglicherweise doch Licht in die undurchsichtigen Verhältnisse bringen können. Da ich mir aber, dankbar für meine Mitarbeit, zur Maxime genommen hatte, keine Initiative anderer kreativer Persönlichkeiten abzuwürgen, machte ich gute Miene zum bösen Spiel. Immer vermittelte mir ja Bunzlauer, der Freund, Hoffnung. Dum spiro, spero. Zu Ende ging dieses abwechslungsreiche Spiel erst mit dem Jahresausklang, als alle Gelder, einige zigtausend Deutschmark, für dünne Suppenlesungen verbraten waren, und für Großprojekte auch anderer Literaten, ja die gab es auch, nichts mehr übrig war. Da auch die Pläne für das nächste Jahr bereits ausgedruckt, alle Gelder verplant waren, blieb nichts anderes übrig, als sich derartiger „kollegialer Zusammenarbeit zu erfreuen. Mir war, nach Bunzlauers wiederholten freundlichen Versicherungen, weit Schlimmeres erspart geblieben, und ich sollte nur weiterhin fruchtbar sein, gute Ideen, das Gold der Dichter, schaffen und überhaupt präsent sein, Präsenz sei alles.

Fast, dachte ich, wer immer nur präsent ist, der lernt gutes Bier seiner Gesundheit wegen schätzen. Aber woher nähme er noch die Zeit zu schreiben, kreativ zu sein, innovative Ideen zu entwickeln? War darum die Arbeitsteilung erfunden worden? Die Zweiteilung der Menschheit in Funktionäre und Mitglieder, in Arbeitgeber und Arbeitnehmer? Göttliche Ordnung. Alles hatte seinen Sinn und seinen Platz. Bunzlauer hatte mich in dieses Paradies der Wahrheit eingeführt. Ich war ihm dankbar dafür. Was blieb mir übrig, ich war mitten in seine vertrackte Kosmologie eingebunden und konnte, ohne Schaden zu nehmen oder zu stiften, nicht heraus. Darum sind auch die paar Kleinigkeiten, die einzuführen mir gegen alle Widerstände gelang, nicht erwähnenswert, tauchen selbstverständlich in Bunzlauers Rechenschaftsbericht, der die Katastrophe auslösen sollte, nicht auf. Der monatliche Jour Fixe, der es erlaubte, die verstreuten Schäflein der Gesellschaft beim Bier und in anheimelnder Atmosphäre vor der Apokalypse zu warnen. Die Erwerbung einer jener futuristischen Maschinen, die es uns ermöglichen sollte, die Bücher unserer Schriftsteller selbst herzustellen, denn was ist schon eine Versammlung von Literaten ohne Veröffentlichungsmöglichkeiten anderes als eine Schar verzweifelter Hühner? Den Austausch mit anderen deutschen und europäischen, ja darüberhinaus vielleicht auch einmal mit überseeischen Autorengesellschaften, wie schön und erbaulich wäre es gewesen, der erstaunten Öffentlichkeit die schönen schreibenden Kreolinnen, oder die markanten holzfällernden und dichtenden Nordkanadier, oder gar die fast ausgerotteten Ureinwohner mancher entlegener Ge-

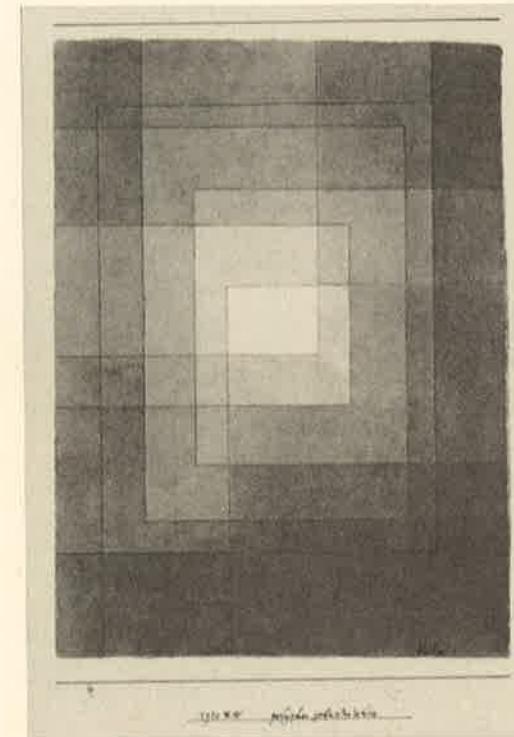
biete Rußlands vorzustellen. Vielleicht wird einmal ein späterer Vorstand, sofern er das erste Jahr seiner Amtszeit überlebt, solche Vorhaben ausführen können. Denn mit uns ging es nach all diesen genialen Aktivitäten rapide zu Ende. Ungerecht ist der Welten Lauf, wer wüßte das nicht.

Ich schreibe diese Zeilen mit zerzaistem Haar, vom Sturm der Geschichten gebeutelt, aus der letzten Mitgliederversammlung geflohen, die so schön anfing und so schmählich endete, geflohen auf eine einsame Insel, die es selbstverständlich nicht mehr gibt. Nach den üblichen salbungsvollen Präliminarien des Präsidenten erhob sich ein dumpfes Murren im Saal. Schnell wurde die Versammlung laut. Wie mir schien, ging es zunächst um ein allgemeines Rauchverbot, aber die Heftigkeit, mit der über eine zehnminütige Rauchpause, bzw. eine Rauchpause alle zehn Minuten gefochten wurde, hätte mich Schlimmeres ahnen lassen müssen. In der Tat, dies war nur ein Vorwand, ein Vorgeplänkel, dem die große Schlacht, die in einem blutrünstigen Schlachten enden sollte, bald folgte. Als die Wut der Meinungen über Glimmstengel für und wider zum Siedepunkt angelangt war, wandte sie sich, wie nicht anders zu erwarten, gegen den Vorstand. Geflügelte Worte, Schimpftiraden und Beleidigungen flogen wie Vogelschwärme gegen den Vorstandstisch. Epiker rezitierten passende und unpassende Zitate und Romanstellen, Lyriker zischelten Verse, am unterhaltsamsten polterten Hörspielautoren, versiert in Dialogregie und Geräuschkulisse. Dann folgten Bleistifte, Kulis, Notizblöcke, Lippenstifte, die nicht gerauchten Zigaretten, Streichholzschachteln und Sturmfeuerzeuge wirbelten uns gefährlich um die Ohren. Bunzlauer, hochrot, rüderte wie ein Ertrinkender mit den Armen, die rhetorisch sonst unschlagbar forschre Vorstandsdame wurde noch blaßgrauer als sonst und zog sich den selbstgestrickten Pullover über den Kopf, ich rettete unter den Tisch zu meinen heruntergeflogenen Manuskriptblättern. Mit Stentorstimme donnerte ein Altpräsident aus dem Hintergrund. Wehe! Oimo! riefen kreischend einige AG-Vorsitzende, Mänaden. Mir sträubten die Haare sich, als der Vertreter der Gewerkschaft einen bleichen, knochigen Zeigefinger vor meine Augen bohrte, das nackte Entsetzen packte mich, jetzt ist es aus, durchfuhr es mich, ganz und gar, meine schönen Projekte, die nahrhaften Suppenlesungen! O heiliger Bunzlau, hilf! Das Chaos war vollkommen und unentwirrbar. Weder war ein Alexander, noch ein Napoleon in Sicht, schon gar kein Goethe oder Grass, und die hätten wohl auch nicht mehr helfen können. Ein perfekt inszinerter literarischer gordischer Knoten legte sich um meinen Hals und drohte mich zu ersticken. Jetzt gibt es nur noch eins, flüsterte ich meinen beiden Kollegen zur rechten Hand zu, zurücktreten! Schnell zurücktreten!

Nun, das Ende ist durch die Presse weidlich bekannt, und um die leidige Geschichte endlich abzuschließen, wiederhole ich es nur kurz. Um unser miserables Leben zu retten, traten Sibylle und ich zurück, wenigstens eine einzige Gemeinsamkeit, man nickte uns danach verständnisvoll zu und wandte sich zu Bunzlauer. Der aber weigerte sich zurückzutreten und blieb, Wunder über Wunder, wie ein phlegmatischer Phönix in der Asche seines Amtes sitzen, wo er noch heute sitzt und vermutlich über seiner weiteren Karriere brütet.

Sven Hanuschek „Winterspelt“ als „polyphon gefasstes Weiss“?

Für Bruno Schefold; und alle Zwecklosen



Paul Klee:
polyphon gefasstes Weiss
Aquarell, 1930, 33 x 24 cm
Klee-Stiftung F77 (Bern)

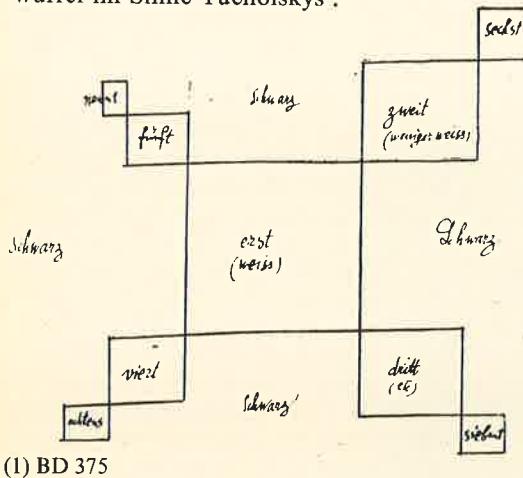
I. Das Aquarell

Es geht ... nicht anders als mit Paul Klee: wenn ich eines seiner Bilder ansehe, sagt mir mein gesunder Menschenverstand im ersten Augenblick, daß die vom Meister gezogenen Linien irgendwie doch Krakeleien sind, aber dann lasse ich mich wieder vom Ruhm, der den Künstler umgibt, und von der Strenge des Ortes beeindrucken.

Luciano De Crescenzo

Für einen Menschen, der von den bildenden Künsten und ihrer Wissenschaft wenig Ahnung hat, bietet ein abstraktes Aquarell von Paul Klee ohne Zweifel Schwierigkeiten. Doch muß er sich nicht gleich verpflichtet fühlen, auf De Crescenzos Standort und den des „gesunden Menschenverstandes“ zu rettieren: beide können täuschen.

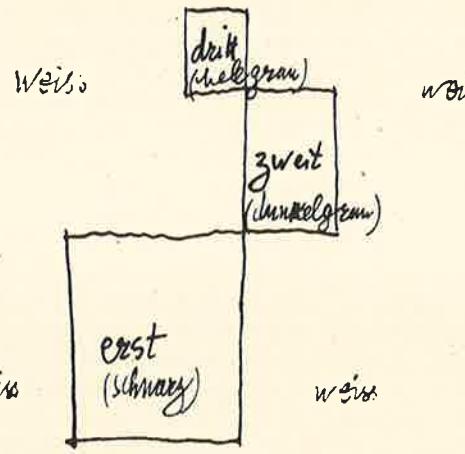
Auf daß wir nicht ganz verzweifeln mögen, hat uns der Künstler selbst einige theoretische Worte (die den Umfang eines Arno-Schmidtschen Typoskripts erreichen) hinterlassen. Wenn Klees Sohn Felix allerdings meint, daß „man vom ersten bis zum letzten Wort fasziniert (ist) von der Einfachheit und Klarheit seiner Formulierungen“², so halte ich diesen Satz für einen der großen Irrtümer des Jahrhunderts; vielmehr handelt es sich um einen rechten Maggiwürfel im Sinne Tucholskys³.



den. Gemeint ist von Klee der Unterschied zwischen einem Bildwerk und dessen Aufnahme beim Betrachter. Am Beispiel: Abbildung 3 zeigt ein Produkt, das dem auf Abbildung 1 nicht unähnlich, aber nochmals vereinfacht ist. Durch die Anordnung der Quantitäten wird das Auge des Betrachters lenkt, und zwar zunächst „gereizt auf die stärkste Energie ‚Erstens‘“; es „vergleicht damit ‚Zweitens‘ und damit ‚Drittens‘“ (Abb. 4/BD 371). Abbildung 4 ist damit das „rezeptive Bild“, kurz „Rezept“ genannt, von 3. Das Rezept ist

Eine Annäherung an das Aquarell „polyphon gefasstes Weiss“ müßte mit dieser elementaren Formung beginnen (Abbildung 1). Sie besteht aus „neun gegeneinander abgestuften Werten, die ich der Einfachheit halber nur mit Quantitätsunterscheidung darstelle“ (Das bildnerische Denken, S. 375)¹, also ohne Helldunkel- und Farbabstufung. Sie hat zentrischen Charakter und wird von Klee „zum Zweck der rezeptiven Gestaltung“ in Form von „allmählich vom Zentrum mehr und mehr abrückenden Kreisen“ schematisiert (Abbildung 2). „Wobei die Diagonalen berücksichtigt bleiben mögen.“ (BD 375)

Bevor den Erläuterungen zu dieser Formung gefolgt werden kann, muß erst der Begriff der „Funktion“ im bildnerischen Sinne erklärt werden.



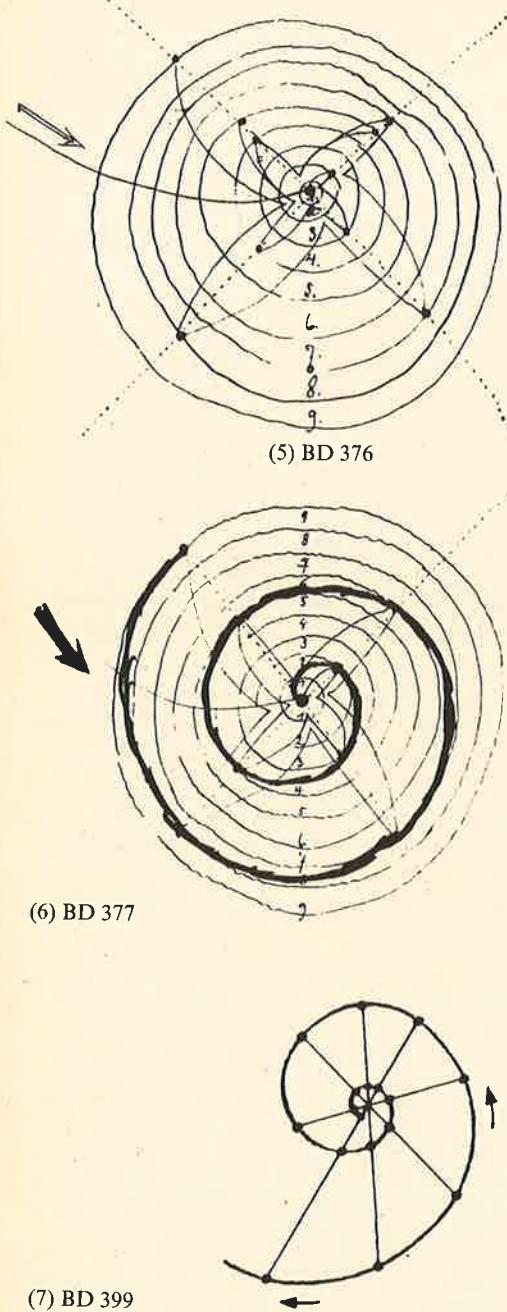
aber gleichbedeutend mit der Funktion des Produktes auf 3, ganz im mathematischen Sinne $x \rightarrow f(x)$ („wird abgebildet auf“). Hier mischt sich auch der Zeitbegriff ein erstes Mal ein: Denn weder kann 3 ohne Zeitaufwand produziert werden, noch ist es dem Auge möglich, es mit einem Blick aufzunehmen: Von 1. zu 2. zu 3. liegt eine zeitliche Bewegung vor. In Klees eigenen Worten:

„(J)edes Werk, auch das allerknappste, (bewegt sich) sowohl entstehend (produktiv) als aufgenommen (rezeptiv) in der Zeit. Der Bau unseres Auges ist auf ein zeitliches Abtasten jeder Gesichtswahrnehmung eingerichtet.“ (BD 369)

Die Funktion eines Werkes ist dabei wieder ein Bild für sich, ein Bild aus „reiner Bewegungsform“ (BD 373); von dem man wiederum eine Funktion anfertigen könnte, die ihrerseits ein Bild, diesmal noch reiner Bewegungsform, darstellt, und so ad infinitum.

Zurück zum polyphon Gefäßten. Paul Klee schildert den Vorgang der idealen Betrachtung von 1 sehr erzählerisch:

„Denken wir uns, bevor wir an das Produkt herantreten, das folgende kleine Vorspiel: Wir bewegten uns längere Zeit in der freien Natur und waren erfüllt und ermüdet von ihren ‚Pleinair‘-Eindrücken, so daß uns der Eintritt in ein dunkles Haus wie eine Rettung vorkam./Der Raum, in dem wir uns nun befanden, war ganz schwarz, leer und schwarz. Der nächste Raum, in den wir eintraten, war wieder schwarz, mit Ausnahme der einen bemalten Wand. Hier stürzt sich jetzt unser Auge auf das höchste gereizt auf die rein weiße Note, die ich mit ‚Erstens‘ bezeichne. Dann auf die immer noch sehr helle Note ‚Zweitens‘ und begibt sich des weiteren nach den immer mehr nach Dunkel abgestuften übrigen Werten (5). Auf diese Weise ordnet sich der Weg über die einzelnen Reizpunkte spiralenförmig um das zentrale Weiß (6). Die Reizpunkte rücken unter Innehaltungen der Beziehungen zur Zentrale immer mehr von ihr ab.//Das Produkt (1) bestand aus feierlich festen und ruhigen Formen, sein Rezept (6), die Funktion jenes festgeformten Gebildes, ist denkbar reinste Bewegungsform, ist Spirale.“ (BD 376f.)



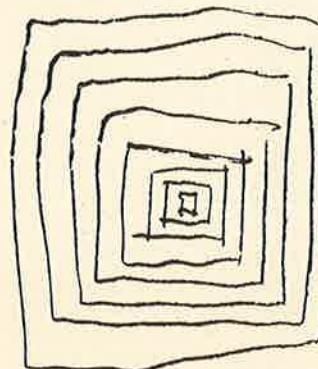
Das Rezept ist aber, nach Klee, hier auch „ideelle Aussage“ des Bildes: die „Überwindung der Schwerkraft“ (BD 365). Über die Bedeutung der Spirale bei Klee weiß man günstigerweise Bescheid: In seiner Entwicklung der elementaren Formen im „Pädagogischen Skizzenbuch“ ergibt sich aus einem Lot durch Hin- und Herschwingen das Pendel als Verkörperung von Bewegung und Gegenbewegung⁴; durch Aufhebung der Schwerkraft, d. h. deren temporärer Überwindung, entsteht der kreisförmige Pendelschwung, also der Kreis, „die reinste Bewegungsform, die kosmische“⁵. Wenn nun die Radiussänge verändert wird, entsteht aus dem Kreis die Spirale, die also auch die Schwerkraft überwindet und eine neue Kraft darstellt, von Klee als „Zentrifugalkraft“ bezeichnet (BD 399). Entscheidend ist nun freilich die Richtung: verkürzt sich der Radius, oder verlängert er sich in immer neuen Kreisbewegungen? Die Frage ist „psychisch wesentlich“:

„Löse ich mich vom Zentrum in immer freier werdender Bewegung los? Oder: Werden meine Bewegungen von einem Zentrum immer mehr gebunden, bis es mich schließlich ganz verschlingt?“ (BD 399)

„Die Frage heißt nichts Geringeres als Leben oder Tod. Radiusbewegung vom Zentrum aus: progressiv „zum Leben“, regressiv „zum Tod“.“ (BD 400) (Abb. 7)

Als anschauliches Bild für diesen Sachverhalt wählte Klee ein „kreisendes Gestirn“, das einem stärkeren zu nahe kommt und durch die Gravitation zu kreisförmiger Annäherung gezwungen wird bis zur vernichtenden Kollision (BD 415).

Ungeklärte Einzelemente sind noch die Diagonalen: Das Aquarell selbst, die elementare Formung (1) und deren Schematisierung (2) sind diagonal auf ein Zentrum hin angeordnet. Allgemein gelten zwei sich durchdringende Linien als „Inbegriff des Statischen“ (BD 109) und werden deshalb als Vermittlungsmöglichkeiten zwischen „Fall“ und „Aufbruch“ (BD 414) eingesetzt.



(8) BD 251

Es heißt nun, diese Allgemeinheiten auf „polyphon gefasstes Weiss“ anzuwenden. Welche Richtung nimmt die Blick-Spirale? Allein der Linie nach doch von außen nach innen (Abb. 8). Daß dem nicht so ist, liegt an den Tonalitäten (Heldunkel-Tönen) und, vor allem, den Farben („Qualitäten“, BD 87), die dominante Formalia der Linie gegenüber sind.

Vorhanden ist Bewegung; das Ziel beim Schaffen eines Kunstwerks ist ja nach Klee, einen „Bewegungsorganismus“ zu erhalten, „das ist das zusammengesetzte (simultane) Wirken der Organe zu einem selbständigen, ruhig bewegten oder bewegt ruhigen Ganzen“ (BD 427). Dem ent-

spricht das „Suchen nach der Harmonie“, die nicht nur ein formales Problem, sondern auch „das Problem der seelischen Ganzheit“ (PP 31)¹ ist.

Die produktiven Gegensätze, aus denen die Spirale entspringt, beginnen, abgesehen von dem weißen Zentrum, mit einer grünen Fläche, die „zu genauerer Kenntnisnahme anlockte“; ein „stark gegensätzliches Rot“, das auf dem Farbkreis diametral entgegengesetzte, steht ihr gegenüber und entwickelt dadurch eine „besondere Energie“ (BD 369). Die Gegensätze setzen sich entsprechend fort: die Farben werden allmählich dunkler und kälter bis hin zu einem imaginären Endpunkt der Spirale, von dem das Auge wieder ins Zentrum zurückkehrt. Denn das Bild ist ja abgeschlossen.

Das Zentrum symbolisiert bei Klee den Gegensatz zwischen Kosmos und Chaos. Dabei ist „Chaos“ ein Konstrukt, nicht das „eigentliche Chaos“; es wird „ewig unwägbar und unmeßbar bleiben“. Der „Unbegriff“ wird seinerseits symbolisiert durch den Punkt zwischen dem Kosmos und dem konstruierten, gegensätzlichen Chaos; er ist zwischen den Dimensionen, „weder schwarz noch weiß“, „heiß noch kalt“ etc.; also grau; und damit sowohl schwarz als auch weiß (BD 3).

„Die Erhebung eines Punktes zu zentraler Geltung bedeutet den kosmogenetischen Moment. Diesem Vorgang entspricht die Idee allen Anfangs (. . .) oder besser der Begriff Ei.“ (BD 4)

So weit, so gut; Schönheitsfehler ist nur, daß „polyphon gefasstes Weiss“ keinen Punkt als Zentrum hat, sondern ein weißes Rechteck, in dem irgendwo ein *vorgestellter* Punkt liegt. Läßt sich die Deutung des Zentrums dennoch aufrechterhalten? Ich meine, ja; der nicht ausgeführte Graupunkt verstärkt nur die Unwägbarkeit, Unmeßbarkeit, Unfaßbarkeit des tatsächlichen „eigentlichen“ Chaos. Und die Mischung von diametral entgegengesetzten Farben, hier Grün und Rot, ergibt: Grau! Der Spirallauf an sich ist auch ohne explizites Zentrum festgelegt:

„Eine schwarze (hier: farbige) Handlung aus zuständigem Weiß heraus. Wenn diese Energieanlage klar ist, wird die Bewegungsrichtung so zwingend sein, daß das Pfeilsymbol wegfallen darf (mit dem Klee in zweifelhaften Fällen die Richtung angibt). Das Weiß-Gegebene, Viel-Gesehene ist ein Gewohntes und wird vermittels des Auges mit wenig Lebhaftigkeit aufgenommen. Auf das vom Auge gegensätzlich Besondere hin aber steigert sich die Lebhaftigkeit des Blickes (...).“ (BD 421)

Resultat ist also: Das Aquarell gestaltet „des Menschen Leben“ bzw. das des Betrachters, der seine Linien (die „Funktion“) verfolgt, als endlosen Lauf zwischen Leben und Tod; Freiheit und Unfreiheit; Wollen und Nichtwollen; „Nichts“ und „schlummernde(m) Etwas“ (BD 3); und was dergleichen Gegensatzpaare mehr sind.

Diese relativ fahrläufige Zusammenfassung ginge Klee selbst vermutlich schon zu weit, weil sie die Bedeutung des Werkes reduziert; er pflegte sich darauf zu beschränken, die Organisation eines Bildes zu erläutern, aber ja keinen „Zweck“:

„Das Bild aber hat keinen besonderen Zweck. Es ist eine zwecklose Angelegenheit, die nur das eine Ziel hat, uns glücklich zu machen.“ (PP 10)

Ich erspare mir den Exkurs anhand der Sekundärliteratur ins Bedeutend-Allgemeine wie ins Weltanschaulich-Bedeutende an Klees Schaffen überhaupt; „die Zweitliteratur in die Lagune geschüttet“⁶; sie zeichnet sich durch beängstigende Unverbindlichkeit und völlige Belegfreiheit aus (soll heißen, sie ist frei von Belegen). Und bei einem Thema, über das der doch so wort-allmächtige Hans Wollschläger schreibt:

„Begriffe tätten den Bildern hier Gewalt an: deren Rede ist freier als die der Worte“,

und das in einem Text über den Realisten Eberhard Schlotter, kann ich mir erst recht die Begriffe verkneifen.

„Theorie ist ein Behelf zur Klärung, aber im einzelnen machen sich immer wieder so verzweigte Influenzen bemerkbar, daß man mit der Theorie nicht konsequent durchkommt, sondern wohl wieder etwas unterbrechen muß.“ (PP 8)

„Eine Theorie der Kunst kann nichts anderes sein als eine Identifikation des reflektierenden Bewußtseins mit dem Vorgang des Verfertigens von Kunst. Kunst-Theorie ist Deskription der Entstehung von Kunstwerken.“ (Alfred Andersch)⁸

II. Die Funktion des Aquarells in „Winterspelt“

Wir konstruieren und konstruieren, und doch ist Intuition immer noch eine gute Sache.
Paul Klee (BD 69)

1. Der Name

Alfred Andersch hat das Aquarell umgetauft in „Polyphon umgrenztes Weiß“. Diese Änderung ist ihm so wichtig gewesen, daß er sie nicht in der Nachbemerkung von „Winterspelt“¹ (WS 599) berichtigt hat. In all seinen Werken werden Fiktionen und Zitate aus fremden Quellen bekanntgegeben; wie er auch in „Winterspelt“ den Aufbewahrungsort des Bildes korrigiert hat. Die Vermutung liegt nahe: Der neue Titel soll verdeutlichen, daß keine der Romanfiguren die Grenze zum Weißen überschreiten kann; mit einer signifikanten Ausnahme, auf die ich noch eingehen werde.

„Ein Wasserfarbenbild, 30 mal 28 Zentimeter klein“ (WS 533). Auch das Format stimmt nicht: das Wasserfarbenbild ist 33 mal 24 Zentimeter groß. Ebenfalls bleibt es, nicht berichtigt, stehen.

Andersch war bekanntermaßen ein Pedant („kaufmännische Raschheit und Ordnung haben wir uns eben doch entscheidend angewöhnt, wie?“ schrieb Arno Schmidt⁹). Ich halte diese Änderungen deshalb für eine nicht gerade-wegs ins Gesicht springende, aber, sagen wir . . . deutliche Aufforderung, sich mit dem Thema doch etwas inniger zu befassen. Was hiermit geschieht.

2. Die These

Wieviel hat der Roman „Winterspelt“ mit bildender Kunst und speziell „polyphon gefasstes Weiss“ zu tun? Ist eine Ausbreitung von Klees bildnerischem Denken in solchem Umfange überhaupt gerechtfertigt? Die wissenschaftliche Literatur schmückt sich zwar gerne mit dem Namen Klees; eine etwas gründlichere Beschäftigung hat aber noch nicht stattgefunden.

Andersch hat das „Bildnerische Denken“ gekannt und benutzt. Genannt hat er es, mit falschem oder ähnlichem Titel, auch: in „Einige Zeichnungen“, das sich stellenweise wie ein versteckter Kommentar zu „Winterspelt“ liest. „Das meiste habe ich (d. i. Gisela Andersch!) bei einem intensiven Studium von Klees BILDNERISCHER GESTALTUNG gelernt“ (EZ 21). Untertitel des Folianten ist „Schriften zur Form- und Gestaltungslehre“, ein Buch von Klee mit dem Titel „Bildnerische Gestaltung“ existiert nicht. Aus „Einige Zeichnungen“ läßt sich auch das philologisch zweifelhafte Verfahren, Klee mit Klee zu erklären, für meine Zwecke rechtfertigen:

„Große Künstler, die eine Theorie ihres Schaffens entwickeln, sind Ausnahmen, welche die Regel bestätigen. Leonardo. Klee.“ (EZ 30)

In „Winterspelt“ wird, bekannt und immer wieder exegiert, Klee zitiert: „Die einfache Bewegung kommt uns banal vor. Das zeitliche Element ist zu eliminieren“ etc. (WS 271f.) Es mag ja sein, daß Andersch die „Tagebücher“ Klees besessen hat, wie uns Volker Wehdeking mitteilt¹⁰; das Zitat stammt auch aus den Tagebüchern; nur hat Andersch nicht sie benutzt, sondern eben das „Bildnerische Denken“. Das geht aus den Kürzungen hervor: Klees

Notiz steht als Fußnote im „Bildnerischen Denken“ (BD 520) und ist, kenntlich durch drei Punkte, in der Mitte gekürzt. Andersch hat's dann freilich ein zweites Mal für nötig befunden und Klees Veranschaulichung der „Rückwärtsbewegung, die ich mir für die Musik ausdenke“ (BD 520), eliminiert. Anderschs Stellenangabe deutet nicht im mindesten auf die „Tagebücher“: „Notiz Paul Klees zur Polyphonie, 1917“ (WS 272); Angabe im „Bildnerischen Denken“: „Zur Polyphonie notiert Klee 1917“. Schließlich fällt noch ein kleiner unschuldiger Buchstabe in die Waage: Klee schreibt in den „Tagebüchern“ von einem „Quintett wie in (sc. der Oper!) Don Giovanni“¹¹; der Herausgeber des „Bildnerischen Denkens“ hat es umgeändert in ein „Quintett wie im Don Giovanni“; und Andersch hat übernommen. Wer aber, was hiermit bewiesen ist, Fußnoten liest, der liest erst recht den Normaltext; und zu allem Überfluß ist das fragliche Aquarell ja reproduziert, wenn auch nur in Schwarzweiß (BD 374).

Nun zum eigentlichen Anliegen. „Winterspelt“ ist aus einem Bild entstanden:

„In meinem Arbeitszimmer hängt ein Pastellbild von 1947. Ein Dorf in der Eifel. Ein paar Häuser, Hänge, ein Himmel, in Braun, Gelb und Blau. Dieses Bild ist die Urzelle meines Buches WINTERSPELT.“ (EZ 18)

Ein Bild von Gisela Andersch. Ein weiteres Bild trägt den Roman, ist Abbild der Struktur; oder, chronologisch richtiger: die Struktur des Romans ist Abbild des Bildes: „polyphon gefasstes Weiss“. Was zu belegen ist; denn so weit ist noch jeder gekommen: „Schlüssel für die Mikrostruktur“ – „in der Konstruktion des Romans eine Schlüsselfigur“ – „das gesamte formale Bauprinzip“ – „zentralen Strukturwert“ – genug.¹² Eine zureichende Untersuchung von Klee herkommend hat noch nicht stattgefunden. Dafür findet die Richtigstellung des Aquarelltitels fast immer statt, zweimal auch in „Polyphon umfaßtes Weiss“¹³. Scharmant, scharmant.

3. „Exegese“ / Belege

Hier muß man sich vor der Versuchung zu endloser Exegese hüten . . .

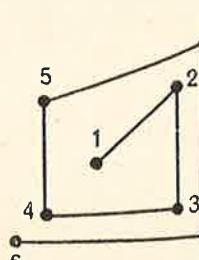
Volker Wehdeking¹⁴

Die Stimmenzahl

„Das Bild ist ein Plan“, sagte Käthe Lenk (WS 271); „(. . .) damit liegt der Plan bereit, auf dem sich die rezeptive Handlung abspielen soll“, schreibt Paul Klee in seiner Analyse des Aquarells (BD 375); den „Roman“ muß sich der Leser bei beiden Zitaten, Andersch-listig, dazudenken.

Das Wichtigste an den Anfang: Im „Bildnerischen Denken“ ist eine Fußangel ausgelegt. In meinem Teil I. blieb sie unfreundlicherweise unverändert. Das pompöse Wort „polyphon“, überhaupt die für Klee so wichtige Erscheinung der Polyphonie, wurde kaum am konkreten Aquarell erläutert. So mußte der Eindruck entstehen, daß die Stimmen, die das Weiss umgrenzen, neun an der Zahl sind. Stephen Mühlethaler ist prompt in die Angel getreten: „(. . .) ein weißes Feld in der Mitte der Komposition (wird) von acht verschiedenenfarbigen Stimmen „polyphon“ umschlossen.“¹⁵ Aber die Analyse bezog sich ja auf die elementare Formung, Abbildung 1. Tatsächlich ist „polyphon

gefasstes Weiss“ nur sechsstimmig! Andersch selbst schreibt von „sechs sukzessiv abgeschwächten Werten“ (WS 271). Auch die schematische Erstellung der Funktion ergibt die Sechszahl (Abb. 9):



(9) BD 374

„Polyphon gefaßtes weiß (sic), als freigestaltetes Beispiel zur elementaren Formung Figur 1, S. 375 (im BD; hier Abb. 1). „Polyphon“ im Sinne der mehrstimmigen Durchdringung verschiedener Helldunkel- oder Farbwerte, die zentrischem Charakter und transparenter Belichtung. Die Transparenz, „das durchfallende Licht“, ist nach der Mitte hin zunehmend. Als Gegensatz: „auffallendes Licht“, Belichtung und Beschattung mit zunehmender Summierung nach dem Zentrum. Das Auge rückt vom Zentrum 1 langsam zu den sukzessiv abgeschwächten Werten (!) 2, 3, 4, 5, 6, vor (Bewegung) und springt zur stärksten Energie 1 zurück (Gegenbewegung).“ (BD 374; Schemazeichnung wie Kommentar stammt vom Herausgeber Jürg Spiller; Hervorhebung S. H.)

Es sind also sechs Werte; und „Winterspelt“ hat sechs Hauptfiguren: Dincklage, Hainstock, Schebold, Käthe Lenk, Kimbrough, Reidel. Auf die Personenkonstellation reduziert: Jeder Figur ist eine Farbe zugeordnet; das Geschiebe aus genau umgrenzten Farben (nach WS 519) läßt sich durch Wechsel in der Konstellation erklären bzw. Wechsel in der Art, wie sich die Charakteristik einer jeden Person um Nuancen verschiebt, je nach der Figur, in deren Bewußtsein sie sich gerade spiegelt. Wohlgemerkt: das Gesamtbild des Charakters ändert sich nicht! Das soll noch an einem Beispiel vorexerziert werden.

„Weiss“ als Symbol

Wollte man nun aber verlangen, jeder Person einen bestimmten Farbwert im Bild zuzuordnen, so hieße dies zuviel verlangen. Nur das Weiss in der Mitte läßt sich bestimmen. Die Skizze 9 hat ergeben, daß das Feld mitgezählt werden muß; eine Figur wird also sehr wohl die Grenze überspringen. Diese Person ist: Schebold.

Das Weiss symbolisiert den ideologiefreien Raum; „vielleicht (. . .) eine höchste Lichtquelle (. . .), vielleicht aber auch bloß etwas Weisses, ein Nichts“ (WS 271). Anderschs Kommentare in „Einige Zeichnungen“ halte ich in diesem Zusammenhang ebenfalls für relevant: „Weiß = Leer“ (EZ 53). „Aber jetzt nicht fortsetzen: Weiss = Leer = Frei.“ (EZ 58 f.) Und das an einer Stelle, die von Zeichnen und Malen „in der Literatur“ (EZ 58) spricht! Weiss heißt also noch nicht frei; einmal mehr irrt Mühlethaler¹⁶; die Freiheit, präziser die existentielle Freiheit der Entscheidung, bleibt, wie gewohnt, der Farbe Grau vorbehalten. Grau, nach Klees Chaos-Konstrukt „zwischen den Dimensionen“; grau, „rein und zur Prüfung bereit“¹⁷.

Eine angenehme Farbe war das Weiss noch nie in Anderschs Werk: Schon in den „Kirschen der Freiheit“ wurde vom „grellen, tödenden Weiss des entfesselten Lichtes“¹⁸ erzählt. In „Sansibar“ besteht das Licht des Leuchtturms „aus einem unerträglich weiß brennenden Kern“; in der Kirche wieder das Weiss als die „Leere“, das „Nichts“; erstmals hier verwendet zur Charakteri-

sierung von „grausigen“ Figuren: die „Teiggesichter“ der „Anderen“, das Gesicht des Wirtes, das „weiß und fett“ ist, ein „weißer Block, mit einer Gelatine von Fett überzogen“¹⁹. Ähnlich wird die Farbe zur Kennzeichnung Kramers in der „Roten“ benutzt, der ein „Mann mit weißblonden Haaren“ ist, „auch seine Augenbrauen und seine Gesichtshaut waren weiß“; im „Grausigen Erlebnis eines venezianischen Ofensetzers“ ist die Ratte ein „schmutziges weißes Ungeheuer“, „weiß, ein schmutziges, scheußliches Weiß“²⁰.

Schon als Lebender ist Schefold als Grenzgänger gekennzeichnet: er ist der einzige, der den Grenzfluß zwischen den Fronten, die Our, überqueren kann (WS 344f.); er wohnt im Weiler Hemmeres, dem Niemandsland zwischen den Grenzen (WS 139); betrachtet es gar als sein ureigenes Territorium, „mein neutrales Gebiet“, in dem außer ihm niemand etwas zu suchen hat (WS 53). Mythische Überhöhung erfährt der Grenzgänger, indem er zum „Wiedergänger“ avanciert, für den nicht einmal der Tod eine endgültige Grenze ist (WS 596f.).

Schefold geht durch seinen Tod ins Weiß, ins „Nichts“, ins „Nirwana“ ein. Seine letzte Handlung vor dem Ersteigen des Ödhangs ist es, Reidel eine „Dollarnote“ (WS 567) zu geben, „ziemlich abgegriffen“ schon. Reidel läßt sie fallen; allerdings nicht als (grüne) Dollarnote, sondern als „das Stück Papier“ (WS 568), damit die Assoziation zum Weißen offen bleiben kann. Schefold sieht zuletzt „lichte Schatten an einem so hellen Nachmittag“ (WS 568; Hervorhebungen S. H.); seine Leiche schleppen zwei „Sanitäter“, die bekanntlich einen weißen Dreß tragen; der Erzähler vermutet, daß Schefold im Moment des Sterbens einen „kreisenden Ball aus Lichtsplittern“ vor Augen hat.

„Stellen Sie sich dieses, vor einem inneren Auge rotierende Gebilde aus Vergangenem und Zukünftigem nicht als Scheibe vor, sondern körperhaft, dreidimensional, als Ball eben, als wirbelnden runden Körper vor Tangenten ins Unendliche!“ (WS 573f.)

Das unbestimmte, d. h. nicht auf einen (grauen) Punkt festgelegte Zentrum des Aquarells läßt sich aus Klees bildnerischem Denken als Todessymbol nachweisen. Andersch läßt in seiner Interpretation des Bildes den ersten Blick des Betrachters in umgekehrter Richtung verlaufen wie Jürg Spiller in seiner „gültigen“ Interpretation: „Bewegung von einem dunklen Rand in ein helles Innere“ (WS 270); „das durchfallende Licht (...) nahm nach der Mitte hin zu, bis es in dem weißen Rechteck aufgehoben wurde“ (WS 271). Der Radius der Spirale verkürzt sich also, die Bewegung verläuft vom Zentrum aus „regressiv „zum Tod““ (BD 400). Beiläufig: erinnert der „kreisende Ball“ (WS 573) im Augenblick des Todes nicht ein wenig an Klees „kreisendes Gestirn“ (BD 415)?

Exerzitium

Die Widerspiegelung einer Figur im Bewußtsein der anderen soll nun vorgeführt werden. Da wir uns mit Schefold schon ein wenig angefreundet haben, mag er diejenige sein. Zusätzliche Berechtigung liegt darin, daß er schließlich

den „Plan“, das Bild, überhaupt erst einbringt in das „Sandkastenspiel“ (WS 63).

Die Ebene des geringsten Aufwands, auf der eine Personenbeschreibung ansatzweise durchgeführt werden kann, ist die der simplen Benennungen. Jeder gibt Schefold einen anderen Namen: dokumentarisch belegt wird er bzw. Männer seiner Art als „Herumstreifer (...) (stragglers) ohne feste Absichten, deren Aktionen immer unbekannt bleiben werden“ (WS 35). Für seinen Mörder Reidel ist er nur der „Gast“ (WS 515) und „Spitzel“ (WS 554f.). Käthe meint zunächst, er sähe „wie ein Herr“ (WS 184) aus und präzisiert dann zum „gestürzte(n) Fürst(en)“, der „ganz besonders wehrlos“ aussieht (WS 185). Die Amerikaner Wheeler und Kimbrough halten ihn – wie Hainstock auch – für einen „militärische(n) Laie(n)“ (WS 305); charakterisieren ihn als „Schwergewichtler“ (WS 313, 317), „Troublemaker“/„Unruhestifter“ (WS 313), „Kunstgelehrte(n), deutsche(n) Romantiker, Spinner“ (WS 437), überhaupt „ziemlich verrückt“ (WS 448), gut als „Lieferant von Stimmungsberichten“, aber leider „überhaupt kein Agent“ (WS 437). Mit Hainstock teilen sie den Gesamteindruck: „Schefold hatte etwas Fließendes an sich.“ (WS 83, 307). Hainstock beschreibt ihn Käthe gegenüber als „Kuriosum“ (WS 191), „Sonderling“, einen seltsam wirklichkeitsfremden und dabei leichtsinnigen „Einzelgänger“ (WS 192). So sehr ist er ihm ein „Bruder Leichtfuß“ (WS 560), daß sich Schefold selbst genötigt sieht zu widersprechen, als er ihn ausnahmsweise für seine Umsicht loben muß (WS 162). Das „richtige Wort für Schefold“, das „lange gesuchte“, ist: „weltfremd“ (WS 185). Es wird ein weiteres Mal benutzt: Als Meinung des Erzählers (WS 549).

Schon aus diesem, zugegebenen relativ primitiven Verfahren läßt sich Etliches ableiten: Ein Gesamtbild des Charakters Schefold setzt sich aus allen Stimmen erst im Leser zusammen, indem sich, „im pointillistischen Stil“²¹, ein Merkmal ans andere fügt, dort wieder aufgegriffen wird, hier sich mit einem Komplement ergänzt. Dabei stoßen aber nicht alle Farben aufeinander und ergeben etwas Neues: Käthe sieht Schefold nur einmal von weitem, in Reidels Begleitung, und ein zweites Mal als Leichnam; umgekehrt bekommt Schefold Käthe nie zu Gesicht, kann also nichts zu ihrem Gesamtbild beim Leser beitragen. Major Dincklages Haupt-Kapitel ist das dritte; die Unterredung mit Schefold hat noch nicht stattgefunden. Also hat Dincklage nichts über Schefold zu sagen. Schefold wird zunehmend wichtiger; sein Haupt-Kapitel ist das drittletzte, handelnd nach dem Gespräch; er hat über Dincklage sehr wohl etwas mitzuteilen, und tut es; wenn auch nur in einem „fiktiven Dokument“ (WS 459).

Es scheint, daß Roman wie Aquarell „in ihren Abmessungen genau festgelegt“ sind; nach „einem mathematisch-musikalischen Prinzip“ (WS 271) werden nicht nur die Rechtecke des Bildes, sondern auch die Erzählelemente des Buches variiert. Mit der Personenkonstellation und -charakterisierung ist es aber längst nicht getan; diese Art der Variation gilt viel umfassender.

Ausweitung

Die „Novelle im Kleistischen Sinne“, die „Novelle als Erzählung einer unerhörten Begebenheit“²² gestaltet Andersch, wie in Sansibar, durch seine Tech-

nik der „simultanen Personenführung“²³, die programmatische Bemerkungen Klees zur Zeit erfüllen (WS 271): es gibt keine „einfache Bewegung“, die „uns banal vorkommt“; „Gestern und Morgen als Gleichzeitiges“ stehen nebeneinander; „der Begriff der Gleichzeitigkeit tritt hier“ (in WS!) sehr „reich“ hervor, da der Roman ja nur an 1 Tag spielt, von dem aus ständig und weit „zurückgeblendet“ wird:

„Um diese Figuren glaubhaft zu machen, wird in deren Geschichte zurückgeblendet, und auf diese Weise tauchen Zeiträume auf, Zeiträume deutscher und amerikanischer Geschichte, die aber immer wieder in die eigentliche Novellenhandlung übergehen. Und aus all dem Geschilderten (...) ergibt sich diese punktuelle Erzählweise. Das ganze Buch läuft in lauter kleinen und kleinsten Abschnitten ab.“²⁴

Diese Abschnitte gilt es zu beschreiben. Es gibt da Chronikhaftes, detailfreudige Beschreibungen, Abschweifungen, Ergänzungen, Exkurse, Kommentare, innere Monologe in erlebter Rede; die Schicht der Zeitdokumente; die vier programmatischen Zitate von Spinoza, Marx, Sartre, Klee. Einzelne Topoi und Handlungsfäden kommen gemächlich auf, wiederholen und verstärken sich, ändern sich durch wechselnde Sichtweisen, Spiegelungen verschiedener Personen, werden plötzlich gekappt, womöglich auf Höhepunkten. Das Kardinalbeispiel will ich zitieren, den Gang Reidels und Schefolds zurück zur Frontlinie. Eine lange Entwicklung geht voraus, die als innerer Dialog zu bezeichnen wäre; am Höhepunkt erfolgt der radikale Schnitt:

„Mein Gott, ich habe mich ja gefürchtet, dachte Schefold, den ganzen Tag lang habe ich mich gefürchtet. Und jetzt fürchte ich mich nicht mehr. Ich bin frei. Frei!

Die Leiche Schefolds wurde gegen vier Uhr nach Winterspelt gebracht. Zwei Sanitäter trugen sie auf einer Tragbahre.“ (WS 568)

Der Schnitt wirkt nicht nur aus sich selbst und der Tatsache, daß es um Tod und Leben geht, so brutal und schockierend auf den Leser; die Verfahrensweise der Wiederholung greift auch hier. Etwa achtzig Seiten vorher (WS 483) war dieser Text schon einmal da: freilich nur bis zum Schnitt. Beinahe identisch die Sätze:

„Ich habe mich ja gefürchtet, Hainstock, und jetzt fürchtete ich mich nicht mehr. Ich war frei. Frei!“

Direkte, wörtliche Wiederholungen gibt es oft; zumeist handelt es sich aber nur um Brocken, einzelne Signalwörter wie „Lenins Imperialismus-These“ (WS 33, 54) oder das „kjacka-kjacka-kjack“ der Krähen, das als stimmungsbildendes Element in wenigen, unmittelbar aufeinanderfolgenden Abschnitten wirkt (WS 69, 71, 73).

Ein besonders schönes Beispiel, wie ein Ausdruck sich über hundert Seiten hinweg wandelt, facettiert, ist die Bezeichnung der „Angehörigen des 4. Bataillons im 3. Regiment der 416. Infanterie-Division“ (WS 30): Vom auktorialen Erzähler werden sie als „Dincklages Männer“ (WS 30) tituliert, noch in einfachen französischen Anführungszeichen; der Leser vermutet einen ironi-

schen Hinweis auf militärischen Sprachgebrauch, weil „Dincklages Männer“ ja mitnichten, besitz-anzeigend, „die Seinen“ sind. Später erfährt man, daß Dincklage selbst, wenn er von „seinen Männern“ spricht, dies tut, als setze er „das besitzanzeigende Fürwort in seinem Munde“ in Anführungszeichen (WS 49). Als er von „seinem“ Regimentskommandeur, Oberst Hoffmann, „ein(em) Alles-Merker“ deswegen „angepfiffen“ wird, verspricht er: „Ich werde mich bessern, Herr Oberst.“ (WS 49). Und so wird denn das nächste Mal auch ganz ohne Anführungszeichen von „unsere(n; sc. deutschen Truppen)“ gesprochen. Aber nicht etwa von Dincklage, sondern von Käthe. Und die wird prompt von Hainstock gefragt: „Sind das Ihre Truppen, Fräulein Lenk?“ (WS 96): Der Anfang ist wieder eingeholt.

Manchmal sind solche Wieder-Aufgriffe, Farbverschiebungen auch ganz versteckt. Schefolds innerste Überzeugung ist, daß die Menschen Bilder brauchen,

„und zwar genauso dringend, wie sie Brot und Wein (brauchen). Oder, seinetwegen – er zog diesen Vergleich vor –, Zigaretten und Schnaps. Infolgedessen hatten sogar die Dincklages Bilder nötig. Sie waren nur noch nicht dahintergekommen.“ (WS 544)

In der Tat; aber „die Dincklages“ oder zumindest Dincklage hat dieses Wissen im Unterbewußtsein und müßte sich nur klarwerden darüber. Denn er träumt „Farben“ (WS 57), etwas, das nach der modernen Traumforschung nicht möglich ist, und sich als Hinweis verstanden wissen will. Und er „malt“, ohne sich dessen bewußt zu sein: „Mit der Dorfstraße von Winterspelt war dem Major Dincklage nicht ein Bild der Verlassenheit, sondern des Todes gelückt.“ (WS 299)

Als Beispiel einer Situation, die unterschiedlich beleuchtet wird, das Folgende²⁵:

„Wenn ich verheiratet wäre“, hat er einmal zu Käthe gesagt, „würde ich den Ausdruck *meine Frau* (!) nur ungern gebrauchen.“

„Das hat dir natürlich Eindruck gemacht“, sagte Hainstock, als Käthe ihm diesen Ausspruch wiedergab. „Er weiß genau, womit er auf dich Eindruck machen kann.“ Im allgemeinen vermeidet Hainstock es, seine Eifersucht zu zeigen.“ (WS 49)

„Er empfahl sich ihr, beiläufig, durch Sätze wie den, daß er den Ausdruck *meine Frau* nur ungern gebrauchen würde, wäre er verheiratet. Sie referierte diesen Satz Hainstock, hoffend, er würde wenigstens ahnen, daß ihre Beziehung zu Dincklage nicht ganz so einfach war, wie er sie sich vorstelle, war enttäuscht, als Hainstock in seiner Antwort zu erkennen gab, er hielte es diese Bemerkung Dincklages bloß für eine Masche.“ (WS 280)

Aus Hainstocks Sicht ist sein Kommentar Ausdruck der Eifersucht; dies Gefühl hat Käthe offenbar nicht erreicht, denn sie ist nur enttäuscht ob der Reduzierung von Dincklages Satz, deutlich durch das flapsige Wort „Masche“.

Andersch hat den Aufbau des Romans gestaltet, indem er

„(...) ein bestimmtes Grün gegen ein bestimmtes Rot (setzte, ...) in der oberen rechten Ecke ein Blau in ein Grau übergehen (ließ), eine Manipulation, die drei Zentimeter halblinks von der Mitte des Bildes ihre Entsprechung in der Verwandlung eines anderen Blau in ein fast schwarzes Sepia fand (indem er ...), eine Linie genau dort abbrechen (ließ), wo das Auge nach ihrer Fortsetzung schrie. (Er) aber (ließ) sie frei stehen, in einem weißen Raum.“ (WS 543 f.)

Der Aufbau läuft ab im „Problemkreis modernen bildnerischen Denkens“, ist voll von „abstrakte(n) Zeichen, optische(n) Signale(n)“. Dabei handelt es sich aber um

„Gegenstände (.) die benannt werden können, Träger von Bedeutung sind. Auch die Zeichen und Signale auf den modernen Bildern bedeuten übrigens etwas, sind nicht nichts. Aber eben, hier wie dort, nicht mehr Abbildung, Mimesis, sondern Zeichen, Symbol – Übersetztes oder Unübersetzbares, Hieroglyphisches, Bilderrätsel, Abstraktionen.“ (WS 465)

Bei aller Genauigkeit der Umsetzung sollte nicht aus den Augen verloren werden, daß sie so präzis wieder nicht ist, daß man sagen könnte, etwa das *umbra Winkelfeld* im 2. Rechteck von links und von unten entspreche genau diesem Absatz in jenem Kapitel, oder jener Figur an dieser Stelle und keiner anderen. Der Übertrag ist fast ausschließlich ein prinzipieller.

Reszession?

Der „Plan“ wird ausgerechnet von der schwächsten Figur eingebracht. Schefold wird regelrecht vom Pech verfolgt, bis zum Schluß; die unschuldigste Gestalt muß die Folgen am Plan des Major Dincklage und seiner Antreiberin Käthe tragen. Nicht genug damit, ist auch der Grund seiner Emigration, sein ganzer Daseinszweck in Winterspelt hinfällig:

„Und sie hatten geglaubt, als selbstverständlich angenommen, die Werke würden vernichtet werden! (.) Aber die Nazis hatten die Bilder nicht vernichtet, sondern versteigert! (.) Es war also gar nicht nötig gewesen, den Klee zu retten! Der Klee würde jetzt vielleicht schon in irgendeiner schweizerischen oder amerikanischen Privatsammlung hängen, und nichts mehr konnte ihm zustoßen! (.) Er fühlte sich um den Sinn seiner Tat betrogen. (.) Seine Emigration beruhte auf einem Mißverständnis.“ (WS 531f.)

Hier liegt die Tragik Schefolds. Zwar ist er zugleich der große Hoffnungsträger, nicht nur für Hainstock („ich [weiß] jetzt wenigstens, wo ich Schefold finde“ WS 597), aber auch der Erzähler bürdet ihm die Last auf, an der er scheitern muß. Denn dieser Erzähler ist weder allmächtig noch allwissend; laufend stößt auch er an Grenzen. Er kündigt seine Erzählerrolle zeitweise sogar direkt auf und appelliert an den Leser:

„Wählen Sie, welche Lösung Ihnen als die glaubhafteste erscheint, angesichts so vieler Rätsel und Widersprüche in dem schon ein wenig nachgedunkelten Bild dieses schwierigen Charakters!“ (WS 578)

Oder, noch dreister, er gesteht seine eigene Hilflosigkeit, boshafter Inkompetenz:

„Aber wo ist denn das 4. Bataillon im 3. Regiment der 416. Infanterie-Division geblieben? (.) Ist ja schon rätselhaft (.) Muß eine Geisterdivision gewesen sein, die 416te. Lassen wir sie (.) Ist ja eh schon wurscht.“ (WS 585f.)

Über all dem sollte nicht vergessen werden, daß „Winterspelt“ nicht nur eine „Orgie von Komposition“²⁶ ist, sondern noch etwas wesentlich anderes. „Ein Liebesroman, umgeben von dem Sandkastenspiel eines Krieges, der jeder

Krieg sein könnte. (...) Ein Kammerspiel um den Gedanken herum, man brauche Geschichte nicht hinzunehmen, wie sie gekommen. Nie.“²⁷ Schütz hält den Kauz für überdeterminiert²⁸; das Aquarell ist es vermutlich auch. Das ist kein Vorwurf, denn Andersch war sich dessen bewußt, hat's in Kauf genommen und ironisiert. Oder was soll man sonst von „goldgelb in einem von brauner Kruste eingefaßtem (!) Weiß“ (WS 142) halten, wenn von Schefolds . . . Frühstückseiern die Rede ist?



Anmerkungen

Motto: Luciano De Crescenzo, Geschichte der griechischen Philosophie. Die Vorsokratiker. Zürich 1985, S.114.

1 Um die Zahl der Anmerkungen nicht auf ein unzüchtiges Maß heraufzuschrauben, wurden folgende Kürzel mit anschließender Seitenzahl im Text verwendet:

BD:= Paul Klee, Das bildnerische Denken. Form- und Gestaltungslehre. Band 1. Herausgegeben und bearbeitet von Jürg Spiller. Basel/Stuttgart 1964 (EA in gleicher Form 1957)

PP:= Petra Petitpierre, Aus der Malklasse von Paul Klee. Bern 1957 (Bei diesem Buch handelt es sich um Mitschriften von Vorlesungen Paul Klees in Düsseldorf; sie werden von mir wie Selbstzeugnisse behandelt.)

WS:= Alfred Andersch, Winterspelt. Roman. Zürich 1985 (detebe 20397)

EZ:= Alfred Andersch, Einige Zeichnungen. Zürich 1977 (detebe 151).

2 Felix Klee, Paul Klee. Leben und Werk in Dokumenten, ausgewählt aus nachgelassenen Aufzeichnungen und unveröffentlichten Briefen. Zürich 1960, S. 222.

3 Kurt Tucholsky, Gesammelte Werke in 10 Bänden. Reinbek 1985 (70.–119. Tsd.) Band 5, S. 385: „Liebigs Fleischextrakt. Man kann es nicht essen. Aber es werden noch viele Suppen damit zubereitet werden.“

4 Paul Klee, Pädagogisches Skizzenbuch. Mainz/Berlin 1965 (Faks. von 1925), S. 42

5 ebd. S. 43

6 Wolfgang Koeppen, Die elenden Skribenten. Aufsätze. Ffm. 1981, S. 116.

7 Hans Wollschläger, Promenaden = Notizen vor Eberhard Schlotters „Don Quijote“. In: Der Rabbe. Nummer 9. Hrsg. Gerd Haffmans. Zürich 1985, S. 61–75, zit. S. 67.

8 Alfred Andersch, Die Blindheit des Kunstwerks. Zürich 1979 (detebe 1/11), S. 49.

9 Arno Schmidt, Der Briefwechsel mit Alfred Andersch. Zürich 1985, S. 165.

10 Volker Wehdeking, Alfred Andersch. Stuttgart 1983 (Sammlung Metzler 207), S. 70.

11 Paul Klee, Tagebücher 1898–1918. Köln 1957, S. 382f.

12 in gleicher Reihenfolge: Wehdeking, a. a. O., S. 131; Erhard Schütz, Alfred Andersch. München 1980 (Autorenbücher 23), S. 131; Hrair Pischdovdjian, Menschenbild und Erzähltechnik in Alfred Anderschs Werken. Phil. Diss. Zürich 1978, S. 139; Max Walter Schulz, Mehr als „polyphon umgrenztes Weiss“. In: Sinn und Form 6/1976, S. 1319–1327, zit. S. 1326.

13 Schütz, a. a. O., S. 131; Rhys Williams, Alfred Andersch. In: KLG. Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Hrsg. Heinz Ludwig Arnold. München 1984, 16. Nlg., S. 14.

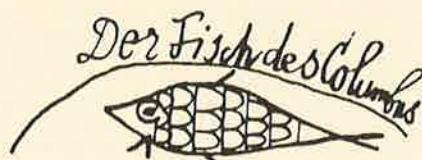
14 Wehdeking, a. a. O., S. 137.

15 Stephen Mühlthaler, Alfred Anderschs „Winterspelt“. Der Mensch zwischen Bedrohung und Rettung. Phil. Diss. Zürich 1979, S. 110.

- 16 ebd. S. 110f.
- 17 Alfred Andersch, *Sansibar oder der letzte Grund*. Roman. Zürich 1980 (detebe 1/2), S. 134.
Chaos: s. a. Dincklages Gedanken zu dessen Existenz, WS 56.
- 18 Alfred Andersch, *Die Kirschen der Freiheit*. Ein Bericht. Zürich 1979 (detebe 1/1), S. 91.
- 19 Andersch, *Sansibar*, a.a.O., S. 119, 36, 143, 34.
- 20 Alfred Andersch, *Die Rote Roman*. Zürich 1985 (detebe 20160), S. 96, 50, 49.
- 21 Andersch in: Arno Schmidt, a.a.O., S. 232.
- 22 Andersch in: *Friedrich Hitler, Winterspelt*. In: *Kürbiskern*. München 2/1975, S. 123–134, zit. S. 129.
- 23 Andersch in: Horst Bienek, *Werkstattgespräche mit Schriftstellern*. München 1976 (dtv 291), S. 137–151, zit. S. 142f.
- 24 Andersch in: Helmut Heißenbüttel/Horst Tim Lehner, „Gedankenspiel in den Ardennen...“. Gespräch mit Alfred Andersch. In: Gerd Haffmans (Hrsg.), *Über Alfred Andersch*. Zürich 1980 (detebe 53), S. 222–236, zit. S. 224.
- 25 Die besitzanzeigenden Fürwörter haben Andersch offenbar auch privat verfolgt, s. Arno Schmidt, a.a.O., S. 150f.
- 26 Alfred Andersch, *Der Seesack*. Aus einer Autobiographie. In: Gerd Haffmans (Hrsg.), *Das Alfred-Andersch-Lesebuch*. Zürich 1979 (detebe 205), S. 83–101, zit. S. 90.
- 27 ebd. S. 91f.
- 28 Schütz, a.a.O., S. 133.

Vignettenverzeichnis

- S. 107 von Félix Vallotton. In: Félix Vallotton. Hrsg. Anton Friedrich. Zürich 1979, S. 154.
S. 108 von Paul Klee, BD 297.



Uwe Gardein Erste Anfänge

Zu Alfred Anderschs „Erinnerte Gestalten“

Wenn ich mich in ein Buch zurückziehe, dann ist es Nacht. Die ungestörte Ruhe ist mir unentbehrlich, nur so kann ich mir Geschichten erzählen lassen. Und doch gibt es nur wenige Autoren, mit denen ein Gespräch möglich ist. Zu den wenigen gehörte Alfred Andersch, dessen *KIRSCHEN DER FREIHEIT* mir 1962 vor die Augen kam, und ich erinnere mich, das Buch wegen seines Titels gekauft zu haben. Durch Alfred Andersch erfuhr ich eine ganze Menge über dieses Land, seine Menschen und den radikalen Humanisten Alfred Andersch, der nichts durchgehen ließ und sich selbst auch nicht. Wenn einer in deutschen Landen 1914 geboren ist, hat seine Biografie viel mit der Geschichte zu tun, und oft hatte ich beim Lesen das Gefühl, daß es ihm ähnlich gegangen ist wie mir, der sich oft aus diesem Land herausgewünscht hat, hinein in ein anderes, das nicht ein halbes Jahrhundert Verbrechen an Verbrechen gehäuft hat.

So also wartete ich auf dieses Buch, das der junge Alfred Andersch geschrieben hatte, und von dem ich in den Briefen an seine Mutter erstmals gehört hatte.

Die erste Geschichte – *SKIZZE ZU EINEM JUNGEN MANN* – berichtet von Bernhard Rebers, Jahrgang 1909, einem ungewöhnlichen Bürgersohn, aus distanzierter Bewunderung erzählt. Zwei Eindrücke blieben nach der Lektüre haften. Zunächst die Bilder der Stadt, in der diese Erzählung Heimat hat. Die Beschreibung der Villenstraße, in der Bernhard Rebers lebt, und die Zeichnung des Schlosses mit dem großen Kanal weist Andersch als Autor mit besonderen Augen aus. Bis dicht an die Änderungen des Villenverputzes führt er den Leser. Für die Geschichte ist es nicht wichtig, daß es der Münchner Stadtteil Nymphenburg war, um den es sich handelt. Wichtig ist es für den Autor, der dort seine Bilder fand und mich, den Leser, wie durch eine Ausstellung führte. Andersch hatte Maleraugen. Ich weiß nicht, ob er sich jemals an Bildern versucht hat, aber er schaut wie ein Maler. Hier, in seinen ersten Erzählungen, ist es so erkennbar wie in allen seinen großen Romanen und Erzählungen. Daß ihm dies nicht unbekannt war, beweist ein kleiner, aber durchaus wichtiger Satz, der wohl den Grund für diese Art zu schreiben liefert. Andersch schreibt, „denn dem Zeichner obliegt es, wahr zu sein“.

Der zweite Eindruck war der Spott, den Andersch für diese bürgerliche Wohlstandswelt übrig hatte, ohne dabei billig polemisch zu sein. Die Beschreibung von Bernhard Rebers' Eltern ist ein kleines Kunstwerk an Bissigkeit.

„In ihm (dem Vater) lebten Züge, die man gemeinhin einer Spielernatur zuschreibt... Er besaß einen sicheren Instinkt für Entwicklungen und war verhältnismäßig frei von Vorurteilen, die man im allgemeinen bei Angehörigen seiner Gesellschaftsschicht findet. Was ihn grundsätzlich unterschied, war seine tiefe Liebe zum Gelde... er hatte einen Sinn für geschäftliche Möglich-

keiten (oder mögliche Geschäfte). Er besaß wenig Kultur, wenn wir darunter Gefühl für Bücher, Bilder und Musik verstehen, aber sein starker, gerader Persönlichkeitssinn verhinderte, daß er darunter wie unter einem Mangel litt.“

Und über Bernhard Rebers' Mutter schreibt der Autor:

„Ihr Wissen ging freilich nicht über die Grenzen hinaus, die eine sogenannte gute Erziehung gezogen hatte. Sie gestand sich das niemals ein, ein unbewußter Drang zur Vertiefung ihres Wesens aber ließ sie in späteren Jahren zur Anhängerin einer Sekte werden.“

Diese Eltern eines ungewöhnlich begabten Sohnes hatten „den Heranwachsenden nicht eigentlich erzogen“, denn sie waren davon überzeugt, ihre Kinder würden, genau wie sie selbst, in allen Angelegenheiten „stets das Nützliche tun“.

Natürlich ist diese, nur sich selbst lebende Bourgeoisie nicht die Welt Andersch, und so trägt der junge Oberschüler Bernhard Rebers deutliche Distanz zu dieser Welt. Diese Distanz, Reiz der Einsamkeit genannt, zeigt eine Denkrichtung an, sich aus humanistischer Grundüberzeugung weltläufig und kosmopolitisch zu geben, sich so dem spießigen und inzüchtigen Nationalismus zu entziehen.

Bernhard Rebers bewahrt „Distanz zu dieser Welt“, „der kühlen Grausamkeit der Schule und dem Verwaltungskonservativismus“. Damit meint Andersch „sein“ Wittelsbacher-Gymnasium, das wir viel später in der Erzählung *DER VATER EINES MÖRDERS* analysiert finden.

Bernhard Rebers' Ziel ist es, „in eine der Auslandsfilialen“ der Firma zu kommen, bei der er nach dem Schulabschluß anfängt zu arbeiten, dann will er der „vielstimmigen Theaterdekoration vom Hofgarten bis zur Theatinerkirche“ entkommen. Doch diesem Wunsch fehlt die eigene innere Freiheit, denn dieses Leben bleibt in der Bürgerlichkeit gefangen, ein wenig Snob, ein wenig Larmoyanz, und „vielleicht bestand er im tiefsten Grunde nur aus unfruchtbare Langeweile, deren Monotonie er quälend empfand“. Es gibt einige Textschwächen, und doch zeigt Andersch eine Gesellschaftsschicht, die, unfähig zum Wandel, nur noch den Untergang wählen kann und 1933 erst möglich machte.

Auch in der Erzählung *DER TECHNIKER* steht ein junger Mann und dessen Biografie im Zentrum, und auch hier ist München wieder die Bühne, später Hamburg, auch eine Stadt, in der Andersch lebte. Albert Gradinger, Sohn von Eltern, die nichts miteinander zu tun haben wollen, wird durch diese Eltern an der Entwicklung der eigenen Persönlichkeit gehindert.

„In der Jugend hatte Albert Gradinger in der Wölbung einer Glocke gehaust . . . dem Wesen seiner Mutter.“

Kaum hat er das geschafft, sich ein wenig von ihr zu lösen, gerät er in den Sog einer anderen Abhängigkeit, denn „hinter allem stand die große und dunkle Gestalt des Vaters“.

Der Heranwachsende wird in ein vom Vater vorbereitetes Leben gepreßt. Dieser Gigant, gleichermaßen Gottvater, Sohn und Heiliger Geist, ist unangreifbar. Als Autodidakt Erfinder von Druckvorlagen für Fotos, dazu Verleger und in München berühmt, anerkannt und geehrt, steht er wie ein Gebirge

vor der Sonne, die den Sohn nicht eigenständig wachsen lassen kann. Zunächst empfindet der Junge die Werkstatt des Vaters als Fundgrube seiner Neugier, sieht den Vater als genialen Hexenmeister, denn „die Werkzeuge sogar schienen in seiner Anwesenheit organisches Leben zu gewinnen“, und somit stand „der Vater jenseits von Recht und Unrecht“.

Das einzige Interesse des Vaters an dem Jungen ist aber, auch aus ihm eines seiner Werkzeuge zu machen, ein geklontes Wesen zu schaffen, das einmal genau seinen Lebensweg und seine Lebensarbeit fortzusetzen wird. Und so „untersucht er unauffällig den Sohn auf seine Tauglichkeit“.

Doch Albert spürt in sich das eigene Wünschen, den Widerstand gegen dieses verplante Leben. Es treibt ihn durch München, hin zu dem Ort, dem der Alte besonders feindlich gegenübersteht, die Universität.

Albert läuft die Leopoldstraße entlang Richtung Siegestor, „durch dessen Bogen er in die Ludwigstraße wie in einen festlichen Saal eintritt“.

Endlich steht er vor der Universität und „sehnstüchtig wünscht er, in diese fremde Welt eintauchen zu können“. Er trifft seinen Freund Georg Stein, der ihm zusetzt, seine Talente nicht in der altmodischen Welt des Vaters verstaubten zu lassen und sich zu eigener Größe durchzuringen.

„Die Vätergeneration hat den Körper der Wissenschaft, der Technik geformt, doch nun bewegt sich der Riese aus eigenem Antrieb und muß von den Jungen in ein vorsichtig tastendes Arbeiten geraten, sonst droht eine jähre Explosion des angehäuften Materials.“

Die Erfinder- und Forschertätigkeit der Vätergeneration hat also die Grenzen der Beherrschbarkeit erreicht, und die Söhne müssen die entfachten Kräfte zu beherrschen lernen, um sie nicht entarten zu lassen.

Albert Gradinger beginnt heimlich zu studieren, denn das ist „der einzige Widerstand, den er leisten kann“.

Der Vater, „der sich in seiner Arbeit nahezu selbst entäußert“, heiratet erneut, zeugt eine Tochter, und erweist sich, außerhalb seiner Werkstatt, wieder unfähig, sein Leben zu teilen. Die Beziehung scheitert, die Frau, eine Mälein, zieht sich mit ihrer Tochter aus dem Machtbereich dieses Mannes zurück.

Andersch erklärt die Süchtigkeit dieses Mannes nach ständigen Selbstbeweisen und unzweifelhafter Großartigkeit aus der Geschichte. „Wie solch altes Handwerkerblut durch die bürgerliche Revolution des 19. Jahrhunderts aus der Tiefe seiner Ohnmacht befreit wurde und sich in staunenswerter Kürze den alten Herrlichkeiten des Bürgertums assimilierte.“ Trotz der Erkenntnis, vom Bürgertum nicht akzeptiert zu werden, es nur zu einem Geduldeten gebracht zu haben, läßt sich der alte Gradinger immer wieder auf dieses Hase- und Igel-Spiel ein. Nichts wünscht er sich sehnlicher, als ein geachteter Bürger zu sein, und bleibt doch der Handwerker, der stolz ist auf seine Fähigkeiten, die er über das Papierwissen des Bürgertums stellt.

So ist „der stattliche Mann“ ständiger Gast in den ersten Weinlokalen der Stadt, und doch gehört er nicht dazu. Andersch nennt ihn nicht Gourmet, wählt die Bezeichnung Gourmand, was sich auch mit Vielfraß übersetzen läßt.

Die Studie bleibt spannend, bis der Leutnant Albert Gradinger in den ersten

Weltkrieg zieht. Und ich kann diesem Schlachtengemälde eigentlich nur des Dichters eigene Worte entgegenstellen: „Noch besitzt die Welt der Zukunft nicht die Farbe der Wirklichkeit.“ Anderschs Erfahrungen im II. Weltkrieg haben dann eigene leidenschaftliche Bilder werden lassen.

Albert Gradinger kehrt, inzwischen 25jährig, aus dem Krieg heim und schwört sich, „ohne Fanatismus, in tiefer, ruhiger Entschlossenheit dem Vater entgegenzutreten“.

Aber das Reich des Vaters ist nicht mehr, denn „der Staat hat 1917 alles zugesperrt“. Der alte Mann weigert sich weiterhin, die Welt außerhalb seines Gesichtsfeldes zur Kenntnis zu nehmen. Andersch gelingt in einem knappen Dialog dieses zu verdeutlichen. „Ich bin es, Vater.“ „So, du bist es. Du kannst morgen wieder bei mir anfangen.“

Endlich begreift Albert, daß er diese alte Welt vollständig hinter sich lassen muß, wenn er überleben will. Sein Wille muß die räumliche Trennung vom Vater einschließen, nur so kann er sich dessen Magnetfeld entziehen. Der alte Gradinger nimmt es zur Kenntnis, nicht ohne dem Sohn zu sagen, daß er es nicht schaffen wird. „Du denkst zuviel. Das macht schwach.“

Und so schafft er es, das von ihm angelegte Mißtrauen gegen sich selbst im Sohn zu entzünden. Das Leben ohne den Vater wird von nun an „eine einzige Anstrengung gegen diese zerstörerische Macht sein“.

Albert zieht nach Hamburg, um „dort, wo die Technik in den Schmerz mündet, sich die Frage nach dem Sinn aller erforderlichen Arbeit zu stellen“. Ich denke, statt Schmerz müßte es Krieg heißen und Andersch konnte es damals nicht mehr wagen, dies auch zu schreiben. Im übrigen gilt dieser Satz sicher heute noch in voller Brisanz.

In Hamburg erfährt Albert, wie unmöglich es ist, sich selbst zu entfliehen. Die gute Stelle im Werk erhält er, weil er der Sohn des großen Gradinger ist. Erst dessen Tod führt ihn nach München zurück, wo er bei der Beerdigung Stiefmutter und Halbschwester kennlernt. Beide leben in Paris, weil im damaligen Münchner Kulturbetrieb die Routine über die Kunst gesiegt hatte. Das ist nun wahrhaftig eine köstliche Formulierung und ist durchaus wieder verwendungsfähig.

Alberts Stiefmutter hat das „bezwingerde Aussehen einer mediteranen Jüdin“ und entflieht dem konzentrierten Mief bürgerlichen Stumpfsinns, und „in Paris begegnet sie dem Licht“.

Mag sein, daß diese Formulierungen für heutige Verhältnisse nichts besonders sind. Auf dem Hintergrund damaliger Fleischerhundmentalität sieht diese harsche Kritik an der deutschen „Volkskultur“ dann schon anders aus.

Auch Alberts Halbschwester Irene ist in Paris zur Malerin geworden. Andersch beschreibt die Bildfähigkeit der Malerinnen fast ein wenig neidvoll, wie einer der weiß, er wird diese Fähigkeit nie besitzen. Daraus formulieren dich Wortglorifizierungen, die nur vor der Hochachtung gegenüber dieser Kunst zu verstehen sind, die der Autor hat.

Vor der Malerei der Halbschwester prallt Albert zurück. Irenes Malerei erschreckt ihn, sie springt willkürlich mit ihr um, hat auch vor provokanten Deformationen keine Angst. Und doch erlebt Albert durch diese Malerei die Fä-

higkeit, einer tristen Straße die andere Realität entgegenzusetzen, die nur aus der Kunst zu gewinnen ist. Irene schafft ihm ein neues Sehen.

Die Erfahrungen mit den beiden Frauen in Paris beweisen ihm, wie lebensnotwendig die Findung eigener, schöpferischer Betätigung ist, ohne die niemand wirklich frei sein kann. So kann er auch den stiefmütterlichen Salon genießen lernen, in dem für plumpe Nationalismen und bürgerliche Phrasen kein Platz ist. Daß er sich in Irene verliebt, schafft ihm Angst, denn „hinter ihr wuchs langsam und drohend wie immer die Gestalt des Dr. Gradinger auf“. Natürlich, sie ist seine Halbschwester, aber noch nie in seinem Leben hat er Liebe erfahren. Die Enttäuschung, Irene flieht vor ihm, ist gleichzeitig Erleichterung, und er fährt in seine Einsamkeit zurück, und „in seinem Schweigen lebte die Wahrheit. So führte er ein gequältes Leben.“

In Hamburg sieht er sich in der Fabrik wie auf einer Fotografie, einem Bild, in einem Film, wie er immer stärker zur gleichen, bestimmenden Figur wird, wie es einst sein Vater in der viel kleineren Werkstatt gewesen war. Der Vater ertrug neben sich nur das fähige Faktotum, den Engel Matthies, so wie er nur noch den Jugendfreund, Dr. Georg Stein, erdulden kann. Endgültig ist er das Spiegelbild seines Vaters geworden.

Gemeinsam stellen die Freunde fest, daß der freie Wille abhanden gekommen ist und sie funktionieren, wie es die Arbeitsprozesse vorschreiben. „Ich bin selbst ein Rädchen“, sagt Albert. „Ich fühle wohl, daß es noch eine andere Art von Leben geben muß. Aber ich funktioniere.“

Andersch zeichnet die Zwänge bürgerlicher Lebensart, die Unentrinnbarkeit, mit psychologischem Scharfsinn. Wer so aufgewachsen ist, wird vieles als offensichtlich unausrottbar erblich wiedererkennen.

Andersch läßt Albert Gradinger von der Zukunftstechnik überrollen, er wird, vor den Augen des Freundes, tödlich vom Auto überfahren.

Die einzige Erzählung in dem Buch, die zu Anderschs Lebzeiten veröffentlicht wurde, heißt SECHZEHNJÄHRIGER ALLEIN und erschien 1944 in der Kölnischen Rundschau.

Werner, der Held dieser Geschichte, Lehrling in einem Verlag, ähnelt den jungen Männern Bernhard Rebers und Albert Gradinger. Auch er lebt seinen einsamen Individualismus, verzichtet auf Freunde, fährt statt dessen mit dem Fahrrad lieber in die Seenlandschaft südlich von München, „um Reinheit und geistiges Schweigen“ zu finden. Mit religiöser Inbrunst wird das wirkliche Leben gesucht, und es muß irgendwo in der Ferne sein, die nahe Welt der Stadt trägt zwischen den Mauern die unleidliche, engstirnige Erwachsenenwelt. Werner kommt aus ärmlichen Verhältnissen, in die die Mutter geraten ist. Da kein Vater vorgestellt wird, braucht nach dem 1. Weltkrieg nichts weiter dazu gesagt werden.

Werner fährt hinaus, und jubelnd ruft der Autor: „Dann war Raum! Raum! Raum!“ Einmal wird Werner das Meer sehen, irgendwann, diesen Raum ohne Grenzen, wo man ohne Beengungen leben kann. Doch ist der Junge nicht ohne Widersprüche, wenn er gleichzeitig die Natur als „in Wahrheit furchtbar“ erlebt, als unbeherrscht anarchisch, dann funktionieren bereits die anerzogenen Verkrümmungen, und Disziplin und Gehorsam kleben im Gehirn. Diese erlebte Kleinmütigkeit gegenüber den Naturmächten (den Mächten

überhaupt?) führt Werner in eine Kirche, in der er „um eine strahlende Zukunft“ betet „vor weiten Horizonten“.

Die Angst, nachts allein im Zelt der Natur ausgeliefert zu sein, läßt ihn, trotz seiner ihn einschnürenden Schüchternheit, an ein Bauernhaus klopfen. Diese einfachen Menschen geben ihm Quartier, und in der Kammer empfindet Werner seine „eigene trauervolle und stolze Einsamkeit“, legte sich ein Band Gedichte zurecht und „dachte wieder an das Werk, das er schaffen wollte ... von einer Zelle aus, einem einfachen, harten Lager“.

Werner will, und das ist überdeutlich angelegt, schreibend diese, ihn ablehnende Welt „bewegen“, also ändern.

Ja, auch in dieser Erzählung gibt es Worte, die sich unter der Last ihrer Bedeutung krümmen. Und doch liegt in der Haltung Werners der Wunsch, sich aus der mörderischen Umklammerung dieser Zeit zu befreien.

Andersch nannte das Buch ERINNERTE GESTALTEN, und auch darin liegt ein großer Teil Deutung der Geschichten. „Gestalten“ formte sich aus dem althochdeutschen Wort „gistalt“ und bedeutete AUSSEHEN, BE-SCHAFFENHEIT, ART und WEISE einer PERSON. Heißt, die Entwicklung von Menschen zu sehen.

Ist das Buch nur ein Zeitdokument? Das wäre immerhin eine ganze Menge. Für mich ist es ein Dokument über die Qualen eines Menschen, der zu sprechen versucht und aufrichtig sein will und auch schon die Erfahrung DACH-AU hinter sich hat. Prosa aus dieser Zeit, die nicht von Vasallen der Barbaren geschrieben wurde, entzieht sich heutiger feuilletonistischer Betrachtung.

Erkennbar ist das Talent, das einmal große Romane schreiben wird und Erzählungen wie MEIN VERSCHWINDEN IN PROVIDENCE? eins der herausragendsten Prosastücke aus deutscher Feder. Es lohnt, dieses Büchlein zu lesen.

eines rationalen Denkens, das sich absolut setzt und organische Lebenszusammenhänge natürlicher wie gesellschaftlicher Art mehr und mehr zerstört. „Momo“ und die nachfolgende „Unendliche Geschichte“ wurden als positive Utopien gelesen. Sie schienen Wege zu weisen, die bedrohte Welt durch Besinnung auf das kreative Potential jedes einzelnen zu retten, durch Phantasie. Das Land Phantasiens ist vom Nichts bedroht, weil die Menschen nicht mehr an die Phantasie glauben. Es herrscht die Lüge – Phantasie als befreien-de Kraft ist suspekt geworden.

„Die unendliche Geschichte“ geriet bei ihrem Erscheinen in ein Klima „Neuer Irrationalität“. Ökologiebewegung, Mythessehnsucht, Aufwertung phantastischer Literatur, anthropologische Rückbesinnung auf alte, vermeintlich noch intakte Indianer- und Südseekulturen, Laissez-faire in der Philosophie Paul Feyerabends – all das bildete den Hintergrund für die Rezeption des Buches. Anthroposophen und Laienkabbalisten fühlten sich gleichermaßen und ausschließlich zur Auslegung befugt. Ende war „in“ in der Szene.

Auf der Gegenseite formierte sich die Front der Aufklärer. Die Schüler der Frankfurter Schule arbeiteten an der Erweiterung und Neubestimmung des Rationalitätsbegriffs – für sie war Ende ein esoterischer Schwärmer, ja ein potentiell gefährlicher Advokat jenes Irrationalismus, vor dem man die Errungenschaften der Aufklärung zu schützen hatte. Die filmische Vermarktung der beiden Erfolgsbücher lieferte zusätzliche Argumente: Ende wurde zum Autor der „Wende“.

Daran ist der Autor nicht ganz unschuldig. Er hat der Versuchung nicht widerstanden und ist als *Person* hinter seinen Büchern hervorgetreten. In einem Gespräch mit Erhard Eppler – von Endes Verleger im Frühjahr 1982 arrangiert und publiziert – verkündete er Botschaften, die sich anhören, als hätten sie ihm einige seiner Leser diktiert, zum Beispiel diese: „Für mich besteht ... die Würde des Menschen in erster Linie darin, daß der Mensch als einziges Wesen auf dieser Welt die Kausalitätskette durchbrechen und aus sich heraus schöpferisch werden kann.“

Die Frage ist: Kann er das wirklich? Kann Michael Ende die Kausalitätskette seiner persönlichen Geschichte und gesellschaftlichen Existenz durchbrechen und zugleich „aus sich heraus“ schöpfen? Sind seine Bücher tatsächlich Schöpfungen der Phantasie? Oder zeigen sie vielleicht gerade das Gegenteil – das Gefangensein in immer gleichen Mustern des Denkens und Wahrnehmens? Ist es möglich, daß man sich in Ende getäuscht hat, daß die Diskussion um ihn auf einem Mißverständnis beruht?

An den Schluß seines „Lesebuchs“ mit Texten, die ihn „entscheidend beeinflußten“, hat Ende eine Skizze von Jorge Luis Borges gestellt. Über dessen Werk sagte ein kongenialer Geist, Stanislaw Lem, es litte an einer „mechanistischen Erkrankung“, deren Ursache ein „Mangel an freier und reicher Einbildungskraft“ sei. Borges, der Hohepriester des Phantastischen – ein phantasieloser Mechanist? Lem hat Gründe für seine Behauptung: Borges schöpferischer Mechanismus, so meint er, spiegele in den verschiedensten Varianten letztendlich immer wieder nur eine einzige Denkfigur – die *Unitas oppositorum*, die Einheit sich logisch ausschließender Gegensätze. Für Michael Ende

Oliver Rehlinger
Im Kettenhemd der Phantasie

Zu einigen Bildern Michael Endes

In den 60er Jahren, als noch die „Augsburger Puppenkiste“ die Abenteuer von Jim Knopf und Lukas, dem Lokomotivführer, spielte, galt Michael Ende als reiner Kinderbuchautor. Nach dem Erscheinen von „Momo“, 1973, änderte sich das: Ende wurde bald von der beginnenden Alternativbewegung als einer der ihren entdeckt, er galt als Mahner und Warner vor den Folgen

gilt ähnliches. Auch er ist der Gefangene ständig wiederkehrender Bildobsessionen, mentaler Mechanismen, um die sich das bekannte Figuren- und Motivarsenal der Blumen, Gaukler und Theaterwelten, der Könige und Prinzessinnen, der rätselhaften Weissagungen, Sphixe und Drachen, der Kinder, Halbwesen und Alten nur als Zierrat rankt. In Endes Phantasiewelt herrscht eine erbarmungslose Ordnung, die den Autor wie unter Zwang immer wieder dieselben Geschichten erzählen läßt. Seit dem Erscheinen von „Der Spiegel im Spiegel“, 1984, ist es offensichtlich, daß in dieser Welt positive Utopie und apokalyptische Schreckensvision austauschbar sind – der Stoff, aus dem sie entstehen, ist allemal derselbe.

Betrachten wir ein Beispiel. In dem Text „Es ist ein Zimmer und ist zugleich eine Wüste“ geht ein Mann durch die Wüste, die durch zwei Türen begrenzt wird, eine im Norden und eine im Süden. Es ist „der Bräutigam“, auf dem Weg zu seiner Braut. Die Wanderung dauert Jahre, die südliche Tür will nicht näher rücken.

„Diese Tür da vorn ... ist unerreichbar, sie bleibt immer vor uns, immer gleich weit ... Das ist eine Fata Morgana und keine Tür.“ Der Bräutigam wird älter und älter. Er erinnert sich: „... als wir aus der Tür traten, hockte dort am Boden ein uraltes Weib, winzig, wie von der Sonne eingeschrumpft. Sie hatte nichts auf dem Leib als einige Fetzen von Spinnweben. Vielleicht war es der Rest ihres Brautschleiers. ... Und sie streckte mir die Hand entgegen, in der sie ein paardürre Rosenstengel hielt. Der Blick erinnerte mich an etwas – oder an jemand ... Ich nahm die rote Nelke aus meinem Knopfloch und warf sie ihr zu. Ich glaube, sie war glücklich über mein Geschenk.“ Als der Mann die südliche Tür schließlich erreicht und seiner Braut begegnet, ist er selbst ein Greis. Die Braut erkennt ihn nicht – er will von ihr nicht erkannt werden. Der mysteriöse, nichtalternde Begleiter des Bräutigams bietet nun der Braut seine Dienste an: „Ihr Bräutigam erwartet Sie hinter der nördlichen Tür. Wenn Sie wollen, führe ich Sie auf direktem Wege zu ihm.“ Die Braut kann es kaum erwarten, ihren Bräutigam endlich zu sehen. Sie willigt ein. „Sie will loslaufen, hält aber inne, weil der Bräutigam die Hand nach ihr ausstreckt. Ratlos betrachtet sie ihn einen Augenblick lang, dann wirft sie ihm eine Rose aus dem Strauß in ihrer Hand zu.“

Das Prinzip ist deutlich: Zwei Bewegungen heben sich gegenseitig auf und führen zu einem Gleichgewicht, das keine Ziele duldet außer dem einen, sich selbst als Gleichgewicht zu bewahren. Die gegenseitige Verfehlung der Liebenden schafft einen Zustand, in dem nichts entscheidbar ist. Es herrscht die Indifferenz perfekter Symmetrie.

Eine solche Situation illustriert in vollendetem Weise die Struktur einer logischen Antinomie. So wie der kretische Lügner zugleich die Wahrheit und die Unwahrheit spricht, wenn er sagt: „Ich lüge“, so ist auch das Zusammentreffen von Braut und Bräutigam gleichzeitig wirklich und nichtwirklich: wirklich, weil sich beide ja tatsächlich begegnen; nichtwirklich, weil sie sich nicht „als Braut und Bräutigam“ begegnen. An die Stelle der Entscheidung tritt ein infiniter Regress, eine endlos oszillierende Bewegung zwischen zwei Polen, die sich wie Spiegelbilder gegenüberstehen. Ergebnis ist die Aufhebung von Zeitlichkeit und der Verlust von Identität – Denkfiguren, Sehnsüchte viel-

leicht, die für Michael Endes Texte konstitutiv sind. Ins Positive gewendet finden wir sie im „Gauklermärchen“ von 1982: Der verzauberte Prinz stellt der bösen Spinne folgendes Rätsel:

„Denkt Euch zwei festverschlossne Schreine,
Kunstvoll verziert auf jeder Seite.
Den Schlüssel zu dem zweiten birgt der eine
Und den zum ersten wiederum der zweite.
Und nun die Kunst, die Euch verborgen ist:
Nicht durch Gewalt, Zerstörung oder List,
Nur mit den Schlüsseln, die im Innern liegen –
Wie stellt man's an, die Schreine aufzukriegen?“

Wieder haben wir die Struktur des Epimenideischen Paradoxons. Man kann die beiden Schreine und die in ihnen enthaltenen Schlüssel mit einem mittlerweile berühmt gewordenen antinomischen Satzpaar vergleichen – der erste Satz lautet: „Der folgende Satz ist falsch.“ Und der zweite: „Der vorige Satz ist wahr.“

Wenn der erste Satz wahr ist, muß der zweite Satz falsch sein. Dieser zweite Satz aber behauptet, der erste Satz sei wahr, daher muß der erste Satz falsch sein, so daß der zweite Satz wahr wird, was wiederum heißt, daß er falsch ist, und so weiter und so fort. Wie in dem Bild von M. C. Escher, das zwei sich gegenseitig zeichnende Hände zeigt, gerät der Betrachter oder Leser in einen Sog unendlicher Rückverweise, in das schwarze Loch der Selbstreflexivität. In der Logik stellt sich die Frage nach Wahrheit oder Falschheit solcher Satzpaare nicht – sie gelten schlicht als sinnlos. Sie ignorieren die Hierarchie der Ebenen, mittels derer sinnvoll über Dinge einerseits und *Aussagen* über Dinge andererseits gesprochen werden kann, sie verletzen die Trennung zwischen Objektebene und Metaebene: Der erste Satz enthält den zweiten, der zweite enthält aber auch den ersten – welche Aussage die übergeordnete sein soll, ist nicht entscheidbar. Was fehlt, ist ein Drittes, das den fatalen Zirkelschluß durchbrechen würde. Wenn wir den zweiten Satz vollständig an der Stelle zitieren, an der er im ersten Satz erwähnt wird (als „der folgende Satz“), so erhalten wir diesen Satz: „Der Satz: „Der vorige Satz ist wahr“ ist falsch.“

So formuliert macht das Satzpaar Sinn, denn wir wissen nicht, wie „der vorige Satz“ lautete – vielleicht einfach nur „Die Sonne scheint“. Für die Umkehrung gilt dasselbe: Setzen wir den ersten Satz dorthin, wo er im zweiten Satz erwähnt wird, erhalten wir: „Der Satz: „Der folgende Satz ist falsch“ ist wahr.“

Wieder ist das geschlossene System nach außen geöffnet: vielleicht lautet der erwähnte „folgende Satz“ „Michael hat sich ein Auto gekauft“. Dieser Satz ist falsch. Die Behauptung aber, daß er falsch ist, ist offensichtlich *wahr* – Michael hat sich also *kein* Auto gekauft. Das heißt, wir können die Selbstreferentialität des Satzpaars auflösen und die Schreine öffnen, wenn wir dafür sorgen, daß Worte nicht über sich selbst, sondern über andere Worte sprechen, und daß Schlüssel nicht sich selbst, sondern andere Schlüssel einschließen. Deshalb muß es einen – einen „Dritten“ – geben, der weiß, daß Braut und Bräutigam die sind, die sie sind, selbst wenn es die Beteiligten *nicht* wis-

sen; es muß einen geben, der einen Schlüssel für *beide* Schreine besitzt, denn sonst hätten die Schlüssel gar nicht erst in die Schreine eingeschlossen werden können; es muß den Künstler Escher geben, der die beiden „sich selbst“ zeichnenden Hände gezeichnet hat. In der Geschichte vom Bräutigam und der Braut ist diese dritte Instanz zugegen – es ist der rätselhafte, nichtalternde Begleiter. Im „Gauklermärchen“ fehlt sie zunächst – des Rätsels Lösung lautet: „Wir beide sind die Schreine – sie und ich.“

Also der verzauberte Prinz und seine Geliebte – darüber hinaus gibt es nichts. Die Sätze, die Schreine, die Liebenden verweisen nur aufeinander. Sie bilden einen geschlossenen Kreislauf, der sich jeder möglichen Entwicklung oder Geschichte verweigert und außerhalb aller Zeitlichkeit erstarrt.

Solche Motive der Umkehrung, der Spiegelung, der Selbstaufhebung finden sich bei Ende zuhauf, auch schon in den scheinbar unverdächtigen „Jim Knopf“-Büchern: Der „Scheinriese“ Herr Tur Tur, der mit zunehmender Entfernung des Betrachters größer statt kleiner erscheint, ist eine Spiegelung, ein Gegenbild zur realen Welt, von der es allerdings streng nach dem Muster der Umkehrung abgeleitet ist. Wo etwas „in Wirklichkeit“ kleiner wird, muß es bei Ende größer werden; wo jemand „in Wirklichkeit“ trinkt, um betrunken zu werden, trinkt er sich bei Ende „nüchtern“; wo man „in Wirklichkeit“ ans Ziel kommt, wenn man sich schnell auf es zubewegt, muß man sich bei Ende vom Ziel entfernen, um es zu erreichen. Die Wirklichkeit ist unvollständig, sie verlangt nach einem Komplement, um ganz zu werden. „Ganz“ ist hier das entscheidende Wort, denn Michael Endes „phantastische“ Ergänzungen sind nicht etwa Spiele freier Phantasie, wirklich radikale Alternativen zum bloßen Bestehenden, sondern eher Doppelungen des Bestehenden mit umgekehrtem Vorzeichen. Nichts ist „ganz“, solange es nicht auch sein Gegenteil enthält. Die Struktur erinnert an die Paradoxa und Spiegelwelten des viktorianischen Mathematikprofessors Charles Lutwidge Dodgson, der in seiner zweiten Existenz als Lewis Carroll wissenschaftliche Strenge und bürgerlichen *Common sense* auf den Kopf stellte und sein brüchiges Ich mit Hilfe dieser Arbeitsteilung stabilisierte. Sie erinnert aber auch an die ambivalente Welt der Romane des Amerikaners Henry James, in denen der Kritiker Ralf Norrman den Chiasmus als vorherrschendes Prinzip ausgemacht hat:

„Der Chiantiker meint, jede gegebene Aussage durch ihre eigene Umkehrung komplementieren zu müssen – nur so kann er Symmetrie herstellen. ... Das chiantische Universum ist in sich selbst geschlossen, es genügt sich selbst, schafft sich selbst und perpetuiert sich aus eigener Kraft. Die beiden Hälften eines Chiasmus sind wechselseitige Umkehrungen, Spiegelbilder ihrer selbst ... Daher ist der Chiasmus ein für narzißtische Menschen typisches Phänomen, die mit ihren Beziehungen zur Außenwelt und zu anderen Menschen Probleme haben und im anderen zuallererst eine Spiegelung ihrer selbst erblicken möchten.“ Für Michael Ende gibt es daher nichts Schlimmeres – aber auch nichts Reizvollereres – als einen leeren Spiegel. Die Abwesenheit des Komplements, die Enttäuschung des Wunsches, sich im anderen spiegeln zu können, erinnert an die Unterschiedlichkeit der Welt, erinnert an Identität, erinnert daran, daß A niemals gleich B sein kann. Der leere Spiegel ist entweder die Vorstufe der Vervollkommenung – dann wird er irgendwann ein Bild zei-

gen; oder Zeichen der Auflösung und Zerstörung – wenn er leer bleibt und damit gar nicht mehr Spiegel sein kann. Die böse Spinne im erwähnten „Gauklermärchen“ verschluckt ihr eigenes Spiegelbild und stürzt damit ins Nichts – der Spiegel bleibt leer, weil er nur reproduziert. Ein solcher Spiegel ist auch die Fata Morgana der Lokomotive Emma, die sich in dem Moment in nichts auflöst, da Wirklichkeit und Spiegelung drohen, eins zu werden. So paradox es klingt: Unterschiede sind bei Michael Ende nur dann zulässig, wenn sie als Spiegelungen auftreten – und damit praktisch aufgehoben sind. In einem anderen Text aus der Sammlung „Der Spiegel im Spiegel“ wird dies exemplarisch vorgeführt. Ein Reisender gerät in ein fernöstliches Spiegelkabinett, das ihm seine eigene Gedanken- und Vorstellungstätigkeit vor Augen führt. Er blickt in drei runde Scheiben mit verschiedenen Bildszenen und gerät schließlich an eine vierte Scheibe, die leer ist:

„Der Reisende betrachtete sie dennoch mit der gleichen Aufmerksamkeit, die er den ... vorigen gewidmet hatte, doch war das einzige, was er nach geraumer Weile gewahrte, ein nicht näher zu beschreibendes ruhendes Wechseln, etwa so, als steige und falle Rauch in sich selber. Zugleich überkam ihn eine gewisse Bangigkeit, denn er fühlte, daß gerade jene neu in ihm erwachte Kraft von der Leere dieses Bildes eingesaugt wurde, daß sie wie in einen bodenlosen Abgrund wirbelte, ohne irgend etwas zu bewirken.“

Der Reisende wartet auf ein Bild, doch es geschieht nichts. Statt dessen gerät er in den Strudel der Selbstreferentialität – er spürt zwar Bewegung, doch er kann nicht erkennen, *was* sich da bewegt; er nimmt ein Wechseln wahr, doch es ist ein „ruhendes Wechseln“, das sich selbst aufhebt, „ohne irgend etwas zu bewirken“. Und wir können wieder Ralf Norrman über Henry James zitieren: „In einer chiantischen Welt gibt es nur *Relationen* – nichts existiert für sich allein, absolut.“

Deshalb darf der Reisende nicht wünschen, etwas zu sehen, das ihm als ein anderes gegenübersteht – er muß *wunschlos* glücklich sein, muß den Gedanken des Unterschieds vergessen. Dies lehrt ihn seine Begleiterin: „Nichts wünschen heißt, keine Unterschiede machen. Keine Unterschiede machen heißt, das Unsichtbare schauen und das Schweigende vernehmen.“

Auch hier also besteht die Seligkeit im Paradoxon. Wer den Widerspruch nicht aushält oder aushalten will, wer genauer nachfragt, wie denn Schweigendes gehört werden könnte, disqualifiziert sich als Bewohner der Welt Michael Endes: Er will offensichtlich *wissen* und muß daher auf Unterscheidungen bestehen, muß das Auseinanderfallen von Welt und erkennendem Subjekt gutheißen. Für Ende jedoch zählt allein das ununterschiedene Sein, in dem Selbst und Welt eins sind. Nur wer im Widerspruch lebt, kann sich selbst nicht widersprechen.

Deshalb liegen in dieser Welt Sein und Nichts, Glück und Zerstörung dicht beieinander. Schon im ersten „Jim Knopf“-Buch kann man lesen, wie Selbstreferentialität in Gestalt der unendlichen Wiederholung des immer Gleichen zur Zerstörung ihrer eigenen Grundlage führt. Das „Tal der Dämmerung“ stellt eine solche selbstreferentielle Struktur vor:

„Die Felsenwände standen nämlich so, daß der Schall immer im Zickzack hin und her geworfen wurde und nicht aus dem engen Tal hinauskonnte.

Wenn das Echo von einem Ende der Schlucht zum anderen gelangt war, konnte es nicht ins Freie entwischen, sondern es mußte umkehren. Es kam zu seinem Ausgangspunkt zurück, und hier mußte es wieder umkehren, und so ging es immerfort hin und her von einem Ende zum anderen.“

Wir kommt man hier heraus? Nur durch Selbstzerstörung der Struktur aufgrund ihres eigenen Prinzips: Der ins Unvorstellbare gesteigerte Lärm der Lokomotive Emma bringt das Gebäude des Tals schließlich zum Einsturz. Auf ähnliche Weise wird in der „Unendlichen Geschichte“ das Land „Phantásien“ zerstört: Um den Retter des vom Nichts bedrohten Landes, den Leser Bastian, herbeizurufen, läßt die Kindliche Kaiserin die Unendliche Geschichte von neuem erzählen. Das bedeutet, daß die Erzählung mit jeder Wiederholung an immer dasselbe Ende gelangt, das zugleich wieder ihren Anfang darstellt. Sie tritt auf der Stelle. Ein Wort des Lesers Bastian bringt diese endlose Einbettung des Textes in sich selbst schließlich zum Halt, doch damit hört auch das Land Phantásien auf zu existieren. Es herrscht das Dunkel der Schöpfung – nichts existiert außer einer Relation: „Ich bin bei dir, und du bist bei mir.“

Nur können sich die beiden Relata – der Junge Bastian und die Kindliche Kaiserin – nicht sehen: „Was zeigt ein Spiegel, der sich in einem Spiegel spiegelt?“ hatte der mythische Chronist der Unendlichen Geschichte die Kaiserin vor ihrer Entscheidung gefragt. Wieder sind die Spiegel leer – allein Worte werden gewechselt.

Selbstreferentialität trägt also bei Michael Ende ein Janusgesicht: sie schafft durch die ewige Wiederkehr des immer Gleichen eine Sehnsucht nach Ende, nach Auflösung, deren Erfüllung jedoch neuen Beginn bedeutet. Ohne Zerstörung kann es keine Schöpfung geben. Ja mehr noch – Schöpfung ist auf die Zerstörung dessen, was ist, geradezu angewiesen.

An dieser Stelle berühren sich die Phantasien Endes mit traditionellen Endzeitvisionen. Schon für den Propheten Jesaja war das Ende – die „letzte Zeit“ – Abrechnung mit verkehrten Verhältnissen:

„Weh denen, die Böses gut und Gutes böse heißen, die aus Finsternis Licht und aus Licht Finsternis machen, die aus sauer süß und aus süß sauer machen!“

Die Gegensätze müssen bleiben, werden bleiben. Doch was auf welcher Seite steht, ist längst egal: Gott selbst – im Notfall sein Nachfolger – wird entscheiden, welche Seiten welche sind: „Es wird zur letzten Zeit der Berg, da des Herrn Haus ist, fest stehen, höher denn alle Berge . . .“

Es bedarf einer einzigen, gültigen, einer letzten Stimme, die Untergang von Neubeginn scheidet. Für Jesaja ist dies der Gott Israels, der seinem Volk „einen neuen Himmel und eine neue Erde“ verheißt – „gerade so“, wie es ein Kommentator dieser Prophetie, Heiner Boehncke, ausdrückt, „als erweise sich seine Rettungsgüte in der Vernichtungspotenz gegenüber allen anderen Völkern und Lebewesen“.

Für Michael Ende ist diese letzte Instanz der *Name*, der aus dem schlechten Seienden ein gutes Wird-Sein macht. Wer den richtigen Namen weiß und ihn ausspricht, zerstört, was ist, und schafft die Voraussetzung für einen neuen Anfang. Der Name – das Wort – bestimmt die Gegensätze neu und entschei-

det, was auf welcher Seite steht. Der Leser Bastian gibt der Kindlichen Kaiserin den neuen Namen „Mondenkind“ und zerstört damit jenes Phantásien, das eh dem Untergang geweiht war. Sein – Bastians – Wort ist der Beginn einer neuen Welt und markiert das Ende einer alten. Das Wort wird Wirklichkeit. „Phantásien wird aus deinen Wünschen neu entstehen“, verspricht Mondenkind dem Schöpfer ihres Namens – fast so wie im dritten Akt von Wagner’s „Walküre“ Siegfried- und Erlösungsmotiv der schwangeren Sieglinde zugleich Zukunft und Untergang verheißen:

„den Namen nehm’ er von mir –

„Siegfried‘ erfreu’ sich des Siegs!“

Siegfried aber stirbt, und die Wahlhalla-Welt geht unter – unter den Klängen des Erlösungsmotivs. Die Schlußtakte der Wagnerschen „Götterdämmerung“ feiern in der Erlösung von der alten eine neue Welt. Dieser Vergleich mag zunächst abwegig erscheinen, doch was Michael Ende im schon erwähnten Gespräch mit Erhard Eppler sagt, paßt durchaus in den Kontext apokalyptischer Heilserwartungen:

„Wenn man – das ist eigentlich mein Wunschtraum – das berühmte ‚Zauberwort‘ finden könnte, mit dem ‚die Welt zu klingen anhebt‘, das heißt, wenn es jetzt gelänge, das beim Namen zu nennen, was sich da vorbereitet, dann kann man in sehr kurzer Zeit die gesamte Situation, und nicht nur die in der Bundesrepublik, in etwas ganz Neues und etwas ganz anderes wenden.“

Diesem Wunschtraum – daß der richtige Name die Welt von ihren Widersprüchen erlösen würde – jagt Ende in seinen Büchern immer wieder nach. Schon Jim Knopf ist das Kind, das „das Ungleiche grade macht“, indem es der „Wilden 13“ einen neuen Namen gibt: Die „Zwölf Unbesiegbaren“ heißen die Piraten, nachdem sie besiegt sind und sich herausgestellt hat, daß sie einem Kategorienfehler aufgesessen waren: „Zwölf und ein Hauptmann, das macht doch 13!“ – Nur war der Hauptmann selbst einer unter Zwölfen, so daß nur ein Dreizehnter, eine Instanz außerhalb, ein „Berg höher denn alle Berge“, eben das Kind Jim Knopf die wahre Zahl feststellen konnte. Jim stiehlt den Stern des Hauptmanns und beraubt damit die Piraten ihres Zentrums. Er macht sich selbst zum Namensgeber. Von nun an tragen alle Piraten individuelle Namen, die sie unterscheidbar machen. Zugleich bestätigt der Akt der Namensgebung Jim Knopf als Herrn und Schöpfer einer neuen Welt. Das „Land, das nicht sein darf“, die Heimat der ehemals „Wilden 13“, geht mit dem Namen seiner Bewohner unter und läßt das eigentliche Reich Jims (nunmehr „Prinz Myrrhen“) aus den Fluten steigen. Die Korrektur des falschen Worts, der neue Name schafft die richtige Welt. Auch der Junge Bastian schafft in der „Unendlichen Geschichte“ ein neues Phantásien, indem er der zeit- und körperlosen Herrscherin einen neuen Namen gibt. In einem Text der Sammlung „Der Spiegel im Spiegel“ wird von einem *Ununterbrochenen Schauspiel* berichtet, das einst die Welt zusammenhielt. Auf die Frage, warum sie aufgehört haben, dieses Stück zu spielen, antworten die Schauspieler:

„Es war ein großes Unglück geschehen . . . Eines Tages bemerkten wir, daß uns ein Wort fehlt. . . ohne dieses Wort könnten wir nicht mehr weiterspielen, weil alles keinen Sinn mehr ergab. Es war das eine Wort, durch das alles

mit allem zusammenhängt ... (D)e Welt (besteht) nur noch aus Bruchstücken, von denen keines mehr mit dem anderen etwas zu tun hat. Das ist so, seit uns das Wort abhanden gekommen ist.“

Das Wort: das ist letztlich der Name Gottes, in dem die Welt der Dinge ausgesprochen und real geworden ist. Menschliches Sprechen kann das, was es meint, nur unter der Voraussetzung dieses Namens treffen, der – wie Gershom Scholem sagt – „zwar *angesprochen*, aber nicht *ausgesprochen* werden“ kann. Denn würde er von Menschen ausgesprochen, bedeutete er nichts mehr:

„In dieser reinen Sprache, die nichts mehr meint und nichts mehr ausdrückt, sondern als ausdrucksloses und schöpferisches Wort das in allen Sprachen Gemeinte ist, trifft endlich alle Mitteilung, aller Sinn und alle Intention auf eine Schicht, in der sie zu erlöschen bestimmt sind.“

So beschreibt Walter Benjamin das Sprachverständnis der jüdisch-kabbalistischen Tradition. Und eben diesem Erlöschen von Mitteilung und Sinn in einer „reinen Sprache“, in einem „Zauberwort“ gilt Michael Endes paradoxe Sehnsucht. Er, Ende, will das Wort sagen, den Namen aussprechen können, der nur *angesprochen* werden kann. Er möchte Herrscher über jenes Nichts sein, das die Kabbalisten *En-Soph* nannten: das Absolute, Unendliche, das Unbedingte, das das Bedingte erst ermöglicht. Sein Ziel ist die Schöpfung aus Nichts. Um Schöpfung möglich zu machen, muß dieses Nichts aufgesucht werden, wieder und immer wieder. Die böse Spinne im „Gauklermärchen“ hat recht, wenn sie erkennt, daß die beiden Schreine, die jeweils den Schlüssel zum anderen enthalten, *nichts* enthalten:

„Und deine Schreine – wenn es selbst so wär“ –

„Wozu sie schließlich öffnen? Sie sind leer!“

Doch genau in dieser Leere, dort, „wo du das Nichts erblickst“, sieht Ende „eine Kraft,

Die aus sich selbst – sich und die Welt erschafft.“

Im Nichts ruht die Kraft, Welten zu schaffen. Die rätselhaften Begleiter, die Kinder, die Instanzen der Endeschen Welt sind daher immer auch selbstlose Wesen, Menschen jenseits jeder Identität. „Am Ende wird er niemand sein“ kommentiert ein Straßenkehrer die Agonie eines Astronauten, der das Letzte geschaut und jede Sehnsucht verloren hat. Und das Mädchen, das den Reisenden mit seiner eigenen Vorstellungstätigkeit konfrontiert hat, antwortet auf die Frage, warum auch *sie* die Musik seines Inneren hören kann: „Ich ... bin niemand.“

Niemand zu sein heißt, sich der Anstrengung der Identität und den Widersprüchen der menschlichen Existenz zu entziehen. Hinter der Sehnsucht nach dem schöpferischen Nichts, nach dem Namen, der selbst nichts bedeutet und doch Bedeutung schafft, verbirgt sich eine Verweigerung dem Leben gegenüber. Das Leben wird geopfert, um einer neuen Schöpfung Platz zu machen, und erfüllt sich in diesem Verzicht. Vollkommen ist das Leben dann, wenn es den Verzicht auf sich selbst von Anfang an enthält. In einem der eindrucksvollsten Texte aus dem „Spiegel im Spiegel“ wird die Geschichte eines Herrschers erzählt, der unter den Grundstein seines Palastes ein Nest von Termiten setzt. Als der Bau nach Jahrzehnten endlich fertiggestellt ist, haben auch

die Termiten ihr Werk vollendet: Mit dem Schlüßstein bricht alles zusammen. Doch das Gesicht des toten Herrschers zeigte – so die Legende – „ein glückliches Lächeln“. Der, dem diese Geschichte erzählt wird, ist ein Diktator, der nicht sterben kann, weil er selbst derjenige geworden ist, den er bekämpfen wollte. Ihm stehen keine Termiten zur Seite. Wie ist ihm zu helfen? „Du kannst nicht sterben, aber du kannst ungeboren werden.“ Und genau das geschieht. Der Diktator wird zum Jüngling, zum Kind, zum Säugling und verschwindet schließlich im Schoß der Erde.

So stehen am Ende der Phantasien Michael Endes nur Negativbilder: Heimkehr in den Mutterleib, Entindividualisierung, Rücknahme der Schöpfung. Das oft verkündete poetische Programm des Autors, „die äußeren Bilder unserer heutigen Welt in Innenbilder zu verwandeln“, offenbart eine Innenwelt, die ohne jede Entwicklung ist; ohne Geschichte, ohne Substanz. Der ursprüngliche Entschluß, nicht einverstanden zu sein mit dem, was ist, muß zurück auf einen Zustand führen, in dem noch alles *möglich* ist. Hier, in der Möglichkeit, findet Ende seine Welt. Doch eine Welt des Möglichen muß – soll sie Bestand haben – gleichzeitig die *Unmöglichkeit* ihrer Verwirklichung zum Prinzip haben, wie anders ließe sich Möglichkeit bewahren? Verwirklichung wäre gleichbedeutend mit eben jener Verstrickung in die „Kausalitätskette“ des Seienden, die für Ende des Menschen unwürdig ist; sie wäre gleichbedeutend mit Geschichte, mit unwiderruflicher Veränderung in der Zeit, mit dem, was Walter Benjamin den „Schuldzusammenhang des Lebendigen“ genannt hat. Ist die Welt nur noch wirklich, hat sie auch die Erinnerung an ihren Anfang verloren – ein Verlust, den niemand hinnehmen kann, der mit dem, was bloß *ist*, nicht einverstanden sein will.

„Kein Sein ist vollkommen, jedes ist seiner Natur nach gebrochen und unvollkommen. Aus der immer wieder erneuten Berührung mit dem Nichts stammt die immerwährende Schöpfung, das immer erneute Wunder des Anfangs.“

So beschreibt Gershom Scholem die Weltsicht der Kabbalisten. Ende versucht, sich dieser Tradition zu bedienen. Die „immerwährende Schöpfung“ ist – wie die „Unendliche Geschichte“ – an die „immer wieder erneute Berührung mit dem Nichts“ geknüpft, an die Frage, die die Antwort überlebt. Aus diesem Grund zeigen seine Bilder nicht eine Wirklichkeit, sondern die Struktur ihrer Rücknahme, ihrer Umkehrung, ihrer selbstreflexiven Verschlingung. Zwei Schlangen, die sich gegenseitig in den Schwanz beißen, stellen in der „Unendlichen Geschichte“ das Tor zur Realität dar: „... indem sie sich gegenseitig fesselten, hüteten sie zugleich das Wasser des Lebens.“

Doch was ist das für ein Leben, das durch eine solche Fesselung gehütet werden muß? – Für Ende offensichtlich ein Leben der Gefahr, der Offenheit nach vorn, ein Realitätspotential in der Zeit, das gebändigt werden muß. Vor diesem Leben steht er gebannt – wie vor den Schlangen, die im Anfang das Ende vorwegnehmen. Er verzichtet auf die Freiheit, die er so oft beschwört. Er zieht es vor, „niemand“ zu sein. Er schöpft aus dem Leeren.

Gisela Elsner Die Dressurleistungen schreibender Leisetreter

Über Jetset-Journal-Literatur

Die Herausgeber und die Redakteure der Jetset-Journale, zu denen unter anderem ESQUIRE, HARPER'S BAZAAR, MADAME und der NEW YORKER zählen, haben es weiß Gott nicht leicht. Es fällt ihnen nämlich keineswegs nur die Aufgabe zu, den Koryphäen aus Handel, Banken und Industrie Ratschläge zu erteilen, wie sie ihr überflüssiges Geld, statt es bloß blindwütig zu vergeuden, auf eine furoremachend extravagante Weise zum Fenster hinauswerfen können. Obendrein obliegt diesen Herausgebern und Redakteuren auch noch die Fron, der Großbourgeoisie, die seit dem Antritt ihrer Herrschaft eine ungute Neigung gezeigt hat, in eine steinzeitliche Verrohung zurückzufallen, außer Lebensart und Geschmack eine Halbbildung einzutrichtern, die vermutlich schon manch einen zeitgenössischen Krösus davor bewahrt hat, sich bei einer High-Society-Party mit der Frage, ob Baudelaire der Erfinder der Dampfmaschine gewesen sei, ein Armutszeugnis auszustellen. Daß die Herausgeber und Redakteure der Jetset-Journale von Resignationsanfällen nicht verschont bleiben, verraten zumal die der Halbbildung vorbehaltenden Seiten ihrer Journale. Ja, wer sich in die Kulturteile dieser Jetset-Journale vertieft, kann sich sogar des Eindrucks nicht erwehren, daß deren Herausgeber mittlerweile vor der bitteren Erkenntnis kapituliert haben, daß es die internationale Hautevolee ganz und gar nicht ungern sieht, wenn mit der Kultur ein wenig Schindluder getrieben wird.

Zwar faßt man den renommierten Filmregisseur Federico Fellini, der da in einem in HARPER'S BAZAAR publizierten Interview wehklagt: „Mein Kopf ist leer, mehr als leer“, gleichermaßen mit Samthandschuhen an wie den offenkundig ebenfalls unter Kopfesleere leidenden bulgarischen Verpackungskünstler Christo Jaracheff, dessen Absicht, den Berliner Reichstag zu verpacken, um dessen „wahre Gestalt zu enthüllen“, vom Veto der Bundesregierung vereitelt wurde. Was hingegen Pablo Picasso betrifft, so müssen dessen Werke mehr und mehr vor den Duftwolken des Parfüms zurückweichen, das seine Tochter Paloma „creiert“ hat. Daß auch Dichter wie Charles Dickens, Honoré de Balzac und Marcel Proust nicht ihrer Werke, sondern allein des Unmuts wegen, den sie beim Trinkgeldgeben empfanden, von der HARPER'S-BAZAAR-Redaktion einer Erwähnung für wert erachtet werden, versteht sich fast von selbst. Schließlich müssen es sich sogar die Paukerpoeten Goethe und Schiller gefallen lassen, daß sie in MADAME in einer Spalte über die „Ewige Jugend“ gemeinsam mit keiner anderen als Coco Chanel zitiert werden.

Der brutalste Tritt wird allerdings Gustave Flaubert von dem Aufsteiger-Journal LUI verpaßt, in dessen Januar-86-Ausgabe der Roman MADAME BOVARY als Vorlage für eine Masturbationsvorlage herzuhalten hat. Unter dem Untertitel: EIN MODERNER FOTOGRAF ZEIGT, WAS SICH DER FRANZÖSISCHE MEISTER NUR DENKEN KONNTE, stellt in einer

Farbphotoserie ein kälisch unbedarfte dreinblickendes Nackedei mit punkhaft zubergestehendem Kopfhaar und fesch zurechtfrisierten Schamhaaren in den bekannten Standardposen das nach, was sich Flaubert angeblich gedacht haben soll.

Um einer solchen Verhakstückerei zu entgehen, bedarf ein Schriftsteller offenkundig anderer Qualitäten als Dickens, Balzac, Proust oder Flaubert. Der Autor Pavel Kohout, der sich im Gegensatz zu den genannten Dichtern rühmen darf, ein waschechter Dissident zu sein, wird beispielsweise von der HARPER'S-BAZAAR-Redaktion förmlich auf Händen getragen. Nicht genug, daß man seiner Erzählung STILLE NACHT die Ehre erweist, sie von den profanen Cosmetic News durch eine erbauungsfördernde Farbphotoserie mit idyllischen Aufnahmen der Stadt Prag abzugrenzen. Wie einen Stoßtrupp schickt man Kohouts Erzählung auch noch die geradezu vor Pathos triefenden Worte des tschechischen Literaturnobelpreisträgers Jaroslav Seifert voraus, der da meint: „Wenn immer ich auf Prag schaue ... wende ich mein Sinnen zu Gott ...“

Der geballten Massivität einer derartigen Innerlichkeit kann allerdings die Erzählung Pavel Kohouts schon deshalb nicht standhalten, weil sie von nichts Trivialerem als einem Gynäkologen, Kenner und Schätzer des weiblichen Unterleibs handelt, der, nicht um sein Sinnen zu Gott zu wenden, zur tschechischen Metropole aufbricht. Weil Pavel Kohouts Held lediglich eines preisgünstigen Beischlafs halber nach Prag reist, beschränkt sich die Botschaft der Erzählung, der von der HARPER'S-BAZAAR-Redaktion so weithvoll der Weg bereitet wurde, auf den eher stammtischgerechten als literaturauglichen Fingerzeig, daß man hinter dem Eisernen Vorhang weitaus wohlfeiler zu einem Koitus mit einem Schuß sozialistischer Gratisliebe kommen kann, als durch jene strapaziösen Orgasmusflüge nach Thailand, die Hinz und Kunz noch immer, geduckt unter der Knute eines selbstaufgerlegten Amüsierzwangs, auf sich nehmen.

Ebenso aufklärungsfeindlich und antididaktisch wie die Einstellung Pavel Kohouts, der da meint: „Ich verstehe mein Schreiben nicht als eine Befugnis, andere zu erziehen, sondern als ein Geschenk des Schicksals, das mir mein eigenes Leben besser überleben hilft“, ist die Haltung von Siegfried Lenz: seinem Beruf gegenüber.

„Schreiben ist für mich eine Art Selbstbefragung, und in diesem Sinne versuche ich, auf gewisse Herausforderungen mit meinen Möglichkeiten zu antworten“, erklärt der gebürtige Ostpreuße, dessen Name in MADAME „hochkarätig“ genannt wird, der Redaktion von HARPER'S BAZAAR, die ihm nicht nur nachsagt, daß er „zu den Großen Vier der anspruchsvollen deutschen Gegenwartsliteratur“ zähle. Die Zeitschrift gibt Siegfried Lenz durch den Abdruck seiner Erzählung EIN AUSTRALISCHER SEHNSUCHTSVÖGEL obendrein Gelegenheit, der Welt zu demonstrieren, was unter anspruchsvoller deutscher Gegenwartsliteratur zu verstehen ist.

Allerdings hat der Leser bei der Lektüre dieser Erzählung einige geistige Hürden zu überwinden. Zum einen muß er es stillschweigend hinnehmen, daß sich Siegfried Lenz nach wie vor für die mit Abstand attraktivste Hauptfigur seiner Prosawerke zu halten scheint. Zum anderen muß sich der Leser damit

abfinden, daß Siegfried Lenz auf die Einladung zu sieben Dichterlesungen an sieben australischen Universitäten wie ein Möchtegern-Marco-Polo reagiert. Aber selbst wenn der Leser zu derartigen Konzessionen bereit ist, kann er sich in Anbetracht der an ein Selbstverhör grenzenden Selbstbefragung, mit der Siegfried Lenz seine Erzählung startet, des Eindrucks nicht erwehren, daß sich der Autor mit dem hochkarätigen Namen wie ein Schaf vom Leithammel von der Binsenweisheit WAS ICH NICHT WEISS, MACHT MICH NICHT HEISS gängeln läßt.

„Was würde mir dort unten am ehesten helfen? Politische Kenntnisse? ... Mineralogische? Klimatologische? ... Und ist es nicht überhaupt ratsamer, ohne wohlfeiles Vorwissen zu reisen, nur mit der Bereitschaft, sich entgeistern ... zu lassen“, fragt sich Siegfried Lenz augenscheinlich in der unverbrüchlichen Überzeugung, daß er über hinlänglich viel Geist verfüge, um es sich leisten zu können, sich entgeistern zu lassen, ehe er beschließt, „ohne taktisches Wissensgepäck“ zu reisen.

Trotz seiner Wissensphobie widerfährt dem Autor jedoch das Malheur, daß ihm „im letzten Augenblick“ das „Wissen zugespielt“ wird, daß es in Australien einen Vogel namens Kukkaburra gibt, der in ein menschlich anmutendes Gelächter auszubrechen vermag. Welche „Zwänge“ bereits von „einem so beiläufigen Wissen ausgehen können“, müht sich der Autor zwar dem Leser einzureden, der recht rasch keinen Zweifel mehr darüber hegt, daß Siegfried Lenz, gesetzt den Fall, er wäre Adam gewesen, ganz gewiß nicht in den Apfel vom Baum der Erkenntnis gebissen hätte. Doch obwohl der Autor eine „gegenseitige Sympathieerklärung durch Gelächter“ mit dem Kukkaburra anpeilt, sucht er so halbherzig nach dem zum Lachen befähigten Vogel, daß von Zwängen keine Rede sein kann. Ein arg lädiertes Kukkaburrapärchen muß er allerdings dennoch am Ende in einem „Zoo der Traurigkeit“ schon insofern finden, als ihm dieses Kukkaburrapärchen zu der Enttäuschung verhilft, die er bitter nötig hat, um seine Wissensphobie zu sanktionieren.

„Diese Vögel hatten wirklich nichts zu lachen“, lautet die trostlose Pointe der Erzählung, die so seichtsinnig ist, daß sie nicht einmal die 1954 verstorbene Schnulzenveteranin Sidonie-Gabrielle Colette zu überbieten vermag.

Obwohl es sich bei der in MADAME publizierten Colette-Story DIE HÜNDIN tatsächlich um eine Hündin handelt, ist die Unterhaltungsschreibe der Colette keineswegs so rettungslos auf den Hund gekommen, wie die Dichtkunst des Siegfried Lenz. Statt sich wie der Autor mit dem hochkarätigen Namen hinter dem Damm einer preußisch militanten Ignoranz zu verschanzen, zieht es die Colette vor, stets die Klügere zu sein. In ihrer Story führt zwar eine Hündin den Geliebten ihrer unauffindbaren Herrin, so als wollte sie ihm verraten, wo ihn sein Herzensschatz betrügt, zu einem verdächtig anheimelnden Häuschen. Weil der besagte Geliebte jedoch, vor diesem Häuschen angelangt, davor zurückschreckt, der Angelegenheit auf den Grund zu gehen, tappt auch der Leser, von der Colette mit den der Hündin zugesuchten Wörtern: „Deine Seele ... deine Hundeseele ... deine schöne Seele ...“ im Stich gelassen, im Hinblick auf die Treue oder Treulosigkeit der Geliebten am Ende der auf eine prätentiöse Weise belanglosen Story im Dunkeln.

Nicht anders als die Colette, scheinen mittlerweile auch zahlreiche jüngere

Jetset-Journal-Story-Verfasser erkannt zu haben, daß sie ihre Elaborate lediglich, indem sie dem Leser die einzigen wesentlichen Informationen vorenthalten, vom Odium der rudimentärsten Plattheit bereinigen können. Allerdings zeichnet sich dieser antiaufklärerische Trend, der eine wachsende Nachfrage nach Eintrübungs- und Vernebelungsliteratur mit sich bringt, nicht nur in den Jetset-Journalen ab. Auch in Aufsteiger-Journalen wie LUI oder PLAYBOY ist es gang und gäbe, daß der Leser, statt unterrichtet, unterhalten oder erbaut zu werden, von den Story-Verfassern auf teufelkommraus genasführt wird.

Ein Paradebeispiel für einen von diesen despotischen Erzählern ist der Autor des Bestsellers E.T. – DER AUSSERIRDISCHE, nämlich William Kotzwinkle, von dem das immer wieder in die Niederungen geratende Aufsteiger-Journal LUI eine Erzählung mit dem Titel DER LETZTE BAUCHTANZ veröffentlicht hat, in der ein Sultan, dessen Sklavin eine von einem Kamel treiber und von einem reichen Kaufmann begehrte Bauchtänzerin ist, erst von dem Kamel treiber im Verlauf eines regelrechten Blutbads niedergemetzelt wird, um gleich darauf kraft einer ex cathedra verkündeten Erklärung des Autors, daß das Blutbad bloß ein Traum des Kamel treibers gewesen sei, von den Toten aufzuerstehen, nur damit er, ehe ihm der reiche Kaufmann die Bauchtänzerin abkaufen kann, imstande ist, nochmals halsüberkopf zu sterben.

„Man findet sieben Stufen auf dem Weg zum Großen Geist ... Ich glaube, ich bin höchstens auf der ersten angelangt“, erklärt der sich hauptsächlich von Sojabohnen ernährende Autor, dem man nur wünschen kann, daß er auf seinem Weg zum Großen Geist niemals die siebte Stufe erreichen wird.

Nach der Lektüre seiner von einem chaotischen Stupor geprägten Story empfindet man die im NEW YORKER publizierte Erzählung EFEU IM KAMIN, die der amerikanische Autor James Wilcox verfaßt hat, als wahres Lab sal. Denn das einzige Problem der Mehrzahl der Jetset-Journal-Story-Verfasser, das darin besteht, etwas notorisch Unproblematisches zu problematisieren, um es am Ende wieder in das Nichts, das es von vornherein war, aufzulösen, existiert für James Wilcox nicht. Was er in seiner Erzählung schildert, ist die Agonie des Familiengeistes im amerikanischen Mittelstandsmilieu. Mit einer glanzvollen Perfidie entlarvt er etappenweise eine Christfestfeier, bei der die wie Rekruten angetretenen einzelnen Familienmitglieder im Schweiße ihres Angesichts mit knapper Not zu verhüten wissen, daß das Fest der Liebe zu einer Orgie des Hasses ausartet.

Doch obwohl der NEW YORKER zu den Jetset-Journalen zählte, die zwischen den zwanziger und den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts unter anderem durch die Abdrucke der Erzählungen von Sinclair Lewis, William Faulkner und Ernest Hemingway die internationale Hautevolee in kultureller Hinsicht auf Vordermann zu bringen suchten, haben Stories wie die von James Wilcox mittlerweile auch im NEW YORKER Seltenheitscharakter. An der Tagesordnung sind die larmoyanten Ergüsse anämischer Poeten, von denen dem einen eine Ente anbetenswert erscheint, ein anderer die räudige Erkenntnis, daß der Rückzug des Individuums in sein ureigenstes Ich dessen Rettung sei, nicht für sich behalten zu können meint und ein dritter mit der

ausgeleerten Erleuchtung, daß die Kreatürlichkeit des Individuums dessen Wiedergeburt als ein Teil des Ganzen garantire, hausieren geht. Während im NEW YORKER eine nostalgische Wehleidigkeit vorherrscht, macht sich in dem amerikanischen Jetset-Journal ESQUIRE eine Kampfeswütigkeit breit, von der sich selbst die Springer-Presse eine Scheibe abschneiden kann. Noch ehe man die von dem Kriegsveteranen Tobias Wolff verfaßte Story SOLDATEN-FREUDEN gelesen hat, bieten einem bereits die Inserate in ESQUIRE, auf denen hauptsächlich vor Manneskraft strotzende, Lassos schwingende oder Gewichte stemmende Mordkerle mit einem stahlharten Blick zu sehen sind, die wie geschaffen dazu wirken, der Welt zu zeigen, was eine Harke ist, einen galligen Vorgeschmack des Geistes, der die Herausgeber von ESQUIRE umtreibt.

Auch der Verfasser der erwähnten Story, deren Akteure Soldaten sind, die sich gegenseitig mit Fäkalausdrücken wie Fickvisage anraunzen, ist alles andere als ein Schlappschwanz. Vielmehr haut der schriftstellernde Kriegsveteran Tobias Wolff gehörig auf die Pauke, indem er die um sich greifende Demoralisierung einer US-Kompanie schildert, die nicht etwa an Kriegsmüdigkeit krankt. Schuld am langsam Versinken der Truppe im Sumpf des Defätsismus und des Lebensekels ist, wenn man dem Autor glauben will, ausschließlich der paralysierende Frieden, der die Soldaten, denen das Bombardieren, Massakrieren, Brandstiften, Plündern, Vergewaltigen und Verseuchen versagt ist, an den Rand der Verzweiflung treibt. Den Schilderungen des Verfassers zufolge scheint der Frieden um so mörderischer zu werden, je länger er anhält.

Unter den offenkundig ausschließlich psychischen Verheerungen, die der Frieden anzurichten vermag, leidet zumal der Kompanie-Koch dermaßen, daß er keine andere Wahl sieht, als sich, um dem Frieden zu entrinnen, zu erschießen. Ein wacheschiebender Kamerad, der den Koch zwar von seinen Selbstmordabsichten abzubringen trachtet, bekundet dennoch vollstes Verständnis für die dem Leser reichlich unbegreifliche Verzweiflung des Kompanie-Verköstigers. Auf die Frage des Kochs, wo er seine schönste Zeit erlebt hätte, erwidert der Kamerad wie aus der Pistole geschossen: „In Vietnam“. „Alles war sonnenklar . . . Man brachte dir bei, was du zu wissen hattest und den Rest konntest du vergessen . . . Selbst wenn du glauben solltest, du hättest irgendwelche Probleme . . . so werden diese Probleme auf dem Schlachtfeld keine fünf Minuten überdauern . . .“, meint der wacheschiebende Soldat, ehe er den desparaten Kompanie-Verköstiger mit den Sätzen: „Auch du wirst noch deine Chance bekommen . . . Wir alle werden noch eine weitere Chance bekommen . . . Das spüre ich schon jetzt . . .“ durch die Aussicht auf einen baldigen Krieg, auf den es sich zu hoffen lohnt, zu trösten sucht.

Inmitten der üblichen Jetset-Journal-Stories, in denen die Welt zwar als leicht schrammig, aber im wesentlichen heil hingestellt wird, fällt die Erzählung von Tobias Wolff schon insofern aus dem Rahmen, als der schriftstellernde Kriegsveteran die in den meisten Jetset-Journal-Stories exerzierte Bagatellisierungsakrobatik durchkreuzt, indem er den Leser mit der für die Menschheit lebenswichtigen Frage: Krieg oder Frieden konfrontiert. Die Tatsache, daß Tobias Wolff, ohne daß Proteste laut geworden wären, den Krieg als ein

Patentrezept offerieren kann, das dazu angetan ist, dem in den westlichen Demokratien grassierenden Schlamassel mit einem Inferno Abhilfe zu schaffen, sagt über die Geistesverfassung der High-Society bei weitem mehr aus, als die gängigen Jetset-Journal-Stories, die sich vorzugsweise in einem gesellschaftlichen Niemandsland jenseits des Highlife der internationalen Hautevolee und jenseits der Alltagsmisere der internationalen Arbeiterschicht abspulen, die selbstredend als Kehrseite des Highlife tabu sein muß.

Dieses Tabu verletzt auch der LUI-Autor Frank Nicolaus nicht, wenn er kraftmeierisch in etwas greifend, das leider nicht das wahre Leben ist, seinen Stimmungsbericht über den Ruhrkohlepott mit dem Satz beginnt: „Und als der Oberkellner dann mit der Rechnung kam, kotzte der Willi aufs weiße Tischtuch und sagte: Der Rest ist für Sie.“

Was die Verfasser der Jetset-Journal-Stories, in denen ein Reicher bestenfalls in einem exotischen Land zu einer unbestimmten Zeit unter nebulös märchenhaften Umständen agieren darf, so bedachtam und duckmäuserisch ausklammern, bringen indes nicht nur die HERMES-, ARIMAN-, GUCCI-, ESCADA- oder MASERATI-Inserate an den Tag. Außer den Inseraten, die vom redaktionellen Teil oft ebenso schwer wie eineiige Zwillinge voneinander zu unterscheiden sind, enthüllen auch die Artikel der Jetset-Journale das Highlife derer, denen die Frage, ob sie Silvester auf den Fidji-Inseln oder in Alaska auf einem Hundeschlitten oder – wovon Karajan dem Vernehmen nach träumen soll – in einem Zelt auf dem Gipfel des Mount Everest festlich begehen sollen, offenkundig viel Kopfzerbrechen zu bereiten scheint. Ohne die Jetset-Journal-Artikel hätte der Leser auch nicht die leiseste Ahnung davon, daß jene, bei denen Kaviar nurmehr einen Brechreiz hervorzurufen vermag, diesen „lukullischen Notfall“, mit dem verglichen sich der profane Hungertod wie eine Lappalie ausnimmt, mittlerweile zu beheben wissen, indem sie sich im Pariser Hautevolee-Lokal FOUCHON die vermutlich nur mit Hilfe einer Lupe erkennbaren Eierchen von Weinbergschnecken einverleiben, falls es ihnen nicht danach zumute ist, sich in einer zu einem Luxus-Restaurant umgewandelten Pariser Kapelle, in der ehemals die Clochards die Kommunion empfingen, elektrisiert vom Hauch des bravourös Bettlerhaften, den der delikat verlauste, pikant verwanzte, atemberaubend stinkende Abschauum der Menschheit hinterlassen hat, in Gesellschaft der Crème de la crème an einem Fischtatar gütlich zu tun.

Während aus der Jetset-Journal-Fiktion die Wirklichkeit geächtet wird, schleicht sich in die Inserate, die Artikel und die Hofberichte dieser Journale die geächtete Wirklichkeit gewissermaßen durch die Hintertür dienstbotig wieder ein. Gleichgültig, ob sich in den Hofberichten die Primadonna der bundesdeutschen Waschmittelbranche: Gabriele Henkel, deren Gesichtshaut dermaßen gespannt ist, daß ihre Augen mehr und mehr in die Richtung ihrer Ohren driftet, dem Leser als Herbstzeitlose zeigt, gleichgültig, ob Ronald Reagans hetzerischste Ghostwriterin: Peggy Noonan, die im Weißen Haus, wo man es ohnehin nicht so genau nimmt, mit La Pasionaria, der berühmtesten kommunistischen Kämpferin im Spanischen Bürgerkrieg, verglichen wird, den Leser ihre in der Tat messerscharfe Meinung wissen läßt, gleichgültig, ob der Kondensmilch-Imperiums-Erbe und Couture-Kopierer Karl La-

gerfeld zu sehen ist, der, wenn er plump, kurzbeinig und beleibt mit seinem Mozartzopf und seinen zwangsjackenhaft engen Jacketts zwischen seinen ranken, schlanken, rassigen Mannequins über den Laufsteg geht, obwohl er keinen Buckel hat, Erinnerungen an den Glöckner von Notre Dame wachruft: immer präsentiert sich in den Jetset-Journalen das feixende Gesicht einer sich schier zutodeamüsierenden High-Society, die schon seit langem von einem galoppierenden Nihilismus befallen ist.

Was hingegen die Jetset-Journal-Stories betrifft, deren Verfasser eine beachtliche Dressurleistung in der Disziplin der Leisetretelei darbieten, so sind diese Stories keineswegs geeignet, einem unfreien Fremden das Ausmaß der Freiheit der westlichen Kunst zu veranschaulichen. Zwar äußert Peggy Noonan, die dem amerikanischen Präsidenten seit zwei Jahren die von der Weltöffentlichkeit als am ätzendsten empfundenen Worte in den Mund legt, in dem Jetset-Journal ESQUIRE: „... Kunst ist ein Ausdruck der Kreativität, und Kreativität wird ... in der Freiheit geboren.“ Aber wie immer es auch um die Freiheit der Kunst hier in der westlichen Welt bestellt sein mag: die Jetset-Journal-Stories sprechen jedenfalls dafür, daß die Raffgier, wenn sie einmal das Ruder an sich gerissen hat, eine geistige Vereelung im Schlepptau mit sich führt, die den Worten ihre Bedeutung entzieht und die Sätze der Sinnlosigkeit überantwortet.

David Chotjewitz

Gedanken über das Schreiben anlässlich eines neuen Farbbandes am 5.4.1986. Dritte Bereinigung vom 27.10.1986

I

Schreiben findet nicht am Schreibtisch statt. Man denkt sich den Dichter am Schreibtisch, meinewegen auch im Bett (Spitzweg), aber das Schreiben findet nicht am Schreibtisch (Bett) statt. Zugegeben: Eines findet am Schreibtisch statt: die Niederschrift.

Schreiben allerdings beginnt nicht mit der Niederschrift. Genauer: mit ihr endet es.

Niedergeschriebenes freilich wird von der Literaturwissenschaft mit eindeutigem Vorzug behandelt. Und der Verleger verdient seine Brötchen damit. Was den Gedanken nahelegt, daß die Behauptung, Literatur beginne überwiegend mit der Niederschrift, von der Literaturwissenschaft erfunden, vom Verleger genutzt und vom Leser geglaubt wurde.

Literatur entsteht, könnte ich jetzt sagen, wenn der Literat die Literatur im Kopf verformt, wenn er um die Worte ringt – und jedermann würde ein Mißverständnis für geklärt halten. Da man Literatur oder nicht niemals davon abhängig machen darf, wie vielen die Literatur zugänglich ist, schiebt man die Misere auf den Autor: Wenn ihm die Literatur erscheint, beginnt Literatur.

(Randbemerkung, kann von flüchtigen Lesern übergangen werden: DAS frage ich mich: Warum verwendet man den religiösen Begriff der „Erscheinung“ ausschließlich und so gerne in der Buchbranche? [Im Urheberrecht als Abgrenzung zum Veröffentlichen mit Bedeutung für die Schutzfrist bei Pseudonymautoren, branchensprachlich für „herauskommen“.]

In jedem anderen Bereich würde der vernunftbegabte Mensch diesen Standpunkt als hirnrissig abtun. Aber bei Literatur – Dichtung – Kunst! – hier ist er selbstverständlich.

II

Nein. Die Frage ist doch, in welchem Rahmen man den Prozeß des Schreibens betrachten will. Vergleicht man ihn, meinewegen, mit dem Prozeß des Hausbauens (das erst zu gebrauchen ist, wenn die Fenster eingebaut sind), dann ist der Prozeß des Schreibens tatsächlich erst abgeschlossen, wenn der Lektor die letzten Kommae ergänzt hat. Vergleicht man den Prozeß hingegen, was wohl herrschende Praxis ist, mit der Genesis des Kindes, dann existiert Literatur (je nach Religionszugehörigkeit) bereits, wenn die Spermien zum Ei eilen, oder ab dem dritten Schwangerschaftsmonat (also etwa, wenn der Dichter die Diskette in den PC schiebt).

LITERATUR ABER MANIFESTIERT SICH NICHT WIE HÄUSER UND KINDER!

Literatur ist Kommunikation. Man kann nie Literatur machen (wenn man Literatur machen will. Diese Einschränkung ist wichtig, da Literatur eine Unterabteilung der Kommunikation, also Literatur immer Kommunikation, Kommunikation aber nicht immer Literatur sein muß, letzteres bedarf, dank zahlloser Publikationen à la Verschenktexte und Märchenprinz, keiner Beweisführung mehr.) Daraus folgt, daß der Literat seinen Kopf zu einer Malschiene machen muß, die ununterbrochen beobachtet, speichert, verknüpft, ordnet, formuliert etc.

Der Dichter, der am Schreibtisch Schemata für Romane entwirft, Menschen nach Lektüre weltanschaulicher Schriften oder gar eigenständiger Gedanken zu Sinnträgern konstruiert, Handeln als Ausdruck epochaler Prozesse formt, hat versiebt. Er ist unbeeindruckt, ohne Kontakt zum Leben, er hat auch nicht eigentlich Abstand zu seinem Stoff gewonnen, da ihm die Beziehung zu seinem Stoff fehlt. Er paßt sich dem kapitalistischen Prinzip an, in dem alles finalbestimmt ist, womit er die Kraft zum Revolutionären verliert. Meist nennt er sich Berufsschriftsteller und verfügt über teilweise erstaunliche handwerkliche Fähigkeiten. Eine Fußnote hierzu, die behauptet hat, dieser Typus sei im Aussterben, habe ich nach den Berichten über den letzten VS-Kongreß (Bleuel/Engelmann gegen Berlin) gestrichen.

III

(Randbemerkung: Die Berufsbezeichnung des Schriftstellers, der also eine Schrift erstellt, reduziert das Wirken des Dichters auf den unwichtigsten Teil seines Berufes [viel besser wäre Wörtersucher, oder Satzfeiler, oder gar Er-

zähler]. Fast alle Stände haben sich Bezeichnungen gewählt, die den Prozeß der Arbeit betonen, ohne das Endprodukt zu nennen. Der Tischler tischlert – und nennt sich darum nicht Möbelmacher –, wie der Maurer, die Schneiderrin; die wenigen Berufsbezeichnungen, die von diesem Muster abweichen [Werkzeugmacher] sind Produkt der verschärften Arbeitsteilung seit Beginn der Industrialisierung. Die Suche des Dichters [der eben dichtet] nach einer Berufsbezeichnung, angefangen mit Brechts Stückeschreiber bis zum Liedermacher und Filmemacher [zwei in erster Linie einer verkaufsfördernden Differenzierung dienenden Katalogisierungen] verrät viel über das Selbstbewußtsein – ich meine den Mangel an Selbstbewußtsein – der Literaten, sie wollen eben nicht das Besondere sein, nicht einmal gewöhnliche Handwerker, sondern in der Menge der nachindustriellen Elektromechaniker und Sachbearbeiter baden.

Wäre Schriftsteller nur Berufsbezeichnung, nicht Bewußtsein, würde mich das nicht stören. Aber für allzu viele ist Schriftsteller Standesbezeichnung, Selbstsicht und Schicksal. Es ist am Schreibtisch sitzen und grübeln: Ist das Gesicht des Arbeiters im dritten Kapitel beim Schrillen der Pausenklange nun gelb und zerfurcht wie eine Kreppsohle oder aschgrau wie der Winterhimmel oder ist es gar gezeichnet vom Alkohol? Er sitzt am Schreibtisch und ringt, ringt, wenn er nicht, wie im Rausch, mit höchster Geschwindigkeit, ohne einen Gedanken zu verschwenden, schreibt.)

Das Bedürfnis, mit vielen Worten wenig zu sagen, ist vielen gegeben (was einmal mehr dieser Text beweist). Das Wichtige beim Schreiben ist aber nicht das Schreiben, sondern das Nichtschreiben. Das Schreiben, auch das Arbeiten am Geschriebenen, passiert von selbst, wenn die Voraussetzungen stimmen. Die Wortkunst entsteht aus einer Überfülle des Gefühls, und die kann nur aus dem Leben geschöpft werden. Der ganze Fehler der Werkkreisbewegung war wohl, daß sie aus Sachbearbeitern und Werkzeugmachern Schriftsteller machen wollte, und nicht aus Dichtern Sachbearbeiter und Werkzeugmachern.

Gedanken über den Sinn des Schreibens anlässlich der Lektüre eines Artikels in einer buchhändlerischen Fachzeitschrift vom 19. 12. 1985. Dritte Bereinigung vom 27. 10. 1986

I

„Der Durchschnittsamerikaner „verbraucht“ täglich 61 556 Wörter aus Massenmedien“, schreibt der amerikanische Buchmarktstratege Noam im Buchreport 51/85, und weiter: „Davon liefern ihm alleine Rundfunk und Fernsehen 87 Prozent. Das bedeutet 4000 Wörter pro Stunde Wachsein oder ca. ein

Wort pro Sekunde. Diese Zahl hat sich von 1960 bis 1980 um 51 Prozent erhöht. Deutlich stärker als der Konsum stieg das Angebot. 1960 lieferten die Massenmedien zusammen drei Millionen Wörter pro Kopf und Tag, 1980 schon 11 Millionen (. . .) Die Steigerung beträgt 267 Prozent.“

II

Am 30. 6. 1983 erschien im Rowohlt Taschenbuch Verlag die Taschenbuchausgabe des Szeneherzschmelzers „Der Tod des Märchenprinzen“ von Svende Merian, Gesamtverkauf inzwischen bei 370 000 Exemplaren. Ausgegangen von 819 180 kalkulatorischen Anschlägen ergeben sich pro Buch nach Stichproben 127 997,4 Wörter und 93 748,12 Satzzeichen – die ungewöhnlich hohe Zahl letzterer bedingt durch Passagen wie „ . . . dich selbst als unmännlichen Mann einschätzen?????????“ (8. Buntbuch-Auflage, S. 113) oder „Irgendwoher . . . ganz von alleine . . . und ohne daß ich an ihn gedacht hätte, . . . kommt plötzlich mein Orgasmus.“ (ebenda, S. 61). Rechne ich, nur für die Taschenbuchausgabe, Wörter mal verkaufte Auflage, komme ich auf 45 392 540 000 Wörter, die Zahl bleibt etwa ungenau, da sich mein Taschenrechner (Texas Instruments) auf Error geschaltet hat. Also, wenn ich nicht durcheinandergekommen bin, weit über 45 Milliarden Wörter. Also 756 Wörter für jeden Bundesbürger. Bedenkt man, daß die Frau mehrere Bücher geschrieben hat und sich der Leserkreis weitestgehend auf die linke Subkultur mit ihren zweieinhalb Millionen Menschen (Wähler der Grünen bei Europawahlen minus Toleranzwert) beschränkt, dann hat jeder von uns (= linke Szene) über 32 000 Wörter von Svende Merian geschluckt. Und, was den Schrecken ins Unermeßliche steigert: Diese Zahl verdoppelt sich, wenn jedes Buch nur einmal verliehen und wiederum gelesen wird. Und wenn jetzt ganz Schlaue meinen, die Welt verbessern zu können, indem sie das Buch nicht lesen: sie täuschen sich. Dadurch verkleinert sich nur der potentielle Leserkreis, und die durchschnittliche Wortzahl für den Rest erhöht sich.

III

Was lehrt uns das?

Es gibt neben Überbevölkerung, massiver Überproduktion und wachsendem Müllberg eine Wortflut (verbrauchte Wörter aus Massenmedien in den USA pro Jahr 52 570 935 000 000 000 – wie heißt diese Zahl? Ich werde meinen ehemaligen Mathematiklehrer fragen), eine grauenhafte Wortflut, doch statt schreckensbleich zu erstarren, winken wir lässig ab und protzen noch mit den Buchneuerscheinungen, jedes Jahr 60 000 etwa, als ob 60 000 Schwarten ein Beweis für unsere Kultiviertheit wären und nicht ein Armutzeugnis, was die Fähigkeit zur Selbstbeschränkung auf Seiten der Autoren und der Auswahl bei den Lektoren angeht. (Hierzu Schlegel: „Auch enthält jeder Mensch, der gebildet ist und sich bildet, in seinem Innern einen Roman. Daß er ihn aber äußere und schreibe, ist nicht nötig“, wozu wiederum Ricarda Huch, nach der ich diesen Abschnitt zitiere, meint: „Und es folgt daraus, was er weiter sagt,

daß es überflüssig zu sein scheine, mehr als einen Roman zu schreiben, außer wenn etwa der Künstler ein neuer Mensch geworden sei.“)

Wie gesagt: Niemand erstarrt schreckensbleich, vor allem wohl, weil jeder allzugern vergißt: bestimmte Ereignisse haben andere zwangsläufig zur Folge, was ja die Grundregel der doppelten Buchführung ist (plus beim Waren-eingang bedeutet minus auf der Bank etc.). Und diese Grundregel gilt uneingeschränkt in allen Bereichen, also bedingen mehr Menschen weniger Platz oder mehr Güter weniger Rohstoffe, mehr Müll weniger Natur.

Wie lautet nun das Gegenkonto zu Wörtern? Nach einer einfachen, leicht nachvollziehbaren Gedanken(fast eine Übertreibung)kette zweifelsohne: Klugheit. Denn mehr Wörter bedingen weniger Schweigen, weniger Schweigen bedingt weniger Nachdenklichkeit, weniger Nachdenklichkeit sodann? Na also.

IV

Ich habe über richtiges oder falsches Schreiben recht unbeholfen referiert, bastle in meiner Freizeit an einem Roman, zu Veröffentlichungen habe ich ein Verhältnis etwa wie Mäuse zum Speck. Und nun wettere ich über allzu-viele Wörter. Ganz abgesehen davon, daß diese Rechnung durchaus der Selbstdisziplinierung dienen könnte – das sollte man einem jungen Dichter nicht zutrauen –, könnte es ja sein, daß ich die arrivierten Kollegen, die den einen Roman, den Schlegel erlaubt, schon geschrieben haben, zum Schweigen bringen will – um meine Marktchancen zu steigern. Oder vielleicht findet sich die Lösung, wenn man die im ersten Artikel vorgebrachten Überlegungen (Klingeling! Zur Erinnerung: mehr leben, weniger schreiben) mit der Qualitätslehre im zweiten verbindet?

Denn der Dichter, der viel schreibt und wenig lebt, perfektioniert möglicherweise seinen Stil, schreibt aber nichtsdestotrotz schlechter, was ärgerlich ist, vor allem aber mehr, was, angesichts der Lage, unverantwortbar ist.

Unternehmen wir etwas. Es gibt nichts zu verlieren außer dem 27. Lenz und dem 13. Grass und einigen Assistentenstellen an den Literaturfachschulen.

Nachbemerkungen zur zweiten Fassung vom 22. 5. 1986:

a) Vor zwei Tagen habe ich mit einem Kollegen geredet. Er meinte, daß eine neue Realismusdebatte, wie sie möglicherweise in der Schweiz bereits angelegt und mit ersten Ergebnissen geführt wird, auch in Deutschland beginnen sollte, und daß dies eine ehrbare Aufgabe für uns junge Dichter wäre, möglicherweise. Leider habe ich mir dazu keine Gedanken gemacht.

b) Ich habe in diesem Text die Wörter Dichter/Dichtung und Literat/Literatur synonym und zufällig verwendet, weil ich mir über den Unterschied noch nicht erschöpfend klar bin. Ich möchte das nachholen.

Renate Marschner Gespräche mit Frankenstein

Zur Kritik des strukturalistischen Denkens

e2 nach e4; e7 nach e5. b1 nach d5: König und König stehen sich gegenüber, Subjekt und Objekt. Frankenstein tötet sein Monster. Die Welt stürzt zusammen. Rückzug . . .

(Aus einem Schachlehrbuch des strukturalistischen Denkens)

Die Regeln:

Regel 1: SPRACHE UND WELT sind getrennt: die Welt (wie sie ist) und ich (die sie sieht) nicht aufeinander rückführbar. Die Natur errichtet ihre Grenzen.

Regel 2: DENKEN UND SEIN sind getrennt. Das Denken wird in den Bereich eines imaginären ES verlagert; an Fernsehsendungen delegiert, Zeitschriften, Bücher, Informationen, Informationen. Das Sein fällt den Körpern zu, die nicht denken.

Regel 3: FORM UND INHALT sind getrennt. Das bewußt Gesprochene mißt sich nicht an der Welt, sondern an dem System abstrakter Werte (Leistungswillen, Naturliebe, Opferbereitschaft . . .): der Sprache, die ich unbewußt reproduziere. Mein Sprechen wird darum auf immer zufällig bleiben, ohne Wahrheit: ein unendlicher Prozeß.

Regel 4: SPRECHEN UND HANDELN sind getrennt: da das Unbewußte (die reine Sprache) das Bewußte (die unreine Äußerung) bedingt, ist das jeweilige ICH dieses bestimmten Menschen immer nur die beliebige Inkarnation eines immergleichen ES. Die Gesellschaft gewinnt.

Regel 5: BEDEUTUNG UND AUSDRUCK sind getrennt: der Inhalt einer Äußerung führt nicht auf die Welt zu, sondern auf die ihr immer schon zugrundeliegende Form der Sprache zurück. Ich SAGE nichts.

Regel 6: SPRACHE UND SPRECHEN sind getrennt: Die Rationalität des sprachlichen Regelsystems spiegelt sich nur unvollkommen in den irrationalen Aufführungen des Sprechenden. Er wird zum Schweigen gebracht, um das zu hören, was die Sprache denkt.

Gegenregel: Nur, wenn die Menschen so zugerichtet sind, daß sie sich selbst in ihrer Sprache nicht wiedererkennen; daß sie ihr Leben nicht als ihres erkennen: sollte man sie nicht vielmehr zum Reden bringen? Sind Denken und Sein wirklich getrennt? WER denkt?

... Rückzug: e4 nach e2. Das Monster steht auf. Wo stehen wir? (Gegen ein Schachlehrbuch des strukturalistischen Denkens).

Das ist wahr, rufe ich dem Monster zu – wir laufen durch das dichte Verkehrsgewühl der Hauptstraße –, das ist ja wahr: die Welt ist verdammt un durchsichtig geworden! Manchmal überfällt mich das Gefühl (wenn ich in ihren Kaufhäusern herumstehe, vor Ampeln sinnlos warte, die endlosen Fassaden der Krankenhäuser und Gefängnisse hinaufsehe oder dem zurückweichenden Ursprung der Musik nachlausche, die Motorengeräusch unaufhalt sam überdröhnt), manchmal überfällt mich das Gefühl, rufe ich (Hörst du mich?), in diesem Nebel versinkt, von Musik überspielt, was wir für das Deutlichste gehalten haben, für wirklich: wir selbst. Ist das die Welt?

Von Gefühlen habe ich mehr als genug! ruft das Monster laufend zurück. So gut ich kann, versuche ich Schritt zu halten. Kann ich es verstehen? Wir fliehen ja, seit seiner Geburt: im Roman, in wie vielen Filmen, Abhandlungen, Comic-strips, Märchenbüchern flieht das Monster vor einer aufgebrachten Menge, die es zu überwältigen droht. Was habe ich getan? Warum lassen sie nicht ab, mich mit ihrem Haß zu verfolgen? Was für ein Mißverständnis! ruft das Monster mir zu. Sehe ich häßlich aus? Bin ich etwa gewalttätig? Hastig dreht es sich um zu der gewalttätigen Menge: bin ich (aber es hat keine Zeit, an sich hinunterzusehen), bin ich nicht wie sie?

Von Gefühlen, sagt das Monster erschöpft, habe ich wahrhaftig genug. Wir haben uns in ein großes, schon etwas brüchiges Haus geflüchtet, und schnell und fest haben wir die Tür hinter uns zugezogen. Von Gefühlen hast du genug? frage ich mißtrauisch. Allein die Vorstellung, mit einem Monster allein zu sein! Ich weiche zurück.

Gefühle hat man auf mir abgelagert wie gebrauchte Kleider: die Schichten der Jahrhunderte, reden wir nicht davon, sagt das Monster und drückt sich scheu vor dem Spiegel. Reden wir ... von der Wahrheit. Erschreckt bleibe ich stehen: aber was für eine Anmaßung! Unter den Gefühlen? bittend sieht das Monster mich an, insistierend: Wer bin ich? Ich bleibe stumm. Mit zitternden Fingern zupft es an seinen Kleidern. Die vielen Nähte! denke ich entsetzt, die häßlichen Hände! Wer bin ich: die Welt? Ein Mensch? Scheuer noch rückt es von dem Spiegel fort. Du bist ein künstlicher Mensch, wage ich zu sagen. Ein künstlicher Mensch? Was ist das?

Ich seufze auf. Da steht er vor mir: heute, jetzt, gegenwärtig und doch so alt schon: ein mit Kleidern überworfener Mensch, ein leibhaftiges Monster. Die Welt? Wie soll ich es ihm erklären? – Ein künstlicher Mensch ist das, was die Menschen künstlich aus dem Menschen machen. Das Monster hört zu.

Regel 1: SPRACHE UND WELT sind getrennt. Die Welt (wie sie ist) und ich (die sie sieht) nicht aufeinander rückführbar. Die Natur errichtet ihre Grenzen.

Das muß an diesem grundsätzlichen Unterschied liegen, sage ich, den wir spüren, sobald wir die Augen aufschlagen: nach dem Schlaf, unbewußt noch – oder im ersten Akt der Erkenntnis. (Ein großes Wort! zögere ich. Wann be-

ginnt der schon?) Nachdenklich sehe ich auf das Monster. In diesem ursprünglichen Erkenntnisakt, den es in dieser Schärfe vielleicht niemals gegeben hat, liegt als Abstraktion die Tatsache verborgen, daß wir die paradiesische Einheit mit der Natur verloren haben. Wir sind aufgestanden aus unserem weichen Lager aus Pflanzen, Blättern, in der Nachbarschaft der Tiere. Die erste bewußte Handlung schon hat uns vertrieben. Wir sehen plötzlich: die Rosen selbst tragen Dornen; und die Ratten haben ein verdammt scharfes Gebiß. Wir müssen aufpassen. Wir sehen den Tisch, den Stuhl, das hölzerne Bett, von dem wir gleich hinunterfallen werden, wollten wir die Augen wieder schließen und träumen, die vorgegebene Einheit sei immer noch da. Sie ist nicht mehr da. Und ... das ist das Entsetzlichste, sage ich zu dem Monster hin, das sich bedeckt hält (wie schwarz seine Haare glänzen!): zwischen all den mißglückten Gegenständen, den falsch gewählten Erwartungen, den leeren Bildern, sehen wir uns.

Ich trete näher. So wie ich dich sehe, jetzt. Immer noch starre ich das Monster an, das unbeweglich an der Wand steht, riesenhaft; und schweigend zu hört. Vergiß nur nicht, sage ich, mir seiner unheimlichen Gegenwart bewußt, daß uns in diesem ersten Aufschlagen der Augen nicht nur die Natur gegenübersteht, sondern zugleich der erste, der andere, uns so ähnliche – und gänzlich fremde Mensch.

Was tut der Andere uns an? Wir sind uns seiner Gegenwart bewußt, so wie wir uns der eigenen Gegenwart bewußt sind. Wir sprechen. Wir handeln. Manchmal widerrufen wir auch, was wir gesagt haben, und wünschen, vieles hätten wir nicht getan. Wir sind uns der Partialität all unserer Handlungen bewußt, der Unvollkommenheit all unserer Sätze. Ein ungeheurer Freiraum tut sich auf und überdeckt die glanzlose Einheit des Paradieses: hätten wir nicht so handeln können? So? So vielleicht? Oder auch ganz anders? Jeder Satz zieht eine Unzahl von Alternativen hinter sich her; aber er zerteilt die Welt: in deine Wirklichkeit und meine, die ich von nun an zu behaupten suche.

Was tut der Andere uns an? Von unseren eigenen Wünschen gefangen, den nie gestillten Begierden, und halb verzweifelnd an der so notwendigen Unzulänglichkeit der Welt, die uns in Teilhandlungen hineintreibt – wo wir doch alles, alles und zugleich besitzen wollen – in Urteile, wo es uns um die Wahrheit zu tun ist, zweifeln wir an seiner Absicht: kann er? Will er? Verstehen wir ihn überhaupt? Hören wir ihm zu? Das Monster schweigt.

Wir ziehen uns zurück aus der unbedingten Konfrontation mit der Welt. Wir fliehen. Werturteile drängen sich auf: wir ahnen, daß eben dieser Satz, den wir soeben ausgesprochen haben, wahr sein kann oder falsch; daß jede mögliche Handlung des Anderen gut sein kann – oder schlecht. Es ist eine mörderische Freiheit, die uns da zufällt, sage ich, ein wenig von dem Monster abrückend, das schweigend immer noch in seiner Ecke verharrt. Du kennst die Schwierigkeiten der Moral, gerade du solltest sie kennen! sage ich herausfordernd, seiner Taten gedenkend. Ekel überfällt mich. Geschöpf deines Schöpfers, hast du alles Leben um ihn vernichtet – dein Leben. Gerade du! sage ich noch einmal, abrückend. Aber das Monster redet nicht.

Wir sind uns von nun an unserer Grenzen bewußt: der Grenzen der Vertrau-

lichkeit und der Begrenztheit unserer Ziele. Hier stehen wir; dort ist das immer Andere, in dessen Nähe, die wir schon als Bedrohung empfinden, wir niemals gelangen können. – Du willst ja gar nicht, sagt das Monster leise.

Will ich? Jeder Regung des Monsters folgend: diesem ursprünglichen Akt des Urteilens, der den Abgrund aufreißt zwischen dem Ich und der Welt, zwischen mir und dir, steht die Furcht vor dem Tod zur Seite. Unmerklich trete ich fort von ihm. Wir versuchen, den Abstand auszuloten zwischen uns, dem, als was wir uns bewußt sind, und all den künstlichen Schöpfungen unserer Vorstellungen, an die wir nicht mehr heranreichen – und seien sie auch real.

Sind unsere Vorstellungen real? Du wurdest geboren, erinnerst du dich? Aber das Monster erinnert sich nicht. Es dreht sich weg. Ich bin auf es zugegangen. Zum ersten Mal sehe ich sein Gesicht, aus der Nähe nun: diese gelblichen, fremden, ausdruckslos gebliebenen Augen, in denen es angstvoll flackert. Du brauchst doch keine Angst zu haben! sage ich erschreckt. Die Geburt muß ihm ein Trauma gewesen sein. Du lebst, rede ich beruhigend auf das Monster ein, du bist da, was kann denn noch geschehen? Das Monster weicht zurück. Ich bleibe stehen. Dieser Abgrund! denke ich, dem wir in absoluter Fremdheit ausgeliefert sind, dieses drohende Gefühl, irgendwelchen zufälligen Umständen auf immer, einer obskuren Gnade auch, preisgegeben zu sein, wenn nicht ... Was tut der Andere uns an?

Irgendeine Lösung muß uns einfallen, denken wir. Wir müssen uns wiederfinden im Fremden, mit größerer Macht noch, in einem Erkenntnisakt voller Gewalt, der die Welt, aufleuchtend im Sinn, uns zu Füßen legt.

Immer wieder versuchen wir es: wir entwickeln Formen, Ideen und ganze Systeme, wir verlieren uns in unseren Gedanken, wenn wir doch einen Ausweg suchen aus den Widersprüchen unserer Existenz. Warum sind die Ideen unzureichend? Die Systeme scheinen, wenn wir sie anstoßen, oft zu brüchig! Warum sehen sie so häßlich aus, sobald sie in die Welt getreten sind, um sich zu beweisen? Um uns zu beweisen? Verstehst du, frage ich das Monster unbarmherzig, unser Entsetzen, wenn wir dich zum ersten Mal ansehen? Schönheit? Allmächtiger!

Haben wir Schönheit gesucht? Da fehlt ein Bindeglied, sage ich, unsicher, gespannt, das Monster fixierend. Es ist so dunkel hier, versuche ich abzulenken. Und doch, denke ich mutlos, ist die Unzulänglichkeit dieser Schöpfung allzu offensichtlich: die gelbliche Haut verdeckt nur notdürftig das Spiel der Muskeln und das Pulsieren der Adern ... Ein Monster?

In dieses Entsetzen spielt Eitelkeit hinein, sage ich erröternd, mir der Anwesenheit des unglücklichen Geschöpfes plötzlich wieder bewußt werdend, das Licht gemacht hat, Ohnmacht spielt hinein, aber auch verletzter Stolz.

Nein, du hast keine Schuld, sage ich noch einmal, dem Monster zugewandt, von den so leer scheinenden Augen, der schwerfälligen Gestalt, den aufplatzen Wunden festgehalten; aber das Bindeglied der Schönheit suchend. Es muß da sein, denke ich. Etwas muß da sein: verschlüsseltes Zeichen einer anderen Welt.

Das Monster schlägt die Augen nieder. Worin hat Frankenstein sich geirrt? Sein Instrumentarium? Neugierig sehe ich von der großen Halle die vielen Treppenaufgänge hinauf, in denen unbekannte Maschinen glitzern. Das me-

chanische Stampfen der Technik und die schweren Gerüche ausgekochter Dämpfe erfüllen den Raum. Ich mache einen Schritt auf das dunkle Innere des Hauses zu.

Regel 2: DENKEN UND SEIN sind getrennt. Das Denken wird in den Bereich eines imaginären ES verlagert; an Fernsehsendungen delegiert, Zeitschriften, Bücher, Informationen, Informationen. Das Sein fällt den Körpern zu, die nicht denken.

Die alten Griechen hatten es gut, sage ich beiläufig: hatten sie weniger Selbstbewußtsein, mehr Selbstvertrauen? Ich stolpere. Haben sie das ganze Ausmaß dieser Fremdheit nicht begriffen? Vorsichtig berühre ich die Geräte, Schritt für Schritt steige ich eine selbstgewählte Treppe hoch. Kommst du nicht? rufe ich dem unten wartenden Monster zu. Vor einem vulkanartig brodelnden Kessel warte ich. Folgt das Monster? Ich staune den Kessel an. Endlich steht es neben mir. Weißt du, was drin ist? Das Monster schüttelt den Kopf. – Du weißt es nicht. Natürlich weißt du es nicht. Ist dieses nicht dein Haus? Deine Welt? Was wissen wir überhaupt? Die Wände sind hoch und abweisend, dunkel. Der Kessel brodelt. Das Monster schweigt.

Es ist nicht deine Schuld, beharre ich, dem Monster standhaltend, das ungewiß neben mir steht. Immer zweifeln wir an der Fähigkeit des Menschen, des einzelnen: das weiß er nicht, dieses hat er nicht erkannt, und darin hat er sich schon wieder geirrt. Wir erkennen nicht, nichts! denken wir. Ist es so? – Wenn wir NICHTS erkennen, haben die Griechen gedacht: dann hat uns die Natur etwas Falsches zugespielt. Eine Leerstelle im großen Zusammenhang der Dinge, einen sehr realen Fleck des Nicht-Seins, der unsere Wahrnehmung schwanken läßt, so daß wir immer wieder fallen: in diesen Abgrund des ›Was du eben noch gesehen hast, ist nicht mehr, der uns falsches Wissen, bloßes Meinen, wirklichen Trug anstelle der Wahrheit präsentiert. Die Möglichkeit der Erkenntnis aber, dieser ganz anderen Erkenntnis, die Möglichkeit der Wahrheit ist den Griechen geblieben.

Das ist ein leichter dramaturgischer Trick, sage ich zu dem Monster, das aufgemerkt hat; eine unmerkliche Verschiebung der Interpretation. – Aber es gelingt.

Was gelingt?

Die Welt der Griechen war der unseren gleich, prinzipiell, erkläre ich ihm: ein paar Tempel mehr, leichtere Häuser, die Sklaven waren noch nicht industrialisiert. Die Dinge, die Menschen sind da. Der Prozeß wird aufgerollt: wenn die Natur schuld ist an dem Versagen der Erkenntnis? Der Stempel, den die Welt uns eindrückt, trägt, sagen die Griechen. Das ist unfair, gut. Sie wußten nicht mehr als wir heute, weniger sogar: eine Frage der Relativität. Aber es bleibt ihnen die Möglichkeit der Korrektur. Sie KÖNNEN ja sehen: wenn es auch falsch war, was die Welt ihnen eindrückte, so war es doch jedenfalls ETWAS: ein Nichts. Uns bleibt die Grenze.

Blinzeln versuche ich zu erkennen, wohin der Treppenaufgang weiterführt. Das Monster hält mich fest: was konnten die Griechen sehen? Ist dort oben

mehr Licht? frage ich. Dort oben sind die Fenster, sagt das Monster. Warum konnten sie sehen? Worin besteht unsere Grenze?

Ich bin schon weitergegangen. Besteht die Grenze in unserer Fähigkeit? Der dramaturgische Trick reicht weiter, sage ich, stehendbleibend. Diese, unsere Welt ist bodenlos.

Wenn man heute von einer DEUTSCHEN FRAGE spricht, wissend, daß man gestern, mit gleicher Emphase und Gleichgültigkeit (mit gleicher Dummheit), andere Länder und andere Menschen mit DEUTSCHER ANT-WORT überrollt hat, in dem Bewußtsein aller Konsequenzen: neben diesem sittlichen Verfall . . .?

Mir schwindelt. Es ist ein durchaus realer Verfall, rufe ich über das Geländer hinunter. Verstehst du, was das heißt? – Das Monster ist blaß geworden. Es eilt mir hinterher.

Was ich sage, meine ich nicht; was ich tue, spreche ich nicht aus: der Bereich der sittlichen Entscheidung ist aus der Welt herausgezogen worden, und in die Sprache verlegt – in Rede und Gegenrede und Rede –, wo es keine Entscheidung gibt. Moral . . . Was ist Moral? Moral ist, sagt das Monster scheu, wenn ich . . . gut . . . handle. – Wenn du handelst?

Wenn also die Worte nicht mehr zurückreichen in die Welt und umgekehrt wir den Anspruch aufgeben, unsere Sätze der Welt gemäß zu bilden; wenn die Rationalität in eine abstrakte Form verwiesen und ausschließlich an die Sprache gekettet wird, dem Individuum aber nur noch die spiegelnde Irrationalität seiner vereinzelten Handlung bleibt: das Sprechen; wenn wir die Verantwortung verweigern, für das, was wir sagen, auch zu sein, das, was wir sind, auszusprechen: Erkennen wir? Diese Trennung ist durchaus real, sage ich.

Unsere so schwerfälligen, von Medienlärm und Aktienbesitz entmündigten Körper können die Grenze nicht mehr überschreiten. Sie wollen nicht, sage ich zu dem Monster – sie können nicht. Um die eigene Achse taumelnd, wissen sie nicht, wohin. Warum verdunkelt sich die Realität? Das Licht der Griechen war äußerst subjektiv, ein Trick, eine leichte Verschiebung der Interpretation, aber in der Anerkennung real: die Idee des Guten als realitätsstiftendes Prinzip, Licht, das den anderen Ideen, deren Schatten die Dinge sind, und deren Sonne das Schöne – mit einem zaghaften Blick auf das Monster halte ich ein, weiter! bittet es. Wie aufmerksam es zuhört; und fortgerissen schon rede ich weiter – deren Sonne, das Schöne, den Blick des Menschen, unsern Blick, dem sich die Dinge, und seien es auch Schatten nur, tief eingepriegt haben, auffliegen läßt, der Erkenntnis zu. Diese verlorengegangene Möglichkeit! stammt das Monster: Handeln und Wissen, Ethik und Erkenntnis waren eins?

Es hält mir die Bücher entgegen, die es gelesen hat. Ich weiß schon: die *Lebensbeschreibungen* Plutarchs, Goethes *Werther* und Milttons *Verlorenes Paradies*. Das verlorene Paradies, wiederhole ich nachdenklich. Es ist schade, sage ich, daß du in deiner Lektüre bei der Aufklärung stehengeblieben bist. Ich lese nicht mehr. Was tust du? Ich betrachte mir die Welt. Wie sieht die aus? Unglücklich, sagt das Monster.

Wir sind weitergegangen. Das Monster hält sich dicht an mich gedrückt. Das

Licht der Fenster scheint immer noch fern. Willst du spielen? fragt es mich. Es zeigt auf ein Schachbrett. Wenn es nicht zu dunkel ist, sage ich vorsichtig. Ich mag diese Spiele nicht. Das Monster hat sich schon umgedreht. Die Treppeaufgänge verengen sich. Weiter geht es nicht. Die Vorhänge der Fenster sind zugezogen. So siehst du dir die Welt an? An einem der letzten Fenster bleiben wir stehen.

Regel 3: FORM und INHALT sind getrennt. Das bewußt Gesprochene mißt sich nicht an der Welt, sondern an dem System abstrakter Werte (Leistungswillen, Naturliebe, Opferbereitschaft . . .): der Sprache, die ich unbewußt reproduziere. Mein Sprechen wird darum auf immer zufällig bleiben, ohne Wahrheit: ein unendlicher Prozeß.

Heute nacht habe ich geträumt, sagt das Monster, ich hätte Schach gespielt. Ich ziehe den Bauern vor: e2 nach e4. Ein regulärer Eröffnungszug, e7-e5 antwortet. Lange starre ich auf das Brett. Bauern, der Turm, der König, Namen fallen mir ein; ohne daß ich etwas mit ihnen verbinde. Ich kann mich nicht konzentrieren. Es ist dunkel, denke ich noch undeutlich. Aber das ist es ja nicht. Die Figuren verlieren plötzlich ihre Unterschiede. Ich greife nach ihnen. Wie unter Zwang mache ich einen beliebigen Zug, angeleitet von einer unbewußten Regel. Welche Regel? denke ich unbewußt. Die Läufer quer, Türme gerade, was zusammentrifft, fällt, die Königin darf alles; der König, das Subjekt, hin und zurück: ein Objekt. Diese Welt ist ein Gefängnis! flüstere ich. Unbewegt starre ich auf das Brett. Den nächsten Zug verstehe ich nicht: b1-d5 – König und König stehen sich gegenüber. Die Figuren verschieben sich von selbst. Ich greife nach ihnen: meine Hände über dem imaginären Brett bleiben leer. Nach wessen Regeln geht dieses Spiel? will ich von meinem Partner wissen. Ich sehe auf: an seinem Platz, auf der dem Schachbrett gegenüberliegenden Wand, hängt ein Spiegel. Ich sehe hinein. Fürchtest du dich nicht mehr, in den Spiegel zu sehen? frage ich das Monster. Es schüttelt den Kopf. Wenn ich in den Spiegel sehe, finde ich irisierende Formen, Leere. Kein Spiegelbild.

Schwer atmend steht das Monster neben mir. Traurig zieht es die Vorhänge zurück. Ist das die Welt, die du dir ansiehst? frage ich. Undeutlich erkennen wir die Menschen, vor denen wir geflohen sind: eine aufgebrachte Menge, eingefangen im Licht der Leuchtreklamen. So siehst du dir die Welt an? In dem du im Spiel der Regeln, die du nicht kennst, die Menschen mit jedem Zug negierst? – Bin ich kein Mensch? fragt das Monster. Ein künstlicher. Ein künstlicher Mensch ist das, was die Menschen künstlich aus dem Menschen machen, sagt das Monster. Wer bist du? frage ich.

Weiter habe ich geträumt, fährt das Monster fort, wir stehen am Fenster. Ich ziehe die Vorhänge zurück, zögernd, vorsichtig. Fällt Licht herein? Auf der Straße erkennen wir die Menschen, vor denen wir geflohen sind, Schatten nur: das . . . Leben, sagst du. Du buchstabierst die Reklame: Medienwerkstatt, Handlungsbedarf, Arbeitsproduktivität, Krieg, Frieden, Umwelt, Glück, Unglück, Besetzer, Besitzer, Lebensqualität . . . das Neue Denken, sagst du,

du zeigst auf ein Regal: Lacan, Foucault, Deleuze, Simon, Barth ... Die Reihe endet nicht.

Das Zuhören tut mir weh. Antworte ich? Ich sehe an mir hinunter: die häßlichen Hände! An der Schläfe fühle ich Adern pulsieren, die Nähte sind weit gefaßt, zu weit. Ekel überfällt mich. Vielleicht fürchte ich mich auch. Was haben sie aus dir gemacht? denke ich. Auf der Straße verschwinden die Menschen, die Gegenstände verblassen. Zurück bleiben die Formen.

Wie traurig das Monster ist! Leicht berühre ich seine Schulter. Du lebst, sage ich zu ihm, du bist da. In dieser Entscheidung auf Leben und Tod, diesem Versuch, über die so engen Grenzen unseres Ichs hinauszugelangen, den partiellen Erkenntnisakt zu widerrufen, Rationalität durchscheinen zu lassen durch all die scheinbare Irrationalität unseres Seins, Träume real werden zu lassen – in dieser Hoffnung, die unüberwindbaren Grenzen, die die Natur, durch unser Zutun, aufgerichtet hält vor uns, fallen zu sehen, die Welt, die wir geschaffen haben, auf uns zurückzubiegen: erkennen wir uns darin? Wir sind entsetzt, sage ich, leise, ganz leise, um das Monster, das so hilflos scheint, nicht hilfloser noch zu verbannen.

Warum gelingt die Schöpfung nicht? Enger noch als vorher schließen sich die Grenzen vor uns, um uns. Warum bleiben wir draußen? Wir grenzen als WELT aus, was WIR in sie hineingebracht haben: uns – als Natur, was uns spiegelt: Zweite Natur. Warum fällt es uns so schwer, unsere eigenen Schöpfungen anzuerkennen.

Wir verstehen sie nicht, sagt das Monster niedergeschlagen – nicht als Schöpfungen. Immer glauben wir, unsere einmal realisierten Träume seien auch wirklich real, immer schon real. Wir erinnern uns nicht darin. Diese ursprüngliche Einheit von Ich und Welt erinnern wir nicht. Die Welt liegt uns fern. Die Realität? Weit weg.

Regel 4: SPRECHEN und HANDELN sind getrennt: da das Unbewußte (die reine Sprache) das Bewußte (die unreine Äußerung) bedingt, ist das jeweilige ICH dieses bestimmten Menschen immer nur die beliebige Inkarnation eines immergleichen ES. Die Gesellschaft gewinnt.

Und wenn es so ist: was hat das für Konsequenzen? Ich sehe die endlosen Buchreihen entlang. Im Inneren des Hauses stehen wir vor einem hohen Regal. Wir waren bei der Aufklärung stehengeblieben, sage ich: Milton, das *Das verlorene Paradies*. Ich ziehe das Buch hervor. 5 £ hat Milton damals daran verdient, das sind heute vielleicht 500 Mark, nicht viel, zuwenig zum Leben. Nicht viel, sagt das Monster. Es kennt die Preise. Zaghast streicht es über den Buchrücken. Hat dir das Buch gefallen? Das Monster nickt. Milton war nicht produktiv, sage ich unvermittelt. Nicht? zögert das Monster, auf das Verlorene Paradies starrend die Zeichen darauf entziffernd, als verräten sie einen Sinn, einen anderen, fremden.

Dieser verräterische Sinn, sage ich, der Worte, mit denen wir die Wirklichkeit überschreiben! Wir glauben, jede Äußerung, dieser Schritt eines Einzelnen auf die Gesellschaft zu, der Subjekt und Objekt ursprünglich konstituiert, sei

immer schon produktiv: wir bereiten dem Schritt den Weg. Während wir noch meinen zu gehen, Schritt für Schritt – wenn wir einhalten, fällt uns auf, daß der Weg auch ohne uns weitergeht, daß unter unseren Füßen, über unsere Gedanken hinweg der Warentausch oszilliert, vorprogrammiert durch die Aussicht auf Gewinn: auf Zuwachs von Geld, materiell, oder ideell auf das Zusammenwachsen des gesellschaftlichen Sinns. Die Richtung ist vorgegeben: Schritt für Schritt übertragen wir Abgründe, die wir zu spät wahrnehmen. Wenn der Gewinn nur Einzelnen zufällt? Anderen fehlt? Wenn die Integration meiner einzelnen Aussage in den so allgemeinen Zusammenhang des Hörens, Denkens und scheinbaren Verstehens diese Aussage zerstört? Ein Schritt in eine Richtung ist noch kein Weg, sage ich zu dem Monster, darauf mußt du immer bestehen. Immer mußt du dir die Freiheit behalten, umzukehren, stehenzubleiben, oder die Richtung zu ändern, im letzten Augenblick noch, abzuweichen. Nicht immer ist es dein Weg, den du gehst. Das ist eine Frage der Form: wenn deine Schritte zu weitläufig werden, verlierst du den Überblick (unbemerkt hast du eine Wegkreuzung übersehen!). Wenn der Weg vorgezeichnet ist, ersparst du dir die Mühe, den anderen Weg zu gehen: du entscheidest nicht. Dann ist auch der Inhalt weg.

Immer noch stehen wir vor dem Regal. Immer noch blättert das Monster im *Vorlorenen Paradies*. Wie gelingt der Trick, frage ich nachdenklich, diesen zunächst wertlosen Stapel Papier, der irgendwann als einzelnes, vor Inhalt hilfloses Manuskript auf dem Schreibtisch irgendeines Lektors gelegen hat, als wertvolles Kaninchen aus dem Zylinder der Buchgeschäfte hervorzuziehen und formvollendet auf dem Markt herumspringen zu lassen, inhaltsleer? – Schieben wir einmal die Figuren vom Brett, auf die es ohnehin nicht ankommt. Betrachten wir die Regeln:

Wolltest du eine Umfrage machen unter den Lektoren, die, stellvertretend, diesen Zaubertrick ausführen: wann springt das Kaninchen aus dem Zylinder? Wo beginnt dieses Spiel?

Neun von zehn Lektoren werden sagen, sie treffen eine Entscheidung. Was für eine Entscheidung? Eine persönliche Entscheidung. Nach welchen Kriterien? Was sie mögen. Was sie für richtig halten. (Lassen wir einmal den angemessenen Umfang des Manuskripts, die ansprechende Form, die gute Wetterlage und so weiter beiseite.) Beobachten sie Trends? Nein. (Wenn aber, zum Beispiel, Herr B in der Zeitung B über das Stück B „A“ sagt, dann wissen sie, daß das das neue Theater ist.)

Wie verwandelt sich ein Stapel vollkommen wertloser Seiten in ein wertvolles Kaninchen? frage ich das Monster, das gebannt auf den Zylinder starrt. Die Zauberer kennen viele Tricks. (Die meisten verraten sie nicht.) Jedem Spiel liegen Regeln zugrunde. Die einen ziehen es aus dem Ärmel, die anderen unter dem Tisch hervor, die nächsten einfach aus dem Regal: Persönlicher Stil/ Politische Aufarbeitung/Rechts/Links. Nicht welcher Regel wir folgen, sondern daß wir einer folgen, nicht was wir verlegen, sondern daß wir verlegen, die Präsenz des Zauberers, nicht seine Vorführung garantiert den Fortgang des Spiels: das Kaninchen ist da. Munter springt es auf dem Markt herum. Der Inhalt der Seiten in die Form verwandelt: ein Buch, welchem Trend auch immer zugetan. (Immer natürlich, dennoch, das weiß der Zauberer, muß er

sich der Kaninchenart versichern, die herausspringen soll – er findet sonst bald keinen Partner mehr, der ihn mitspielen läßt.)

Das Kaninchen ist tot. Milton war nicht produktiv, sage ich zu dem Monster, das den Zylinder weggeworfen hat, als fürchte es sich davor. Er hat „für“ niemanden gearbeitet. Nicht für diesen abstrakten Jemand, der heute eine Interessenvereinigung irgendwelcher Aktienbesitzer ist, zu Miltons Zeiten noch ein handfester Kapitalist. – Ist es ... ein Glück? fragt das Monster. Produktiver Arbeiter zu sein?

In der Zeitung habe ich gelesen, in einer 100-m²-Wohnung, die man sich selbst erarbeitet habe, könne man nicht unglücklich sein. 10x10 Schritte: ein schmaler Spielraum. Wir sind kalkulierbar geworden. Ich schüttele den Kopf: es ist kein Glück, ein produktiver Arbeiter zu sein. (Karl Marx hat das gesagt.) Es ist ein Unglück. Das Monster nickt. Es hat schon viele arbeitende Menschen gesehen. Es versteht.

5 £ hat Milton an seinem *Verlorenen Paradies* verdient. Das ist nicht viel, zu wenig zum Leben. Von den Strukturen her denkend, könnten wir in Versuchung kommen, diese durchaus materielle Katastrophe eines Einzelnen ideell zu verallgemeinern: Können wir nicht leben ohne das System, das für uns denkt?

Immer denken wir mit. Und wir denken gegen das System. Während das Kaninchen längst begraben ist, hat Milton überlebt. Wahrscheinlich, sage ich zu dem Monster, das sehr genau zuhört, hat er ganz einfach über andere Mittel verfügt.

Regel 5: BEDEUTUNG und AUSDRUCK sind getrennt: der Inhalt einer Äußerung führt nicht auf die Welt zu, sondern auf die ihr immer schon zugrunde liegende Form der Sprache zurück. Ich SAGE nichts.

Es gibt viele Mittel, um zu überleben, mehr noch. Auch das ist eine Frage der Form. Wir sind vor zwei Bildern stehengeblieben. Etwa zur gleichen Zeit gemalt, zu deiner Zeit vielleicht, erkläre ich dem Monster: romantische Aufarbeitung der Aufklärung. Der Fluß, eine Brücke, ein Schiff: das gleiche Ergebnis. Wie unterschiedlich die Bilder sind! Das eine naturgetreu ... das andre? Das ist seltsam, sage ich. Ich trete näher: die Farben lösen sich von den Dingen, die Dinge verlieren so ihre Form, die eine der Farben wird, nicht der Gegenstände, die die Welt des ersten Bildes mit deutlichen Konturen immer wieder zerreißen. – Hier schließen sie sich zusammen, unlösbar: eine Verschwörung der Dinge; dort bleibt die Gewißheit des Subjekts, das unterscheidet.

Wir stehen davor. Zwischen diesen Bildern liegt das eine Ereignis: eine unwirkliche Konstellation wirklicher Momente. Der Fluß, eine Brücke, ein Schiff: über die Jahrhunderte tragen uns die Bilder eine Bedeutung zu, eine sehr bestimmte Bedeutung, errichtet auf der unbestimmten Konstellation welcher Momente auch immer – ihre Bedeutung. Was für eine Bedeutung? Diese, und jene, sage ich. So viele Möglichkeiten, die plötzlich wirklich sind! Du erkennst, was der eine Maler gesehen, was der andere gemeint hat. Er-

kennst du auch, was der eine meint, wenn er die Natur so (bis in alle Einzelheiten genau) sieht? Und erkennst du, daß der andere die Natur genau so sieht (als auf uns zustürzenden Komplex von Farben und Formen), wie er sie meint? Welche Möglichkeit ist Wirklichkeit: erkennst du das?

Es gibt viele Mittel, um zu überleben, viele Formen, um die Welt abzubilden, sage ich, zurücktretend, das Monster beobachtet genau; manchmal verlieren wir die Übersicht. Keine Möglichkeit geht uns weit genug, um die eine Wirklichkeit festzuhalten. Können wir von der Inkongruenz aller Äußerungen (der Kunst, der Wissenschaft, des täglichen Lebens) gegenüber dem einmal Intendierten ausgehen – müssen wir es?

Der Fluß, eine Brücke, ein Schiff: ein ganz besonderer Augenblick, ein so besonderes Ereignis, diese eine Wirklichkeit: warum bleiben uns so viele Möglichkeiten? Was immer du sagst (und was du tust): hast du es wirklich so tun und sagen wollen? Das Monster ist zusammengeschreckt: nein! Bittend sieht es mich an. Ich weiß schon, sage ich, viele deiner vergangenen Äußerungen sind ... mißglückt. Das meine ich nicht, sage ich schnell. Oder doch, das meine ich, aber viel mehr: woran messen wir dieses »so«: die utopische Projektion all unserer Äußerungen, der künstlichen, und der natürlichen? Wo beginnt für uns die Wirklichkeit?

Ich sage etwas. Ich male ein Bild. ICH halte ETWAS fest. Immer sind es diese Pole, zwei Pole, auf die jede Äußerung verweist: her, hin, her, und wieder zurück. Sie pendelt sich ein zwischen dem Ich und dem Etwas, pendelt sich ein zwischen dem Sprechenden und dem Gegenstand, irgendwo, zwischen Subjekt und Objekt: dem, was unterlegt ist (diesem verwirrenden Gemisch aus Sichtweisen und Emotionen) – und dem, was uns entgegensteht.

Die Sache ist angreifbar: pendelnd zwischen Evokation und Realismus, bist du dir der Richtung nicht mehr gewiß. Dir schwindelt. (Und die Schaukel hängt hoch!) Wo beginnt das Objekt? Hast du es nicht längst schon mit Gefühlen unterlegt? Sind die auseinanderfließenden Formen, die Farben, die sich dir entgegenwerfen, objektiv? Oder solltest du dich an die konventionelle Aufteilung in Vorder-, Mittel- und Hintergrund halten, die eine natürliche Landschaft mit vertikalen und horizontalen Linien in das Bild prägt, diagonal in der Bewegung? Siehst du Schatten und Licht unterschieden? Oder reines Strahlen? Zwei Bilder: jedes verfällt der jeweils extremen Möglichkeit, sage ich zu dem Monster, das sich nicht losreißen kann. Wo verbirgt sich die Wirklichkeit, dieses eine Ereignis?

Du schwankst. In diesem Taumel suchst du die Ordnung. Eine dreidimensionale Ordnung, die die Sprache freigeben würde zwischen den Dingen und den Gefühlen (den vergangenen Augenblick des Ereignisses bilden würde aus beiden Bildern, in dieser ganzen Spannweite ihrer gegenseitigen Negation?), wäre sich niemals der Adäquation gewiß: irgendwo zwischen den Polen läge ein utopisches Gleichgewicht (wo zwischen den Polen? Spiegeln sie sich in dem Zuhörer? demjenigen, der die Bilder sieht?); ein Gleichgewicht, dem du dich anvertrauen müßtest. Die Schaukel dreht sich. Hast du Angst? Reicht dir das? Das Monster sieht mich fragend an. Den Strukturalisten reicht es nicht.

Sie streichen eine Dimension. Du hängst die Schaukel ab. Du behältst die

Äußerung und das Objekt. (Das Subjekt, dieses unsicherste Moment, das die Welt mit Gefühlen verwirrt, behältst du nicht.) Zunächst fällt dieser Ausfall kaum ins Gewicht. Die anderen Momente sind ja da: der Fluß, die Brücke, das Schiff. Undeutlich erinnerst du das Ereignis. In diese zweidimensionale Beziehung gezwängt aber verweigert dir das Bild die Welt, die Welt das Bild. Du erinnerst noch etwas: auch der erste, der »naturgetreue« Maler hat ja etwas zu sehen »gemeint«, auch er hat sich schon immer von der bloßen Welt zu entfernen gesucht. Warum? Die Momente sind doch da: der Fluß (plötzlich weißt du nicht mehr, ob das Wasser wirklich so blau ist. So blau? Oder grün? Ist es nicht vielmehr braun? Trägt es nicht graue Schaumkronen auf den Wellen?), das Schiff (du siehst es erst jetzt) hat ja schwarze Segel! Die Objekte sind da. Ohne das Subjekt, das den Abgrund (zwischen dir und ihnen) überbrücken konnte durch Interpretationen und Gefühle, sind sie unendlich weit weg. Der Anspruch jedes einzelnen Objekts, das auf »seiner« Linie, auf »seiner« Farbschattierung beharrt, wird übermächtig. Während der Maler neben dir noch hellstes Weiß auf die Segel legt, siehst du sie schwarz, schwärzer noch, noch schwärzer. Aber die Farben, die du dem Bild gibst, deine Farben, haben ihre Grenze. Es ist nicht diejenige der Objekte, die sind (ohne dich) grenzenlos. Auch in dieser zweidimensionalen Beziehung versagen Sprache und Welt sich der Adäquation.

Regel 6: SPRACHE und SPRECHEN sind getrennt. Die Rationalität des sprachlichen Regelsystems spiegelt sich nur unvollkommen in den irrationalen Aufführungen des Sprechenden. Er wird zum Schweigen gebracht, um das zu hören, was die Sprache denkt.

Die Strukturalisten haben die ÄHNLICHKEIT aufgegeben, dieses besondere Gleichgewicht zwischen dir und der Welt, die Einheit der Worte mit den Dingen. Sie geben nun die REPRÄSENTATION auf: die Transparenz der Wörter auf die Dinge zu. Sie streichen diese letzte (und scheinbar realste) Möglichkeit, die das Sprechen aus sich selbst herausführt: das Objekt. Die Sprache wird richtungslos – vom beliebigen Sprechen auf sich selbst zurückbezogen: Repräsentation der Repräsentation.

Mehr als 2000 Jahre (die Kriege, Morde, diesen ganzen Aufwand an Zivilisation) haben wir also gebraucht, um diese ursprüngliche Konspiration aufzudecken, zu der Natur und Mensch sich gegen uns aufgeschwungen haben; – eine lange Zeit, zu lang, sage ich zu dem Monster. Endlich sind sie verjagt? Wir sind nach unten gegangen, nach draußen, die Tür haben wir schnell und fest hinter uns zgedrückt. Wir gehen die Hauptstraße entlang. Die vielen Geschäfte! Da vorn, zeigt mir das Monster, sind die Krankenhäuser, daneben die Gefängnisse, daneben . . . – Es kennt sich aus in dieser Stadt. Die Menschen sind eingesperrt. Verrückte gibt es nicht, alles ist integriert. An der Ampel müssen wir warten.

Noch einmal drehen wir uns um: ein Haus des Todes, in dem wir alles aufgegeben haben. Zu hoch, zu leichtfertig gebaut, antwortet das Monster. Die Strukturalisten haben die griechische Dialektik der Natur, die dem Men-

schen ihren Stempel eindrückt, allzu leicht um eine Potenz höher geschoben, ohne sich der Grundlagen zu versichern, der Konsequenzen, der Möglichkeiten: Der Übermensch, ein anonymes System der Werte drückt seinen Stempel ein in das, was von uns übriggeblieben ist: den Diskurs. Über das Licht, diese dramaturgische Glanzleistung der Griechen, die Statik ihrer komplizierten Architektur, haben sie nicht mehr verfügt.

Das Haus schwankt: von außen grell angestrahlt im Licht der Leuchtreklamen. Innen Dunkelheit, diese ungeheure Dunkelheit! sage ich bestürzt. Wir starren es an.

In diesem ersten Akt des Bewußtseins, diesem Augenaufschlagen nach dem Schlaf, den wir schon für Erkenntnis halten, sagt das Monster, fällt die Welt für immer für uns auseinander. (Was ist Erkenntnis?) Etwas ist geschehen: wir sind nicht mehr eins mit der Natur. Einem immer Fremden stehen wir gegenüber. Wir erschrecken. Was können wir tun? Vor Angst wissen wir nicht, wohin. (Wann beginnt die Erkenntnis? fragt das Monster.) Wir reißen die Welt tiefer noch auseinander in den Gegensatz von mir und dir, Diesseits, Jenseits, unten, oben, Untertanen, Obertanen; in den Gegensatz von Sein und Denken, der für uns tödlich wird.

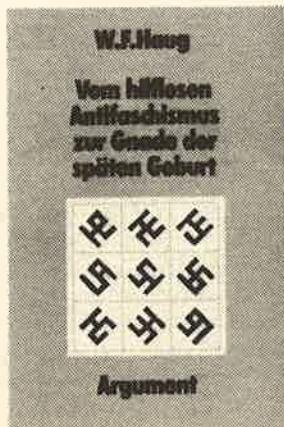
Sagen wir etwas, wenn wir reden? Aufleuchtend im Sinn, in einem Akt voller Gewalt wollen wir den Anderen negieren, ihn durchschauen, weil wir nicht wagen, ihn zu verstehen: Ist das Erkenntnis?

Hier stehen wir. Dort ist das immer Andere (die Fernsehnachrichten, Zeitungsmeldungen, der Medienlärm); – draußen das künstlich grelle Licht, drinnen die tödliche Dunkelheit. Die Strukturalisten haben uns aus uns selbst verjagt. Als leere Körper bleiben wir zurück. Über uns denkt eine Sprache, die nicht die unsere ist, uns unsere Handlungen, über die wir nicht mehr verfügen.

Es ist unsere Welt.

Ihre Dialektik stimmt nicht, sage ich zu dem Monster. Sag etwas, wirf einen Stein in das Wasser, das konzentrische Kreise wirft. Die Kreisbewegungen führen nur auf sich selbst zurück: Sprache, Sprechen, Sprache, am Ende bleibt nichts. – Aber der Stein ist immer noch da. Irgendwo auf dem Grunde des Wassers liegt er auch dann noch, wenn die Ringe äußerlicher Reaktion verschwunden sind, längst schon. Du hast etwas gesagt. Ich höre dir zu. Immer mußt du die Möglichkeit festhalten, daß das, was du sagst, irgend jemandem in der Erinnerung bleibt. Ein noch so kurzer Augenblick, verlängert in die Zeit: Wirklichkeit.

Neuerscheinungen im Argument



Wolfgang Fritz Haug
Vom hilflosen Antifaschismus zur Gnade der späten Geburt

Unter dem Stichwort »Historikerstreit« erleben wir den seltsamen Umstand, daß sich ein ganzes Volk plötzlich leidenschaftlich für seine Geschichte zu interessieren scheint.

W. F. Haug läßt in seiner umfassenden Analyse mehr als 300 Beteiligte am Streit um die Identität der Westdeutschen zu Wort kommen. Im Zusammenhang mit dem neuen Historikerstreit gewinnt die »alte Vergangenheitsbewältigung« nach 1945, der »hilflose Antifaschismus«, erneute Brisanz.

330 S., Ln. 38.- DM, br. 28.- DM



Detlev Albers
Sozialismus im Westen

Erste Annäherungen:
Marxismus und
Sozialdemokratie

Mit dem Irseer Programm (1986) hat sich die SPD wieder ausdrücklich auf die »Marxsche Geschichts- und Gesellschaftslehre« als eine ihrer wichtigsten »geistigen Wurzeln« berufen. Welchen Beitrag kann ein erneuter Marxismus für die Theorie und Praxis der SPD leisten? Detlev Albers (Mitglied der II. Programm-Kommission des SPD-Parteivorstandes) behandelt in seinen Aufsätzen, u.a. die Grundsatzdebatte in der SPD sowie deren Herausforderungen und Perspektiven. 260 S., br. 22.- DM

Argument-Verlag

Rentzelstraße 1
2000 Hamburg 13

Robert Steigerwald / Erasmus Schöfer
Zu dem Roman „Tod in Athen“. Ein Briefwechsel

ROBERT STEIGERWALD

Wichtig ist für mich zu wissen, wo in Deinem schöpferischen Haushalt der „Tod in Athen“ untergebracht ist: Er soll ein Werk sein, das sich der Epochenfrage stellt; und das trifft ja auch zu.

Sagen wir gleich noch dazu, daß es sich dabei besonders der Parteifrage stellt. Wie der Parteifrage stellt? Wenn ich es richtig sehe, unter dem Gesichtspunkt der – theoretisch formuliert – Dialektik von Kollektiv und Individuum, von Rationalität und Sensibilität. Das Problem der Selbstverwirklichung steht im Mittelpunkt, wobei das „Selbst“ in der Schwebe bleibt zwischen Kollektivität und Individualität. Im Zweifelsfall wird es der Individualität mehr angenähert.

Mir ist durchaus klar, daß damit die Empfindungen eines bestimmten Teils unserer Parteimitgliedschaft angesprochen sind. Die Empfindungen, Probleme und Frustrationen. Und genauso weiß ich, daß – insbesondere unter uns älteren Kommunisten, die eine andere, wie man heute sagt, Sozialisation durchgemacht haben – manches davon nicht verstanden wird. Wenn Du in dem berühmten Schiller-Text das Leitwort des revolutionären Bürgertums: „Vaterland“ durch unser Leitwort: „Partei der Arbeiterklasse“ ersetzt, so kommt das Lebensgefühl heraus, das uns geprägt hat: „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an! Das halte fest mit deinem ganzen Herzen. Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft. Dort, in der fremden Welt, bist du allein, ein schwankend Rohr, das jeder Sturm zerknickt!“ (Ich zitiere aus dem Gedächtnis.)

Mir scheint, hier stoßen zwei unterschiedliche Genossenmentalitäten aufeinander, und beide Seiten müßten voneinander lernen. Das ist schwer genug. Vielleicht – weil ich kritisieren werde – erst einmal einiges an Lob zu Deinem Buch.

Ich halte viele Teile Deines Buches für stark. Über weite Strecken ist es Dir gelungen, der Realität Poesie abzugewinnen. Das ist wirklich Griechenland. Die Naturschilderungen, auch die der Stadt, der Kneipen, der Wohnbezirke, die Atmosphäre vor der Fabrik, das ist vorbildlich gestaltet. Der Wechsel der Personen (die jeweilige Ich-Darstellung) ist glaubhaft (mir am wenigsten bei Manfred, dazu später einiges mehr). Die Sprache zumeist den wechselnden Personen und Begebenheiten angemessen. In den meisten Fällen, scheint mir, hast Du auch ihre Psyche richtig getroffen.

Ich finde in Deinem Roman vieles, was mich an große literarische Vorbilder erinnert. Man könnte zum philosophischen Strukturalismus verführt werden angesichts so vieler Entsprechungen. Ich nenne nur ein paar. Es gibt einen Faust und einen Mephisto, auch (wenigstens) ein Gretchen. Es gibt einen „trüben Morgen“ (am Anfang des Buches), der einen Neubeginn ankündigt, wie am Anfang von „Faust“ (II). Fausts Schlüsselwort „Verweile doch, du bist so schön!“, ihm entspricht Bliss' Schlüsselwort „Glück“ (S. 260). Ich fin-

de auch ein paar andere Analogien, über die ich nachgedacht habe. Bliss geht nach Griechenland, in das Land unseres kulturellen Ursprungs. Schon einmal erfolgte eine Hinwendung zu Griechenland. Aber das war eine Hinwendung aus dem Gefühl der Kraft, des Stolzes, des Gestaltungswillens heraus. Bei Bliss ist diese Hinwendung eine Flucht. Oder da wird – gleich zu Anfang – von einem Sonnenaufgang erzählt, sehr schön, poetisch. Und das erinnerte mich an ein Hegel-Wort von einem Sonnenaufgang. Aber auch da liegen die Dinge anders. Da ging es darum, daß die Welt auf den Kopf gestellt, aus der Vernunft heraus begründet werden sollte durch die Große Französische Revolution. Aber bei Deinem Sonnenaufgang geht es um eine Versöhnung von Mensch und Natur, wenn ich es richtig verstehe im Kontext einer lebensphilosophischen Weltanschauung. An dieser fehlt es ohnehin nicht, man studiere die Rationalismus- und Marxismuskritik, die Anklänge an Heidegger (S. 317 f). Doch kommt gleich darauf das, was die Wende des Romans sein könnte (S. 319). Nur: Noch ist nicht klar, wohin die Wende zielt.

So sind eigentlich alle Analogien zugleich Dislogen: Faust bricht auf, um Welterfahrung zu sammeln. Bliss flieht die Welt. Griechenland bei der revolutionären Bourgeoisie hat eine völlig andere Bedeutung als bei Bliss, und mit dem Sonnenaufgang ist's nicht anders.

Bliss ist zweimal sprachlos. Beide Male ist er es auf verschiedene Weise. Der Flüchtling ist sprachlos von innerer Verletzung, der Bliss nach der Rettungsaktion ist stumm wegen äußerer Verletzungen mit der Möglichkeit, innerlich zu genesen. Und seine Wiedergeburt erfolgt im Zeichen der Hoffnung, zunächst der Hoffnung anderer, die ihn als Kampfgenossen erwarten, auch der Hoffnung einer Frau. Bliss könnte wieder beziehungsfähig werden (S. 238 f). Ich finde im Roman nur weniges, das ich nicht geschrieben hätte. Es berührt durchaus zentrale Fragen des Partei- und Sozialismusverständnisses. Das sind Worte über unsere gemeinsame Partei (z. B. S. 225), zur „Dialektik“ der „Siege“ (ebenda), einige Bemerkungen über einen SED-Parteitag. Selbst wenn Du in allem recht hättest – und das hast Du nicht –, es gibt Dinge, da möchte mich mit dem Kirchendiener aus „Tosca“ schon sagen: „Es ist abscheulich, nichts ist ihm heilig!“ Es gibt für uns Dinge, die gehören zur Substanz. Und selbst dann, wenn wir dabei Mängel aufweisen, ist der Kritikstandpunkt nicht außerhalb der Substanz zu suchen. Und ein Roman ist immer auch etwas außerhalb der Substanz.

Über diese Frage werden wir uns wahrscheinlich nicht einigen können. Nun aber zu anderen Kritikpunkten. Es geht mir um die Fabel. Zwar tragen Fabeln nur den Ideengehalt. Aber ebenso, wie nicht jeglicher Stein für eine Skulptur taugt, so auch nicht jegliche Fabel für einen bestimmten Ideengehalt. Damit will ich nicht sagen, daß Deine Fabel für den von Dir angesprochenen Ideengehalt nichts tauge, sondern nur, daß es der Fabel noch an innerer Logik gebreicht. Ich bin seit geraumer Zeit dabei, mich mit Goethe unter dem Gesichtspunkt seines Verhältnisses zur Großen Französischen Revolution auseinanderzusetzen. Und in diesem Zusammenhang sehe ich wieder einmal, wie Goethe jahrzehntelang mit der Fabel des Faust-Stoffes rang, bis sie ihm als Träger für seine Ideen ausreichte. Ich meine, Du müßtest noch mit der Fabel Deines Romans weiterringen.

Damit deute ich natürlich an, daß ich eine Fortsetzung Deiner Arbeit erwarte, nicht nur (aber dies auch) im Sinne der Ausformung der vorliegenden Fabel, sondern auch im Sinne eines möglichen zweiten Teils des Romans. Mir leuchtet ein, daß Du Dir den zweiten Teil offengelassen hast, daß Du Dich offensichtlich erst später entscheiden willst, wie Du – oder wie Deine Helden – ihr Verhältnis zur konkreten Partei, der DKP, eben gestalten. Das ist natürlich eine Frage, die für mich absolut nicht offen ist.

Also, was habe ich an der Fabel zu bekritisieren?

Da geht einer weg (genauer: er flieht), weil ihn die private und gesellschaftliche Situation ankotzt, weil er beziehungsunfähig geworden ist. In beides verwoben ist die Partei. Zum Beispiel wird sie, ihre Politik des „Verheizens“ des Berufsverbotsbetroffenen, mitschuldig daran, daß die Ehe scheitert (während Bliss für die Partei unterwegs ist, vielleicht auch, weil er es ist, schlafst seine Frau mit einem Alternativen). Die Partei ist also etwas, das der Selbstverwirklichung im Wege steht. So sieht es jedenfalls Bliss. Sie, die Partei, meistert die Dialektik Individuelles/Kollektives und Rationales/Emotionales nicht. So jedenfalls im Roman. Überdies ist sie nicht erfolgreich usw. usf. Das wirft natürlich Fragen des Kriteriums des Erfolgs auf.

Die Geschichte von einem (oder von zweien), der/die auszog/en, um die Welt zu erfahren, das Fürchten zu lernen, als Gold- oder Pechmarie heimzukehren und dergleichen, ist ein alter, völlig legitimer Kunstknauff. Neues muß an anderen Orten und in anderen Zusammenhängen erfahren werden. Aber Bliss geht ja nicht nach Griechenland, um Neues zu erfahren, er geht nicht nach Griechenland, um Neues in anderen Zusammenhängen zu erfahren, sondern er flieht, weil die alten Zusammenhänge ihn, vorsichtig formuliert, ankotzen. Daß Bliss in Griechenland gesunden könnte, das ist keineswegs in seiner Absicht. Er flieht nur. Das (mögliche) Ergebnis des Gesundens, das mögliche Ergebnis seiner Flucht folgt nicht aus der Logik der Fabel, sondern, wenn überhaupt, aus dem Zufall. Genausogut hätte Bliss auch nach Nordfinnland fliehen können. Er hätte dort nur mehr Mücken, aber ansonsten nicht weniger Einsamkeit vorgefunden. Der Autor läßt seinen Helden eines Vorurteils wegen nach Griechenland gehen (mir ist dieses Vorurteil sehr sympathisch), nur geht es darum hier gar nicht, sondern um die Logik der Fabel. Bliss hat Land und Partei verlassen, weil er frustriert ist, wie es neuhochdeutsch heißt. Aber da ist im Roman, und Du selbst legst Wert darauf, dies als Romanbestandteil zu verstehen, die Geschichte von dem Sisyphos. Eine schöne Abwandlung des Stoffes. Der Stein wetzt sich ab, die Last wird geringer. Sisyphos kann erlöst werden – sofern er nur lang genug durchhält.

Wie paßt das zur Fabel? Der Stein (das Land, die Partei u. dgl.) ändern sich, wetzen sich ab, nicht Sisyphos ändert sich. Aber ist dem im Roman so? Der Autor gibt eine andere Antwort: Sisyphos ändert sich. Zumaldest deutet sich das an. Und die Partei, die Ereignisse, unter denen dies geschieht, wie sind die? Der Unterschied ist nicht in der Partei (der griechischen und der bundesdeutschen, ihrer jeweiligen dramatischen Geschichte, ihrer sozialen Zusammensetzung usw.) begründet, sondern in den unterschiedlichen Kampfbedingungen. Wir haben in der Tat bei uns keine romantischen Klassenkampfbedingungen. Aber liegt das an der Partei?

Die Fabel trägt also auch diesen Prozeß nicht.

Eine letzte Sache, die eigentlich nicht die Fabel betrifft, aber doch wesentlich ist. In Deinem Roman ist der Kommunist ein Intellektueller, sein Freund ein Arbeiter. Er ist der Nichtkommunist, bestenfalls ein Kommunist ohne Parteibuch. Natürlich ist dieser Arbeiter, das weißt Du selbst, in mancherlei Hinsicht eine stark überzogene Idealgestalt. Seine intellektuellen Fähigkeiten, seine Bildung, die ja Intellektuelle, Fachleute blaß aussehen lassen, machen einige seiner Reaktionsweisen unverständlich. Ich denke vor allem an seine Diskussionen über die Partei, über das Problem von Erfolg, Sieg, über Probleme der komplizierten konkreten Dialektik. Andererseits ist er das, was man neuerdings hierzulande einen Chauvi nennt. Nun, ich verlange nicht Charaktere aus einem Guß, aber die Widersprüche müssen im Charakter selbst plausibel sein, und da habe ich bei Deinem Manfred meine Probleme. Auch in anderer Hinsicht. Du willst uns mit Deinem Roman ja einen Spiegel vorhalten. Und da dürfen die Zügel des Zufalls nicht bestimmt sein. Aber ist es denn nicht einfach ein Zufall, daß der Nichtkommunist und keineswegs „homogene“ Charakter Manfred im Verhältnis zu dem Kommunist Viktor die führende Rolle innehat?

Außerdem ist nicht genügend motiviert, wieso Manfred nach Griechenland fährt, den Viktor heimzuholen. Freundschaft hin, Freundschaft her: Homoerotisch ist sie nicht, und so tief begründet, daß eine solche Reise plausibel wird, ist sie weder vom Persönlichen noch von den Bedingungen des Kampfes her. Lieber Erasmus, ich weiß, daß ich viel kritisiert habe. Aber wer mit anderen so kritisch umgeht wie Du, der muß auch selbst etwas einstecken können. Du hast selbst einen hohen Maßstab an Dein Buch gelegt. Und das mit Recht. Dein Buch wird diesem Maßstab – meines Erachtens – in Teilen gerecht, aber eben erst in Teilen. Niemand wäre froher (vom Autoren natürlich abgesehen), wenn die weitere Arbeit an diesem Stoff dazu führte, ein Buch zu schaffen, das dem geforderten Anspruch mehr entspräche, als dies der jetzige „Tod in Athen“ tut – den ich aber mit großer Anteilnahme gelesen habe.

ERASMUS SCHÖFER

Dank für Deinen umfangreichen Brief zu „Tod in Athen“, auf den ich nun, vom Anfang zum Ende Deiner Beobachtungen und kritischen Gedanken fortschreitend, eingehen will.

Der Anspruch ist bei meinem Roman nicht, die Wahrheit über eine geschichtliche Etappe der Arbeiterbewegung literarisch-historisch zu erforschen bzw. diskutierbar zu machen (wie in Weiss’ „Ästhetik des Widerstands“), sondern Ansichten und Verhaltensweisen von (literarischen) Individuen zu zeitgeschichtlichen Vorgängen darzustellen – wobei die Individuen selbst als Teil und Produkt dieser Vorgänge erscheinen.

Allerdings wirkt die Tatsache, daß in der deutschsprachigen Literatur hiesiger Urheber Kommunisten als ernstzunehmende Personen nicht vorkommen, sicher im Fall von „Tod in Athen“ als beispielhafte Vergrößerung, besonders für das Verständnis von Marxisten. Gewiß will ich nicht geltend machen, daß

die vier Hauptpersonen in „Tod in Athen“ völlig beliebige Individuen seien, aber wie repräsentativ sie tatsächlich für den Leser erfahrbar werden, dürfte eher eine romanästhetisch als parteipolitisch zu beantwortende Frage sein. Gerade wenn wir voll, auch in ihren *Widersprüchen*, entfaltete Persönlichkeiten von einem Roman erwarten, müssen wir uns von Sehgewohnheiten freimachen, die durch frühere sozialistische Literaturtheorien und nach ihnen gestalteten Werken im Sinne einer „operativen“ Literatur geweckt wurden.

Epochenfrage und Dialektik

Du schreibst, daß „Tod in Athen“ die „Epochenfrage“ erkennbar stellt. Ich stimme Dir zu, sehe sie allerdings nicht nur in der „Parteifrage“, sondern womöglich noch grundsätzlicher in dem epochalen Konflikt von Sozialismus und Kapitalismus und seinem für uns Zeitgenossen erkennbaren Verlauf. Die Schwierigkeiten, mit der – so anders als vor 130 Jahren von Marx und Engels vorhergesehenen – Entwicklung theoretisch und praktisch klarzukommen, sind das Problem der Romanpersonen wie unser eigenes.

Die Erfahrungen der älteren Genossen, auf die Du mit Recht hinweist, sind dabei in dem Roman, wie Du Dich erinnern wirst, mit großem Respekt und literarischer Gerechtigkeit dargestellt: in dem häufigen Rekurs des „jungen“ Kommunisten Bliss auf den griechischen Volksdichter Jannis Ritsos, der wie kaum einer unsrer Zunft alle leidvollen Erfahrungen seines Volkes mitdurchlebt hat. Aber auch in der Gestalt des griechischen Bürgermeisters Mavros und in den von Bliss im Zusammenhang mit seinen Forschungen zur deutschen Widerstandsgeschichte erinnerten deutschen Genossen. Es hängt mit der Romanökonomie zusammen, daß dieser letzte Punkt eine untergeordnete Rolle spielt. Bliss lebt in dem Konflikt, deren Einsatz und Vorbild mit beindruckender Hochachtung zu begegnen und sie doch nicht mit seinen eigenen Erfahrungen und Lebensbedürfnissen verbinden zu können.

Wenn Du schon auf dialektische Antinomien (und auf den „Faust“) hinweist, wundere ich mich allerdings, daß Du auf die so grundlegende von Theorie und Praxis, von erkenntnisorientiertem Betrachten und Handeln also, nicht zu sprechen kommst, die ja bei einer groben Annäherung an die beiden Deutschen des Romans deutlich auszumachen ist. Kollektiv und Individuum, gewiß. Ebenso Rationalität und Emotionalität (eher als „Sensibilität“ = Empfindsamkeit). Da Du diese Problemkreise nicht erörterst, lasse ich sie auch beiseite.

Ich habe nicht absichtlich Analogien zu anderen Werken der Literatur in diesen Roman eingebaut; die einzige, die ich bewußt in Kauf genommen habe, ist die des Titels – ich hätte sie gern vermieden, doch ist der Titel des Romans, der erst nur ein Arbeitstitel war, ihm im Lauf seiner fünfjährigen Entstehungsodyssee so zugewachsen, daß ich keinen anderen, originelleren und zugleich treffenden, finden konnte.

Aber müssen wir den Begriff „Lebensphilosophie“ und den Namen Heidegger bemühen, zudem in dieser unkritisierbaren, unverbindlichen Allgemeinheit, um zu benennen, was und warum Bliss am Anfang des Kapitels „Aus den Knochen wachsen die Wälder“ (S. 316 ff.) von den ungelösten Rätseln der Natur, den Aporien der Ratio, den Metamorphosen des Lebendigen, der

dem einzelnen schwer begreiflichen Dialektik von individueller Freiheit und historischer Notwendigkeit denkt? Ich verstehe diese Bliss-Gedanken nicht als Marxismus-Kritik, sondern als Anfragen bei der marxistischen Theorie und der Naturwissenschaft, Hinweise auf Lücken, Unfertigkeiten, Vernachlässigtes, der Zuwendung marxistischer Philosophen Bedürftiges. Soweit die Naturwissenschaft zu Antworten gefordert ist, gewiß, genügt erst einmal der Hinweis auf die notwendige historische Geduld. Aber schon die philosophische Frage, ob die Wirklichkeit für die Naturwissenschaft schließlich absolut erkennbar sein werde, führt doch auf ungesichertem Boden, da die Art ihrer Aufschlüsse der Wirklichkeit von ihren *Forschungsmethoden* und Fragestellungen, also – bewußten oder unbewußten – erkenntnistheoretischen Vorentscheidungen abhängt. Marxisten neigen ja leicht zu der Annahme, daß sie mit bestimmten Aussagen über das Leben und die Wirklichkeit, wenn sie nur nachdrücklich genug vorgebracht werden, die Wirklichkeit zu erwartungsgemäßem Verhalten veranlassen. Die Erwartung ist da unter Umständen sehr selbstgerecht und daher hartnäckig. Viel eher als an Heidegger orientiere ich mich bei den Anfragen des Viktor Bliss an dem Marxisten Brecht, mit seinem Lob des Zweifels und seiner Aufforderung, zu Zwecken der marxistischen Propaganda eine Liste der ungelösten Fragen aufzustellen, als Ausdruck unserer realistischen Bescheidenheit.

So interessiert den Genossen Bliss in diesem Zusammenhang auch brennend das Verhältnis von dialektischer Erkenntnismethode zu dem weitgehend monokausalen Alltagsdenken und Erkennen der Menschen – in unserem abendländischen Kulturbereich zumindest (vgl. S. 250ff.). Das ist auch so ein Sprengstoffpaket, das noch längst nicht entschärft ist. Eine Herausforderung an die Genossen Philosophen, die als solche in Deinem Brief noch übersehen zu sein scheint.

Faust alias Hamlet

Aber dem marxistischen Theoretiker Steigerwald geht es doch vor allem um die politischen Essentials der Partei. Da fürchtet er, werde er sich mit dem Autor, dem abscheulicherweise nichts heilig sei, nicht einigen können.

In dem ganzen Absatz, in dem Du über diese Fragen handelst, kommst Du zu Deiner Schlußfolgerung („Schöfer hat nicht recht“) nur aufgrund der falschen Gleichsetzung von Romanaussage und Autorenaussage. Oder noch einfacher: Bliss ist deutscher Genosse, Schöfer ist deutscher Genosse, also gilt die Gleichung Bliss-Aussage = Autorenaussage = Parteiaussage, und die Gleichung sei falsch.

Sie ist es. Aber nicht in ihrem Sachgehalt, sondern in ihrem Ansatz. Der Ansatz hat seine Wurzeln sicher in jenem Literaturverständnis, das von Kunst nicht die Darstellung des tatsächlichen, sondern des (politisch) Erwünschten erwartet, um mit solcher Literatur konstruktiv auf das Tatsächliche einzuwirken. Mein Literaturverständnis ist dem eben genannten nicht sehr fern, unterscheidet sich aber darin, daß es die Darstellung des Tatsächlichen für unabdingbar hält und nur durch die *Auswahl* des Dargestellten dem Werk eine Tendenz zum Erwünschten gibt. Dabei gebietet die künstlerische Wahrhaftig-

keit, bei der Auswahl nichts Wesentliches aus Bequemlichkeit oder Opportunismus auszulassen, also die vom persönlich Erwünschten bestimmte Tendenz nicht auf einem billigen, vordergründigen Weg herzustellen.

Erst die von einem Werk erzielte Gesamtaussage (die unter Umständen nicht leicht zu ermitteln und auch abhängig ist vom Vorverständnis der Leser) kann Auskunft über die „Philosophie“ des Autors geben, während die Romanpersonen mit ihren Aussagen Details der dargestellten gesellschaftlichen Wirklichkeit sind. Sinnvoll kann an sie nur die kritische Frage gerichtet werden, ob sie als Menschendarstellungen existierende, wahrscheinliche, repräsentative, das heißt: glaubhafte Darstellungen von Wirklichkeit sind.

Wenn Du dies akzeptierst, dann wirst Du auch zugeben, daß die in der Parteidiskussion von Bliss, Anklam und dem Griechen Takis vorgebrachten Standpunkte nicht ausgedachte, sondern real vorhandene sind, die zudem auf der zitierten Seite 225 nicht von dem Kommunisten Bliss, wie Du annimmst, sondern von seinem parteilosen Freund Anklam ins Feuer der Auseinandersetzung geworfen werden. In welcher Quantität und Dynamik diese Fragen vorhanden sind, und daß sie für viele Menschen, auch Kommunisten, offene Fragen sind, das kann womöglich Streitpunkt zwischen uns bleiben.

Bliss zeichnet sich, scheint mir jetzt, geradezu dadurch aus, daß er These und Antithese, die real vorhandene Doppelgesichtigkeit von Fakten und Vorgängen wahrnimmt und oft freilich die *Synthese* in der Theorie nicht vollzieht. Also eher Hamlet als Faust. (Goethe hat den Gegensatz in zwei Figuren zerlegt, Hamlet trägt den Mephisto der Verneinung und des Zweifels in sich.) Bliss ist sprachlos vor Leid an den Widersprüchen der Wirklichkeit, und sein Horatio Anklam, selbst im realen Widerspruch lebend, bringt ihn in die Bewegung, die in ihm, Bliss, zugeschüttet worden ist. Seine Ophelia heißt freilich Katina und ist ein kommunistisches Gretchen. Die bringt zuwege, was Anklam wollte, und zu welchem Zweck Bliss seinen Freund nach Griechenland gerufen hat: den (wieder) Dämme bauenden Faust II. Aber sie ist, wie Anklam, auch nur Katalysator des in Bliss vor sich gehenden, von ihm selbst gewollten Klärungsprozesses. Ironische Fußfrage: Ist der Genosse Hamlet ein parteifeindliches Element? So zeigt sich mir Bliss' Flucht aus der Bundesrepublik auch als *Tat*: scheinbar ausgeliefert und vertrieben, hat ihn sein Überlebenswille aus dem verschleißenden politischen Betrieb in die Einsamkeit der Wüste geschickt. Ist das nicht der real existierenden Paradoxie des kommunistischen Selbstmörders vorzuziehen? Aber selbst in der wüsten Idylle steigt er nicht völlig aus, wie sein Freund Anklam vermutet, sondern wird von seinem kommunistischen Instinkt in die Klassenauseinandersetzungen gezogen. Wie wenig er sich geistig abgemeldet hat, zeigt sein ständig lebendiges Rechtfertigungsbedürfnis gegenüber der zurückgelassenen Partei, sein schlechtes Gewissen vor den weiter Kämpfenden.

Dies, meine ich, unterscheidet die Figur Bliss entscheidend von wirklichen Aussteigern mit und ohne Reise in ein Sonnen- oder Seenland. Und so plädiert denn diese Figur auch für ein grundsätzliches Einverständnis, eine Erkennung des Lesers für ein derartiges Verhalten. Dabei hat die Feststellung, daß den meisten Kämpfenden eine solche „Entfernung von der Truppe“

praktisch verwehrt ist, keine aufhebende Wirkung gegenüber der Einsicht, daß sie unter Umständen ein vitales, lebenserhaltendes Bedürfnis sein kann. Hinweisen möchte ich aber auch noch auf die *strukturelle* Dialektik des Romans, auf die die Dreiteilung der Perspektiven (und Kapitel) schon deutet. Was immer man Bliss und Anklam ablese mag – es ist unvollständig ohne die aufhebende Antwort des Lebens von Katina und Sotiría. Dabei ist relativ gleichgültig, daß sie Griechinnen sind, da es längst auch eine internationale Dialektik der Klassenkämpfe gibt. Wir müssen, um das richtig zu verstehen, uns nur an den Einfluß des vietnamesischen Befreiungskampfes auf die politischen Veränderungen in der Bundesrepublik in den sechziger Jahren erinnern. Nicht welchen genauen Stellenwert Griechenland oder Nikaragua in der aktuellen Geschichte der Klassenkämpfe haben, ist für uns primär wichtig, sondern welchen emotional mobilisierenden (oder, bei anderen Beispielen, deprimierenden) Charakter für die Humanisten bei uns und im übrigen Teil der Welt. (Womit ich natürlich nicht abreden will, daß das solchen Einflüssen an Bedeutung Vorgeordnete in jedem Fall die Bedingungen im eigenen Land sind.)

Heilig oder tabu?

Ein Stichwort gibst Du mir noch mit dem Tosca-Zitat: heilig. Du sagst heilig, aber die Bedeutung ist eher: tabu. Heilig im Sinne von unantastbar ist mir der Humanismus, den das Sisyphos-Gedicht, das über dem Roman steht, ausdrückt. Der ist die kommunistische „Substanz“. Im übrigen bin ich überzeugt, daß alles, was uns leitet, im Sinne unablässiger Wahrheitssuche befragbar sein muß. Den Hinweis auf Brecht habe ich schon gemacht. Auch marxistische Wissenschaft verfährt so, im Sinne ihrer Begründer.

In der Hinsicht, scheint mir, hat der Autor von „Tod in Athen“ eher auf die Existenz von Tabus hingewiesen, als sie wirklich aufzukratzen. Allerdings: Da es kollektive Tabus sind, gehört dazu auch kollektive Arbeit und gemeinsamer Wille. In diesem Sinne hätte ich mir von Dir konkrete Antworten statt der abstrakten Erwähnung Deiner Vorbehalte zu bestimmten Punkten gewünscht. Dann wäre noch besser Fechten gewesen. Vielleicht, meinst Du, hätte ein solcher Antwortbeginn den durch Deinen Brief gegebenen Rahmen gesprengt. Das bliebe demnach Aufgabe.

Da Du nach meinem Verständnis zur konkreten DKP fragst: darin unter anderem erkenne ich meine Arbeit: vorhandene Fragen und Widersprüche, die einen gewissen Allgemeinheitscharakter haben, sichtbar und verstehbar zu machen. Da dies Unbequemlichkeiten mit sich bringt, gerät einer leicht in den Geruch des Verunsicherers, wo Optimismus gefragt ist: „Wer unsre Probleme kennt und trägt nichts dazu bei, sie zu lösen, wird selbst ein Teil von ihnen“, sagt Katina zu Bliss. Für den Schriftsteller ist der Beitrag in erster Linie das Schreiben. Anders als viele Kollegen sehe ich zwischen meinen Erfahrungen und Tätigkeiten als Staatsbürger und meiner literarischen Arbeit keinen grundsätzlichen Gegensatz, sondern eine gegenseitige Abhängigkeit. Der Ton liegt auf gegenseitig.

Ich weiß auch: Tabus, als einstige Grunderkenntnisse, Knochengerüste einer Weltanschauung, dienen als geistige Korsetts, die Unsicherheit und Schwä-

che ertragen helfen. Aber Stärke wächst nicht aus solchem zugedeckten Untergrund. Ich denke, es gibt Situationen, da das erfrischende, vorwärtstreibende Fragen erst wieder gelernt sein muß, eh' neue Antworten (die auch alte sein mögen) kollektiv gefunden werden können.

Deshalb auch, Stichwort „Fabel“, wird dieser Roman seine Fortsetzung in der realistischen Phantasie des Lesers finden, in seiner Erfahrung und seinem Handlungswillen. Der Schriftsteller kaut seinem Leser nicht die Antwort vor, er zeigt allenfalls Wege zu ihr.

Von Schönheit und Verzweiflung

Vielleicht hätte Finnland einem andern Bliss Entlastung gebracht – der Historiker Bliss ging auch an die geistigen Quellen des Humanismus, für den er lebt. Griechenland ist aus diesem und andern Gründen ein Ort, an dem Schönheit erfahren werden kann. Ihre Darstellung ist ein konstituierendes Moment des Romans, indem es geltend macht, für welche Welt Humanisten zu kämpfen motiviert werden, allen Verzweiflungen und Enttäuschungen zum Trotz. (Andere Werke mögen die Schönheiten Finnlands oder Deutschlands zu Bewußtsein bringen.)

Das Motiv Schönheit wird unterstützt durch das Bild vom Humanisten Sisyphos: indem durch seine Tätigkeit das Gewicht des Steins sich verringert, ändert sich auch der Mensch: er kann aufrechter gehen, kann ausschauen.

In diesen Zusammenhang gehört der scheinbar paradoxe Satz des alten Ge- nossen Mavros, den die deutschen Freunde für einen „weisen“ Kommunisten halten: „Wer nicht verzweifeln kann, muß nicht leben.“ Was doch wohl so zu verstehen ist, daß nur, wer sich der Erfahrung Mensch bis auf ihren Grund gestellt hat, im vollen humanistischen Sinn zu leben in der Lage ist.

Der Erfahrung auf ihren schier unerträglichen Grund gegangen ist nicht nur Bliss und auch Anklam (der für seinen spontanen Entschluß zugunsten des Individuums, gegen das Kollektiv Belegschaft, von der Realität aus seiner vermeintlichen Sicherheit gestürzt wird), sondern auch Katina in ihrem letzten Kapitel, da sie das Leben ihres Partisanenvaters begriffen und die Zerstörung des Gesichts ihres Freundes Bliss vor Augen hat. Da läßt sie ihre Verzweiflung zu. Und deshalb, so hoffen wir, wird sie leben. Ich kann es ja jetzt einmal verraten, daß ich dem alten Bürgermeister am Ende jenes wahrheitssuchenden Abendgesprächs und angesichts der zerstörenden Macht der Brandstifter mit dem oben zitierten einen Satz des deutschen Dichters in den Mund legte, den auch Du herbeirufst: Goethe.

Wenn Du nun, zum Schluß, monierst, daß der widerspruchsvolle parteilose Anklam seinen kommunistischen Freund „führt“ (genauer wohl: ihn in seine produktive Bewegung zurückführt), dann kann ich nur sagen, daß in diesem Punkt offenbar der parteigebundene Bundesbürger Schöfer dem wirklichkeitsgebundenen Schriftsteller unterlegen ist. Zu wessen Nutzen? Panajotis Mavros sagt: „Die Frage geht mich nichts an. Die mußt du der Geschichte in hundert Jahren stellen.“ Ich hoffe, diese zumindest läßt sich eher beantworten.

Einstieg in die Abrüstung.



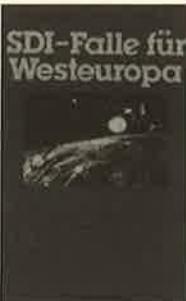
Ute Obermeyer/Paul Schäfer
Bumerang
Null-Lösung
CDU/CSU und Abrüstung
Dokumente und Analyse
Kleine Bibliothek 470
Etwa 120 Seiten, ca. DM 9,80

„Frieden schaffen mit immer weniger Waffen“ – mit diesem Versprechen waren Bundeskanzler Kohl und seine Regierung dererst angetreten. Die „Nachrüstung“ rechtfertigten sie mit dem Argument, sie könne eine Null-Lösung bei den Mittelstreckenraketen erzwingen. Seit Michail Gorbatschow Bonn seine Worte genommen hatte, ergingen sich Regierungsmehrheit und Unionsparteien in Ausflüchten. Warum haben sie die Vorschläge Moskaus nicht bereitwillig aufgegriffen, obwohl die Sowjetunion Vorleistungen angeboten hat? Warum setzen sie sich über ihre eigenen Argumente hinweg? Von welchen Hirngedanken lassen sie sich leiten? Wie sich die Bonner Standpunkte entwickelt haben, belegt und dokumentiert Ute Obermeyer anhand von Regierungserklärungen, Stellungnahmen des Kabinetts, Verlautbarungen.



Udo Scheib
Reaktoren und Raketen
Bonn auf dem Weg von der zivilen zur militärischen Atomenergie?
Kleine Bibliothek 462
Etwa 220 Seiten, ca. DM 14,80

Warum hält Bonn so verbissen an dem Plutonium-Dreieck Wackersdorf-Hanau-Kalkar fest? Was steckt hinter dem hartenkäckigen Engagement des hessischen Ministerpräsidenten Wallmann für Alkem und Nukem? Versuchen die Verantwortlichen an deutsche Atombomben heranzukommen? Atomindustrie und Bundesregierung spielen die Kritiker mit Argumenten wie „lächerlich“ und „technisch unmöglich“ ab, Kompetente Kenner der Materie sind den – so heftig dementierten – militärischen Interessen am bundesdeutschen Atomprogramm systematisch nachgegangen: Kann ein Atomkraftwerk zur Herstellung der Grundlagen von Atomwaffen umgerüstet werden? Hat die Inbetriebnahme der WAA Wackersdorf im Jahr 1995 etwas mit dem zur gleichen Zeit auslaufenden Atomwaffensperrvertrag zu tun?



Dieter Engels/
Jürgen Scheffran/
Ekkehard Sieker (Hrsg.)
SDI – Falle für Westeuropa
Militärische, politische und ökonomische Dimensionen der US-Weltraumrüstung
Kleine Bibliothek 415
345 Seiten, DM 16,80

Das Buch geht der Vielzahl von Fragen nach, die das SDI-Programm in der Bundesrepublik und in Europa ausgelöst hat. Ein Abschirmung der USA vor Atomwaffen droht den Krieg auf Europa zu lenken. Koppen sich die USA ab? Wird Westeuropa mit EVI eine eigene Raketenabwehr aufbauen? Ist die Weltraumrüstung überhaupt zu bezahlen, und welche wirtschaftlichen Folgen sind zu erwarten? Ziehen die USA technologisch auf und davon, wenn sich Westeuropa an dem „SDI-Forschungsprogramm“ nicht beteiligt? Was bedeutet das SDI-Geheimabkommen zwischen den USA und der Bundesrepublik? Was wird als Ursache für das riesige technische und ökonomische SDI-Programm genannt und was steckt wirklich dahinter?

**Unsere Bücher
sind Lebens-Mittel.**
PAHL-RUGENSTEIN

Anmerkungen

Behnssen Oliver, sh. *kürbiskern* 1/87. Herausgeber der zweiten Lyrikanthologie im Werkkreis Literatur der Arbeitswelt (1981).

Chotjewitz David, sh. *kürbiskern* 2/87, 4/85.

Ciriaco Gabriele di, Maler und Schriftsteller, sh. *kürbiskern* 1/85.

Deppert Fritz, sh. *Zeit-Gedichte* (1983) und *kürbiskern* 4/82.

Diederichs Georg, geb. 1954, lebt in Gießen. Krankenpfleger. Lyrik-Bändchen „Zeichen nicht Wunder“.

Elsner Gisela, lebt in München. In diesem Jahr erschien der Roman „Das Windei“.

Erdmann Barbara, geb. 1951 in Gladbeck, lebt in Hünxe am Niederrhein. Lehrerin in Deutsch und Musik. Ihr erster Lyrikband „Hoffnungswind“ erscheint in Kürze im Jahn & Ernst Verlag, Hamburg.

Feiler Horst, geb. 1933 in München. Bierbrauer, Kohlenträger, Kranführer u. a.; holte Abitur nach und studierte Germanistik, Geschichte und Geographie. Veröffentlichungen: „Die Korbinianslinde“ (Freisinger Verlag, 1983); „Halbzeit“ (ebenda, 1984); Mundartgedichtbuch „Leben duast doch jetzt“.

Frank Karlhans, sh. *kürbiskern* 3/86.

Fuhrmann Joachim, geb. 1948, lebt in Hamburg. Hörstücke und Hörfunkfeatures. Hrsg.: Agitprop (1968). Thema: Arbeit (1969); Linke Liebeslyrik (1972); Tagtäglich (1976); Gedichte für Anfänger (1980); Straßengedichte (1982).

Gardein Uwe, sh. *kürbiskern* 4/86.

Gorenflo Gisela, geb. in Karlsruhe, lebt in München. Kinderschwester, Journalistin, Schauspielerin, Tellerwäscherin, Kunstgewerblerin, Arzthelferin. Versuchte mit kabarettistischen Mitteln der Politik näherzukommen; bis 1983 beim Hörfunk.

Gruber Thomas, geb. 1960, lebt in Mannheim. Studium der Germanistik und Philosophie. Lyrik in Zeitschriften und Anthologien.

Grünwaldt Jochen, geb. 1938, lebt in Bremen. Mitglied im Werkkreis Literatur der Arbeitswelt. Aufführung von Sprechchören des Autors auf Wahlkampfveranstaltungen, auf Demos zum 1. Mai und zum 1. September sowie auf dem Friedensmarsch nach Hasselbach.

Haarmann Rolf, geb. 1951 in Blankenstein/Ruhr. Schriftsetzerlehre, Schauspielschule. Lebt als freier Schriftsteller in Witten-Herbede.

Hagen Jens, sh. *Zeit-Gedichte* (1984) und „Der Tag, an dem Oma wegen Beleidigung der Nationalmannschaft verhaftet wurde“ (Dammitz Verlag, 1985).

Hanuscheck Sven, geb. 1964, lebt in München. Literaturtheoretische Arbeiten über Arno Schmidt und Heinrich Kipphardt.

Herburger Günter. Das Gedicht ist dem Band „Kinderreich Passmoré“ entnommen. Luchterhand Verlag (1986).

Höpf Harald, geb. 1956, lebt in Oldenburg. Volksschule, verschiedene Jobs, seit 1980 arbeitslos, Umschulung zum Maschinenschlosser, wieder arbeitslos, so fing er zu schreiben an.

Kahn Lisa, lebt in Houston/USA. „Wer mehr liebt“, Erzählungen und Märchen von und über Frauen (Stoeckner, Berlin, 1984).

Kiewitz Christina, sh. *kürbiskern* 3/86.

Kirchhoff Eberhard, lebt in Dortmund, sh. *kürbiskern* 3/83 und 3/82.

Krüger Thomas, geb. 1962 in Löhne/Westfalen. Nach Abitur Zivildienst, Studium der Chemie, seit 1985 der Anglistik und Geographie in Köln. Gedichte und Literaturzeitschriften.

Kühn August, sh. *kürbiskern* 4/86. „Ostermarsch“ ist ein Auszug aus einem noch unveröffentlichten Roman.

Mardones Orlando, geb. 1946 in Chile. Verschiedene Berufe. Während der Unidad-Popular-Regierung Betriebsratsmitglied in einem Großbetrieb, Funktionär der Einheitsgewerkschaft CUT. Nach dem Militärputsch 1973 mehrere Jahre in Haft. Erhielt 1978 politisches Asyl in Westberlin. Arbeiter in einem Metallbetrieb. Ein autobiographischer Bericht über sein Leben erscheint Anfang 1988 im Selbstverlag. Bestellungen gegen Einsendung von 9,80 DM in Briefmarken oder Verrechnungsscheck (einschl. Versandkosten) an M. O., Aachener Straße 44, 1000 Berlin 31.

Marschner Renate, sh. *kürbiskern* 2/86.

Meinhardt Ute, lebt in Westberlin. Hat eine Naturheilpraxis.

Modlmayr Hans-Jörg, geb. 1940 in Füssen. Studium der Geschichte und Anglistik in Würzburg, Cambridge und Heidelberg. Lektor für Deutsch am Gonville & Caius College in Cambridge. Seit

1973 in NRW. Leitung der Schreibwerkstatt aktuelles forum in Ahaus, ab 1985. Kulturkritische Beiträge für Funk und Presse, Gedicht- und Prosabände.

Neuburger, Kurt, sh. *kürbiskern* 1/87. Zu seinem 85. Geburtstag wünschen wir ihm auch auf diesem Wege alles Gute und weiterhin viel Schaffenskraft.

Ooyen Hans van, sh. *kürbiskern* 4/86, 2/85, und *Zeit-Gedichte*, „Schulter an Schulter. Gedichte aus dem Ruhrgebiet“ (1985).

Pollak Peter, geb. 1953 in Bayreuth. Studium der Kommunikationswissenschaften in München; freiberuflicher Lektor und Texter in Bayreuth. Veröffentlichungen: im Science Fiction Almanach 1987, Moewig Verlag; in der Kulturwarte, Hof, April 1987.

Rappenstein Uta, sh. *kürbiskern* 1/87.

Rehlinger Oliver, geb. 1953, Studium der Amerikanistik, Politik und Philosophie in Göttingen und Kanada, Arbeiten für Presse und Funk. Lebt als freier Autor in Hannover.

Roth Winfried, sh. *kürbiskern* 1/87 und 1/85. Ende 1987 erscheint „Das Restrisiko“ im Verlag Das Arsenal (Westberlin).

Sarker Rotraud, geb. 1942 in Detmold, lebt in Guildford (England). Arbeit als Übersetzerin in London und an der Universität Durrey.

Späh Susanne, sh. *kürbiskern* 2/87.

Speh Bernhard, Facharzt in Hamburg, sh. *kürbiskern* 1 und 3/84.

Spoo Eckart, 50 Jahre, lebt in Hannover. Journalist, Gewerkschafter. Buchveröffentlichungen: „Unheimlich zu Diensten – Medienmissbrauch durch Geheimdienste“ (gemeinsam mit Ekkehardt Jürgens) 1987; „Unser Faschismus nebenan – Erfahrungen bei NATO-Partnern“ (gemeinsam mit Günter Wallraff) 1987.

Schümmelfeder Erhard, sh. *kürbiskern* 1/84.

Stephan Peter M. geb. 1939 in Beuthen, lebt in Berlin und im Allgäu. Nach Studium als Literaturwissenschaftler nun freiberuflicher Autor und Literaturkritiker. Veröffentlichte Gedichte, Essays und Literaturkritiken; gab Literaturzeitschriften und Bücher heraus.

Taefer Karl, sh. *kürbiskern* 4/84 und *Zeit-Gedichte*, „Schulter an Schulter. Gedichte aus dem Ruhrgebiet“ (1985).

Wienering Manfred, sh. *kürbiskern* 2/87.

Wolff Katja, sh. *kürbiskern* 3/86.

Die Verlagsgemeinschaft Klett-Cotta gibt die Ausschreibung des Jean-Améry-Preises für Essayistik bekannt. Der Preis wird für ein bereits vorliegendes oder für ein noch unveröffentlichtes essayistisches Werk vergeben und im Herbst 1988 verliehen. Als Preissumme sind 10000 DM ausgesetzt. Näheres zu erfragen beim Büro „Jean-Améry-Preis für Essayistik“, Postfach 1176, 7000 Stuttgart 1.

Der II. Internationale Pädagogen-Friedenskongress findet Pfingsten 1988 in Bonn statt. Unter dem Motto „Global denken und lehren, vor Ort handeln“ wollen sich Lehrerinnen und Lehrer aus ca. 20 Ländern treffen, um aus ihrer gemeinsamen Verantwortung für Frieden und Zukunft Möglichkeiten der Zusammenarbeit und des Abbaus von Feindbildern zu besprechen und die Zusammenhänge zwischen Friedenssicherung, Umweltzerstörung und Hunger in der Dritten Welt herauszuarbeiten. Der 77jährige Govan Mbeki, der nach 23jähriger Haft von der südafrikanischen Regierung freigelassen wurde, wird als Guest teilnehmen.

Copyright KÜRBISKERN. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden; Rücksendung nur, wenn Rückporto beiliegt.

KÜRBISKERN – Literatur, Kritik, Klassenkampf – wird herausgegeben von Friedrich Hitler, Klaus Konjetzky, Oskar Neumann, Hannes Stütz. Redaktion: Friedrich Hitler (verantwortlich), Klaus Konjetzky, Oskar Neumann. Redaktionsanschrift: Hohenzollernstraße 146/Rgb., 8000 München 40. Verantwortlich für Anzeigen: Gertrud Dietz, Anschrift wie Verlag.

Verlag: Damnitz im Verlag Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH, Xantener Straße 7, Postfach 920, 4040 Neuss.

Gesamtherstellung: Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH, 4040 Neuss.

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt beim Verlag.

ISSN 0023-5016.

F2484 F

IN EIGENER SACHE

Friedrich Hitler und Hannes Stütz

ZUM ABSCHIED

Briefe und Gedichte von: Tondern, Schöfer, Dürrson, Wittlinger-Strutynski, Gardein, Borsich, Michalski, Böni, Stössel, Peters, Engelmann, Brender, Pelzer, Taefler, Eckert, v. Westphalen, Herburger, Walser

GEDICHTE

Oliver Behnssen, Gabriele di Ciriaco, Fritz Deppert, Georg Diederichs, Barbara Erdmann, Horst Feiler, Karlhans Frank, Joachim Fuhrmann, Gisela Gorenflo, Thomas Gruber, Jochen Grünwaldt, Rolf Haarmann, Jens Hagen, Harald Höpf, Lisa Kahn, Christina Kiewitz, Eberhard Kirchhoff, Thomas Krüger, Ute Meinhardt, Hans-Jörg Modlmayr, Kurt Neuburger, Hans van Ooyen, Rotraud Sarker, Erhard Schümmelfeder, Susanne Späh, Eckart Spoo, Karl Taefler, Manfred Wieninger

PROSA

August Kühn, Orlando Mardones, Peter Pollak, Uta Rappenstein, Bernhard Speh, Peter M. Stephan, Katja Wolff

KRITIK UND ESSAY

**Sven Hanuschek: Alfred Andersch und Paul Klee
Uwe Gardein: Zu Alfred Andersch
Oliver Rehlinger: Über Michael Ende
Gisela Eisner: Dressurleistungen schreibender Leisetreter
David Chotjewitz: Über das Schreiben
Renate Marschner: Gespräche mit Frankenstein
Robert Steigerwald/Erasmus Schöfer: Briefe zu „Tod in Athen“**